

4 366

BILDER AUS

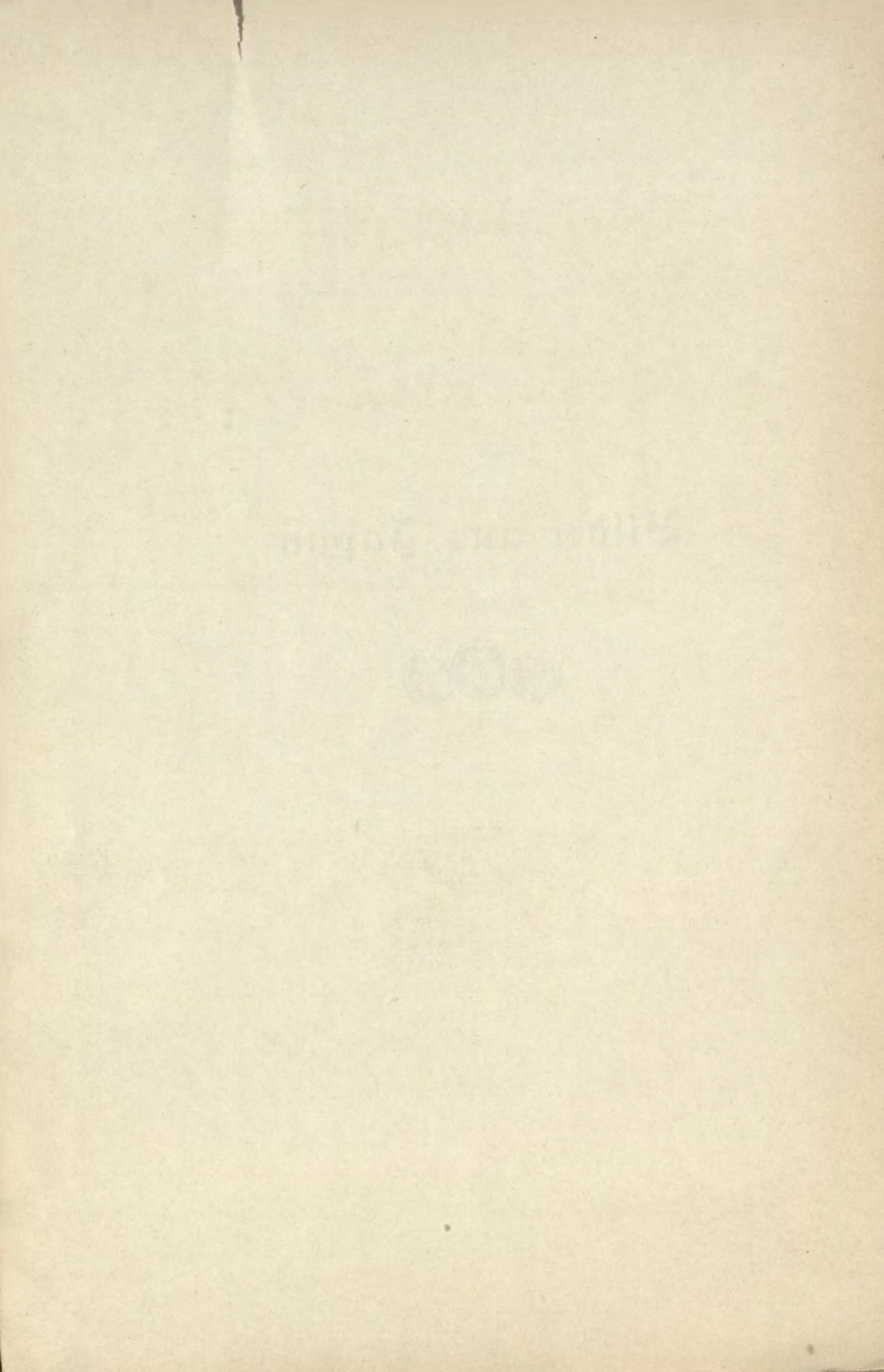


J A P A N

VON
ADDIE
FISCHER

Verlag
VON
Georg Bardi

BERLIN



Bilder aus Japan

von

Adolf Fischer

Illustriert

von

S. Hohenberger und J. Bahr

Mit einer Karte von Japan



Berlin 1897

Verlag von Georg Bondi

CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5165975



4366

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

N-442905D

NH-64574/TMK

Meinem verehrten Freunde

Herrn Professor Erich Schmidt

in Berlin

gewidmet

Inhalt.

	Seite
Der sich waschende Europäer. Ein japanischer Badeort. Eine Fahrt auf den Stromschnellen des Tenryu-gawa	1
Japan zur Zeit der Kirschblüte. Nara. Horyūji	34
Ein Fest im Haupttempel der Jodojekte	43
Die verhängnisvollen To's	55
Japanische Kunstverhältnisse der Gegenwart und Vergangenheit	59
Die Halle von Kyoto	96
Nach dem heiligen Ise. Der Fächermacher von Utsuta. Eine Separatvorstellung des „Ise-ondo“	125
Eine verunglückte Besteigung des Fuji-no-yama	156
Tayū-no-Michiyuki, das „Fest der schönen Damen“	164
Tanabatafest. Schauspielerbegräbnis. Theatergeschichtliches	172
Ein Besuch im Sōshiteater	194
„Ishinotami“, ein großes historisches Schauspiel	209
Das No-Theater in Kyoto	225
Der Nhatoodoritanz in Kyoto. Theeceremonien	239
Kinger. Teufelsgeschichten	245
Der Matsushima-Archipel. Ein Traum auf Kinkwazan	256
Auf Yezo. Unter den Ainōs, den Ureinwohnern Japans	283
Sapporo, Yezos Hauptstadt. Mororan. Die Mission in Japan	313
Das Christentum in Japan und seine Zukunft	323
Ein Liebesverhältnis in Japan	333
Kinkakuji. Der Kitano-Tenjin-Tempel. Nächtliche Feste am Ramogawa. Das Allerseelenfest der Buddhisten. Das von Erdbeben heimgesuchte Gifu. Kormoran-Fischerei	350
Japan zur Zeit der Lotusblüte. Kamakura. Enoshima. Uzenosee	363
Von der japanischen Poeterei	383
Von Japan nach Hongkong. Ein Uhasver in Ostasien	395
Verzeichnis japanischer Ausdrücke	411



Vorwort.

Dies Buch ist theils in Japan, theils zu Hause geschrieben; es faßt in einer Reihe von Aufsätzen das Wesentlichste zusammen, was ich im Lande der aufgehenden Sonne erlebt und geschaut habe, als ich zweimal zu längerem Aufenthalt hinüber gereist war.

Da ich Japan, das mir gleich ans Herz wuchs, im Bilde verewigt sehen wollte, so begleitete mich das zweite Mal ein befreundeter jüngerer Maler, Franz Hohenberger aus Wien, der, während ich heiligen und weltlichen Kunstwerken aller Art an den historisch ältesten Stätten nachforschte und sie zu gewinnen suchte, in Aquarellen und Ölbildern festhielt, was mir an Landschaften, Bauten, Menschen entzückend oder charakteristisch erschien. Seinen Mappen sowie Herrn F. Bahr in Berlin, der gleichfalls Japan durchreist hat, verdanke ich die Illustrationen zu diesem Buch. Ich habe manches gesehen und kennen gelernt, was nicht jeder Tourist sieht, und hoffe trotz aller Bewunderung die Objektivität nicht aus dem Auge gelassen zu haben.

Wo der anspruchslose Reisebericht ins Novellistische überzugehen scheint, wie bei den Geschichten der kleinen Marguerite, des Herrn Fabricius u. a., stehe ich, ein paar Verzahnungen abgerechnet, für die Zuverlässigkeit der geschilderten Charaktere und Verhältnisse ein.

Berlin, März 1897.

Adolf Fischer.

Der sich waschende Europäer. Ein japanischer Badeort. Eine Fahrt auf den Stromschnellen des Tenryu-gawa.

Es war die höchste Zeit, wenn ich noch vor Eintritt der Regenperiode die Tour nach den Tenryu-gawaströmschnellen, den großartigsten Japans, unternehmen wollte, eine Tour, die sehr selten und fast ausschließlich von Japanresidenten*), Kennern des Landes, gemacht wird.

Auf dem konventionellen Globetrotterprogramm der Weltbummler, die in neun Monaten die ganze Erde gesehen und kennen gelernt zu haben glauben, steht sie nicht verzeichnet.

Einige Tage ununterbrochener Nässe bestärkten mich in dem Glauben, daß die Regenzeit bereits begonnen habe, und so gab ich in Gedanken meinen Plan, nach dem Tenryu-gawa zu reisen, bereits auf. Da, eines Morgens, es war am 6. Juni, fand ich beim Erwachen einen lachenden blauen italienischen Himmel über mir: eine blendende Lichtflut ergoß sich über die ganze Landschaft.

In größter Eile traf ich die notwendigsten Vorbereitungen zur Abreise, und so erreichte ich noch mit meinem Dolmetschen um 7 Uhr morgens von Nikko abgehenden Zug, um abends in Karuizawa, das in der Provinz Shinano liegt, einzutreffen.

In diesen Tagen war das Eisenbahnreisen wegen der vielen vom chinesischen Kriegsschauplatz heimkehrenden Krieger äußerst

*) Japanresidenten nennt man die in Japan ständig lebenden Europäer.
Fischer, Japan.

unbequem, und zu dem vielen Wagenwechsel kamen noch so manche Verspätungen auf allen Kreuzungspunkten.

Die interessanteste Strecke auf der Route nach Karuizawa ist die 7 Meilen lange Bergbahn, die über den Utsuipafß führt und den Ingenieuren mehr Schwierigkeiten bereitete, als irgend eine andere bisher in Japan erbaute Bahn.

Erst vor $1\frac{1}{2}$ Jahren wurde sie endgültig dem Verkehr übergeben: sie ist nach dem System Abt, einem Zahnradsystem, erbaut, hat eine Steigung von 1:15 und durchfährt 26 Tunnels. Die über den Utsuigawa führende, von vier Bogen, mit einer Spannweite von je 18 m, getragene Brücke erhebt sich 33,37 m über dem Flußbette.

Vor der Fertigstellung dieser Strecke wurden Passagiere und Güter zu Wagen über den Utsuipafß befördert, und erst in Karuizawa konnte die Bahnfahrt nach Norden (mit der am japanischen Meere gelegenen Endstation Naotetsu) fortgesetzt werden.

In Karuizawa mußte ich übernachten; man räumte mir in einer Yadoya (Gasthaus) das beste Zimmer ein, das natürlich nur durch papierene Schiebewände von den Nachbarzimmern getrennt war. An einem mit glühenden Kohlen gefüllten Hibachi (Kohlenbecken) erwärmte ich zuerst meine erstarrten Hände, denn auf dem 992 m hohen Plateau fröstelte mich nach Sonnenuntergang ganz tüchtig.

Das von breiten Höhenzügen umschlossene Hochplateau, mit vorwiegend moorigem Terrain, entbehrt der Bäume; nur niederes Strauchwerk bedeckt die weite Fläche, die im Dunkel der Nacht gespenstisch aussah. Das weitaus bedeutendste Merkmal der Landschaft ist der mit dichten Rauchwolken bedeckte, stets thätige Vulkan Asama-yama, der seine Macht zuletzt im Jahre 1783 fühlen ließ, indem er alle ihn im Norden einst umschließenden Wälder und Ortschaften völlig zerstörte.

Ein längerer Spaziergang hatte in mir großen Appetit hervorgerufen, und sehr enttäuscht war ich, als ich in meiner Yadoya nichts als Reis, Thee und Zuckerzeug, nicht einmal Fische, bekam.

Da ich einmal acht Tage ganz à la japonaise leben wollte, so hatte ich es unterlassen, irgend welche Konserven mit mir zu nehmen, aber nun erschien mir doch die Aussicht auf ein „reifiges“ Dasein keineswegs rosig.

In Ermangelung jedweden Fleisches, ließ ich von einem Amma-san (Masseur), der eben meine Nachbarn tüchtig durchgeknetet hatte, mein eigenes bearbeiten. Die Kaste der Amma-san*) ist über ganz Japan verbreitet; kein Dörschen giebt es, und sei es noch so klein, das nicht seine Amma-sans hätte, männlichen wie weiblichen Geschlechts. Die sich in Japan diesem

Berufe widmen, sind keineswegs „Damen“, wie bei uns, wo dies Metier sehr einträglich sein muß, denn erst heute las ich im Inseratenteile einer Wiener Zeitung Offerten von einer „Madame Charlotte“, einer „Masseuse très distinguée“, einer „jungen



Amma-san.

*) San heißt sowohl „Herr“ als „Frau“ oder „Fräulein“ und wird aus Höflichkeit jedem japanischen Namen angehängt.

schwedischen Masseur“, einer „adligen jungen Masseur“, und es soll mich gar nicht wundernehmen, wenn ich nächstens von einer massierenden Prinzessin lese.

In so vornehme Kreise ist in Japan die Kunst des Massierens nicht gedrungen; die japanischen Masseur und Masseurin sind fast durchgehends arme durch Blatternkrankheit Erblindete. Des Abends ziehen sie, mit einem Stocke vorsichtig vorwärts tastend, von Haus zu Haus, ihr Kommen durch die traurigen Molltöne einer flötenartigen Pfeife verkündend.

Mit Vorliebe nimmt der Japaner nach dem abendlichen Bade die Dienste der Amma-sans in Anspruch, und dies Massieren, für welches die armen Leute bloß 2 Sen (etwa 5 Pfg.) bezahlen, soll sehr zum Wohlbehagen des Japaners beitragen und ihn vielfach vor Gicht und Rheumatismus schützen.

Während ein altes blindes Weib mich, der ich auf dem Boden lag, nach allen Dimensionen zwickte und knetete, wurde mein Bett zurecht gemacht, d. h. die Matragen und Decken auf dem Boden ausgebreitet und eine Nachtlaterne aus geöltem Papier daneben aufgestellt.

Kaum hatte ich mich hingelegt, in der trügerischen Hoffnung, bis zum nächsten Morgen $1\frac{1}{2}$ Uhr ohne Unterbrechung durchschlafen zu können, da kamen zu einigen schlitzäugigen Lebemännern nebenan Geishas (Tänzerinnen) aus einem Theehause.

Nun ging das Geklimpere, Gesänge und Gefichere los und dauerte die halbe Nacht durch; zuweilen kam mir schon der Gedanke, ob ich nicht eine Papierthüre beiseite schieben und mich bei meinen so rücksichtsvollen Nachbarn einladen sollte; aber schließlich zog ich es doch vor, von neuem Schlafversuche zu unternehmen, was mir ja auch bei der einschläfernden Wirkung, welche die japanische Musik auf mich ausübte, gelungen wäre, wenn mich nicht die höllischen japanischen Tabakpfeifen zur Verzweiflung gebracht hätten.

Da der Japaner nie eine Nacht ordentlich durchschläft, wie ein Europäer unter normalen Umständen, sondern während der Nacht raucht und Thee trinkt, so werden abends vor dem Schlafengehen nochmals glühende Kohlen in fein neben der Matratze stehendes Hibachi gelegt, sowie Theerequisiten und Rauchzeug.

Wohnt von diesen unruhigen Geistern selbst ein verhältnismäßig zahmer im papierenen Nebenkäfig, so kann man doch



Nachtlager.

sicher sein, mindestens mehrmals während der Nacht gestört zu werden.

Der Sinn für das Niedliche, der dem Japaner inne wohnt, drückt sich kaum in etwas sichtbarer aus, als in seinem Pfeifchenrauchen, und tagsüber machte es mir immer Spaß, Männlein und Weiblein rauchen zu sehen, aber zu nachtschlafender Zeit hatte ich diesen Zeitvertreib.

Mehr als zwei bis drei Züge kann der Raucher aus dem kleinen metallenen japanischen Pfeifchen nicht machen,

daher dreht er in seinem Tabaksbeutel schon immer eine neue Pille, die er sofort an der noch brennenden Asche des ausgeklopften Pfeifchens anzündet. Dies Ausklopfen der Pfeifchen in das haifuki, eine Art Aschenbecher aus einem Stück Bambus, geht einem durch Mark und Bein, denn die mit dem Metallköpfchen gegen den Bambus geführten Schläge erzeugen einen so harten, scharfen, trockenen Ton, daß man dadurch aus dem tiefsten Schlafe aufgerüttelt wird.

Kaum graut der Morgen, so werden die „Amados“, das sind die Bretter, welche über Nacht vor die das japanische Haus umlaufende Terrasse in Falzen eingeschoben werden, damit keine Diebe einsteigen können, wieder weggezogen und in einer Nische am Ende der Veranda aufgehoben. Bei Nacht ist man also eingeschlossen, frische Luft zu schöpfen ist unmöglich; diese vorgeschobenen Laden erinnern mich immer an einen Raubtierkäfig, der auf Reisen geschickt wird.

Das Herauschieben der Amados macht natürlich einen Höllenlärm; man glaubt in einem Eisenbahnzuge zu sitzen, der über eine Holzbrücke fährt.

Für die Shintoisten ist es das Zeichen zum Beten, und da beginnt denn auch das Händeklatschen, wodurch man nach dem Shintoglauben die Götter herbeiruft.

Froh war ich, als die Nacht zu Ende ging. Mein Dolmetsch kam und bat mich, auf die Veranda zu gehen und mich dort zu waschen, denn hier im Zimmer, das mit so schönen Tatamis (Matten) bedeckt sei, gehe das nicht an.

Wir war das ganz einerlei, und wenn mein Hauswirt gewünscht hätte, daß ich mich auf dem Dache waschen solle, so hätte ich es auch ohne Säumen gethan.

Man brachte auf die Veranda ein kleines Bambusgestell mit einer Messingschüssel; auf dringendes Verlangen bekam ich auch ein Glas und ein Handtuch, das die Größe eines Taschentuches hatte.

Diese Vorbereitungen hatten die Aufmerksamkeit der Gäste auf sich gezogen.

Alle Schiebethüren öffneten sich nach der Veranda zu, und es herrschte eine Spannung und Aufregung, als ob einer gehenkt werden sollte. Die Gäste, meist Familien, die nach Zenkoji pilgerten, einem der berühmtesten unter den zahllosen Wallfahrtsorten Japans, konnten mein Erscheinen kaum erwarten; sie hatten bereits den Abend vorher ihr Bad genommen, und schienen, da sie früh abreisten, ihre Morgenreinigung nur auf das Allernotwendigste beschränkt zu haben.

Reinen Gewissens trat ich auf die Veranda zur goldig blinkenden Waschschüssel, füllte mein Glas mit Wasser, gewöhnte meinen Schwamm von neuem an das feuchte Element, als ich mich auf einmal von einer Schar von Zuschauern umringt sah, die mich neugierig, aber gutmütig anglozte.

Wider Willen fand ich mich in die Situation versetzt, eine Vorstellung zu geben, und mich vor dem verehrten Publikum verbeugend, verkündete ich laut: „Der sich waschende Europäer, Schwamm mit Schwamm in einem Akte.“ Der Vorhang hob sich, das heißt, mein Hemd senkte sich.

Die Aufnahme der Novität gestaltete sich folgendermaßen: Die Gesichtswaschscene hatte mäßigen Beifall, die Handwaschungs-scene fiel so ziemlich ab, hingegen die Zahnputzscene mit obligater Kalodontausquetschung auf die Zahnbürste fand einen zündenden, durchschlagenden Erfolg.

Lautes Beifallsgemurmel lief durch die Reihen der verehrten Zuschauer, ja, es fehlte nicht viel, und ich hätte ganz so, wie in der italienischen Oper, wo ganze Scenen wiederholt werden, meine Zähne da capo gepuzt.

Nun glaube man ja nicht in der lieben Heimat, daß dem von europäischer Kultur noch unbeleckten Japaner die Kunst des Zahnputzens gleich fremd sei wie unseren trefflichen Bauern.

Der Japaner gebraucht statt der Zahnbürste das Stäbchen eines Weidenbaumes, dessen Ende, durch zahlreiche Einschnitte gefasert, gleichsam einen Pinsel bildet, und statt der Zahnpasta nimmt er etwas Salz, das stets in einem Gefäß beim Brunnen steht.

Nach eingenommenem „Morgenreis“ fuhr ich, da ich für meine Tour nach Tokimata, wo die Stromschnellen des Tenryugawa beginnen, in Karuiyawa keine Pferde austreiben konnte, mit der Bahn $1\frac{1}{4}$ Stunde weiter nach Tanaka, von wo aus ich sogar noch einen Tag früher mein Ziel erreichen konnte.

Die Bahn ging fast die ganze Strecke abwärts, zur Rechten der mächtig rauchende Kegel des Asama-yama.

Bis Tanaka fuhr ich mit mehreren Damen, die ich als liebe Zuschauerinnen erkannte, und die mich dankbar ob des verschafften Kunstgenusses begrüßten. Sie kritisierten nach Frauenweise den Reis in Karuizawa, sowohl hinsichtlich der Qualität, als auch seiner Zubereitung. Um meine Meinung befragt, mußte ich errötend meinen mangelhaften „Reisverstand“ eingestehen.

Was den Reis betrifft, ist der Japaner Gourmet, er kennt die feinsten Unterschiede heraus und ist sehr schwer zu befriedigen. Einer der hervorragendsten japanischen Generale erzählte kürzlich einem meiner Bekannten, daß wir Europäer sehr im Irrtum waren, als wir meinten, es sei in Korea und der Mandschurei ein Leichtes gewesen, die Truppen zu verpflegen, da sie sich mit Reis begnügten. Eben darin lag die große Schwierigkeit, da der Japaner in diesem Punkte furchtbar heikel ist. Den chinesischen Reis ißt er überhaupt nicht; dann darf der Reis nicht zu viel, aber auch nicht zu wenig gekocht sein, und es ergaben sich so während des letzten Feldzuges Schwierigkeiten, die wir gar nicht ahnen können.

Die Pferde, die ich in Tanaka zu finden hoffte, konnte ich dort auch nicht erhalten, denn erstens war durch den letzten

Feldzug der Pferdebestand ganz bedeutend reduziert worden, und dann brauchte man die wenigen, die noch da waren, teils zum Transport, teils auf dem Acker.

So nahm ich denn drei Jirikishawägelchen mit 6 Kulis, je zwei Kuli für ein Gefährt, wovon eines ich, ein anderes mein Dolmetsch benutzte, während das dritte für's Gepäck blieb. Wir fuhren durch ein breites Thal, bepflanzt mit Reis und vielen Maulbeersträuchen; zu den beiden Seiten erhoben sich



Jirikisha.

anmutige Hügel; durch die Ortschaften flossen allenthalben Bächlein, die, eingefäumt von blühenden Lilien, Päonien oder Rosen, das Auge des Wanderers entzückten.

In dieser Gegend waren die Häuser massiv und hatten Lehmmauern, nicht bloß die sonst üblichen dünnen Holzwände; die Dächer waren mit einer etwa zwei Fuß dicken Strohlage bedeckt, an den Enden aber scharf ausgeschnitten.

Die Straße war bis Wada ziemlich gut, nur mußte man mehrere elende, höchst unsichere Brücken passieren. Bauern und

Bäuerinnen arbeiteten bei einer versengenden Hitze in mangelhafter Toilette im Felde, die Kinder, im Kostüm der Raffaelschen Putti, spielten auf der Straße.

Meine Kulis benutzten jeden Aufenthalt, um ihre Füße mit Wasser, das sie in den Mund nahmen, durch einen feinen Sprüh-



Reisfeld.

regen zu erfrischen, eine Manipulation, die ich bisher nur bei Bouquets kannte, und die mich herzlich lachen machte.

Gegen 3 Uhr nachmittags erreichten wir Wada, das am Fuße des höchsten Passes, über den die Nakasendostraße führt, gelegen ist. Über den 1607,66 m hohen Wadatogepaß hatten die Kuli, da der Weg sehr steil und überhaupt unfahrbar sein sollte, nur das leere Wägelchen zu schleppen, aber ich gönnte

ihnen doch zu ihrer Stärkung eine längere Ruhe, denn sie waren schon tüchtig gelaufen.

Nakasendo, d. h. „Straße zwischen den Bergen“, ist der centrale Gebirgsweg, so genannt im Gegensatz zum Tokaido, dem größten, belebtesten, östlichen, und dem Hofuroku-do, dem nördlichen Landwege. Tokaido, Nakasendo, Hofuroku-do sind die drei großen Verkehrsstraßen, die zwischen Tokyo und Kyoto laufen, und auf denen sich, bevor es in Japan Eisenbahnen gab, das regste Leben entwickelte.

Die Nakasendostraße zieht sich durch die Provinzen Musashi, Kotsuke, Shinano, Mino, Omi und Yamashiro, und wurde schon im 8. Jahrhunderte n. Chr. erbaut. Die Yadoya in Wada ist einer der größten Gasthöfe, die am Nakasendo liegen; hier lagerten und übernachteten die Daimios, die altjapanischen Feudalherren, auf ihren Zügen nach Tokyo, wo sie die Hälfte des Jahres leben mußten.

Der Shogun Iyemitsu, der von 1623 bis 1651 regierte, verordnete, daß die Frauen und Kinder der Daimios in Tokyo in einem eigenen Viertel, wo sie unter strenger Kontrolle standen, residierten und daß die Daimios selbst nur die Hälfte des Jahres auf ihren Burgen und Schlössern weilen durften, wo sie ebenfalls von Spähern umgeben waren, die irgend welche Verschwörungen sofort dem Shogun hinterbrachten.

Kyoto, die Residenz des Mikado, durften die Daimios nicht betreten; der Verkehr mit dem Shogun war so geregelt, daß dieser den Daimios die Zeit vorschrieb, die sie in Tokyo zu verbringen hatten, die Art der Geschenke, sowie die Zahl und Größe ihres Gefolges.

Da es 255 Feudalherren gab, so sah man auf den drei Verkehrsstraßen immer Daimiozüge, die nach Tokyo oder heimwärts zogen, wobei sie großen Glanz und Pomp entwickelten. Vor jedem Zuge schritt ein Herold, ein „Shitamiro“, auf dessen

Aufforderung jedermann sich zu Boden warf und die Reiter von ihren Pferden steigen mußten. (Diese Ehrenbezeugungen begegneten mir, wie jedem Europäer, der in gewissen Teilen der Preangerlandschaften auf Java reist, noch heutzutage). Zuwiderhandelnde wurden als Beleidiger der Herren vom Gefolge niedergemetzelt. In der Nähe Yokohamas begingen im Jahre 1863 drei Engländer und eine Dame, die dem Zuge des Fürsten von Satsuma begegneten, die Thorheit, der Aufforderung nicht Folge zu leisten, worauf einer, ein Mr. Richardson, sofort getötet wurde, die anderen aber schwer verwundet liegen blieben.

Dieser Vorfall hatte noch ein politisches Nachspiel und endete mit der Beschießung von Kagoshima, der Hauptstadt Satsumas, durch die Engländer.

Heutzutage haben die Daimiozüge aufgehört, und nirgends reist man sicherer als in Japan, vorausgesetzt, daß man die Leute nicht beleidigt oder verspottet.

Daß es in den Yadoyas hoch herging, wenn ein Daimio mit Gefolge eintraf, daß dann die Geishas (Tänzerinnen) der Umgebung gute Zeiten hatten, bedarf keiner weiteren Versicherung, denn der Japaner liebt „Reis, Weib und Gesang“.

Die Vorhallen solch großer Yadoyas sind bedeckt mit kleinen Totivtafeln, Brettchen, auf denen die Namen hoher Gäste verzeichnet stehen, die dort gehaust haben. Die Elitefremdenbücher, auf Holztäfelchen geschrieben, bilden den Stolz eines Hauses; solche Brettchen, sowie blau oder rot bedruckte Fahnen in Taschentuchformat, die von Mitgliedern der in Japan zahllosen Pilgerinnungen („Kojas“) gestiftet und gleichfalls aufgehängt werden, sprechen für das Ansehen und die Popularität der Yadoya.

Nicht nur an den vielen Maulbeerpflanzungen, auch an den vorüberziehenden Saamtieren, deren Hüfe mit Reisstrohbandalen umwunden waren (was übrigens in Japan in vielen

Gebirgsgegenden üblich ist) und die mit Kokons gefüllte Bambusföhrbe trugen, konnte man sehen, daß man in einer Gegend war, deren Bevölkerung die Seidenzucht betrieb.

Bald hinter Wada wurde der Weg fast unpässierbar, die armen Kulis mußten im Schweiß ihres Angesichtes über zwei Stunden bis zur Paßhöhe die Wagen mehr tragen als ziehen.

Da gerade an einer neuen, für Wagen fahrbaren, Straße gebaut wurde und vielfache Sprengungen stattfanden, so war der Weg teilweise ganz zerstört; man mußte oftmals wie eine Ziege an Abhängen klettern.

Zu beiden Seiten des Passes erhoben sich steil aufsteigende Bergketten, bedeckt mit üppigster mannigfaltigster Vegetation, von einer Reichhaltigkeit der Arten, wie man sie nur in Japan findet, wo die tropische Flora einen Kompromiß mit der nordischen geschlossen hat.

Erstere wird begünstigt durch die zahlreichen warmen Sommerregen, letztere durch die den Pflanzen einer nördlichen Region absolut notwendige Winterruhe. Gar manche Pflanze, die in den niedriger gelegenen Thälern ihre Blütezeit bereits hinter sich hatte, so z. B. Glycinen, die mit ihrem Geranke hohe Bäume so üppig umschlungen hielten, daß sie dieselben ganz bedeckten, blühten auf den Höhen herrlich und hatten das Aussehen riesiger Weinstöcke mit Tausenden von lilafarbigem Trauben; auch Azaleen wucherten in Unmassen längs eines wildschäumenden, ungebärdig über die Felsblöcke herabstürzenden Bergstromes.

Auf der Paßhöhe konnte man sich an dem Fernblick auf den Asama-yama, Tatehina und Matsugatake, die noch im tiefen Schnee lagen, erfreuen. Der steile Abstieg, der landschaftlich von größtem Interesse war, bot den Kulis auch keine sonderliche Erholung, denn sie mußten oftmals den Wagen tragen.

Die terrassenförmigen Abhänge waren mit Reis bebaut und künstlich bewässert, ein Verfahren, das der japanische Land-

mann schon seit Jahrtausenden emsig befolgt und das der Mühe lohnt, da ein solches Terrain um ein Drittel weniger Düngstoff braucht als ein unbewässertes.

Von den Matten brachten Pferde massenhaftes Grünzeug zu den Feldern geschleppt, das bei uns zum Viehfutter dienen würde, eine Verwendung, die hier, wo es keine Viehzucht giebt, wegfällt. Dies Grünzeug wurde von den Bauern und Bäuerinnen, die beide nur mit einer kurzen Jacke und einer Art Schwimmhose angethan waren, einen tellerartigen breiten Hut aus Binsegelch auf dem Kopfe hatten und bis zu den Knien in den überschwemmten Reisfeldern standen, in den schlammigen Boden eingetreten, um dort zu verfaulen.

Zu dieser Prozedur haben die Leute etwa zwei Fuß lange und einen Fuß breite Bretter angelegt, mit denen sie auf den Feldern herumtreten, um nicht zu tief in Schlamm zu versinken. Auf dem Abstiege nach Shimomo-no-juwa, dem für heute festgesteckten Ziel, erblickte ich unweit des Weges unter Kryptomerien ein Steindenkmal; es war sechs Samurais (Kriegern) geweiht, die im Dezember 1863, von Feinden hart bedrängt, auf diesem Platze das Harakiri (Bauchausschlügen) an sich vollzogen hatten, da sie sich nicht ergeben wollten.

Charakteristisch für diese Gegend, so z. B. den Ort Higashi Mochiya, sind die „Juros“, die Badewannen an der Straße, die, da es gerade Abend war, als ich vorbei kam, von Männlein und Weiblein benutzt wurden, so harmlos, als ob sie sich in einer geschlossenen Badekabine befänden.

Die viereckigen, zum Teil hüttenartigen Holzwannen, in denen man nur mit angezogenen Beinen hocken kann, werden durch einen kleinen Schornstein aus Eisenblech, der mit glühenden Kohlen gefüllt wird, bis zu 46° Celsius, einer dem Japaner sehr mässigen Temperatur, erhitzt. Durch dies so heiße Baden sollen die Japaner sehr abgehärtet und unempfindlich gegen Erkältungen

werden, auch soll im Winter ihr dadurch erhitztes Blut sie vor dem Frieren bewahren.

Höchst drollig wirken die über den Badewannen an Stöcken befestigten Schirme aus geöltem Papier, die bei etwaigem Regenwetter die Frisuren der badenden Damen schützen sollen.



Hauptstraße in Shimo-no-suwa.

Bei strömendem Regen fuhren wir in der Dunkelheit durch die bergigen Straßen Shimo-no-suwas, wo ich in der besten Yadoya sehr zeremoniell empfangen wurde. Meine Kulis, durchnäßt und kotbespritzt, wurden gleich beschmutzten Wagenrädern an der Schwelle des Hauses fein säuberlich abgewaschen; erst dann durften sie die sauberen mattenbedeckten Räume betreten.

Neugierige fanden sich alsbald genug ein und reckten ihre Hälse nach mir aus, denn meine Ankunft hatte sich im Städtchen wie ein Lauffeuer verbreitet.

Shimo=no=suwa, ein bei den Japanern beliebter Badeort, liegt in einem Gebirgskessel, der größtenteils vom fischreichen Suwasee ausgefüllt ist, auch giebt es hier zwei heiße Quellen von 33° und 35° Celsius. Gerne würde ich vielen europäischen Familienvätern, die über den übertriebenen, schwer erschwinglichen Toilettenluxus, der in den fashionablen Badeorten Europas herrscht, klagten, dies Bad wegen seiner Billigkeit und der Schlichtheit seiner Sitten empfehlen, müßte ich nicht fürchten, daß die dort übliche allzu große Ungeniertheit zum Steine des Anstoßes würde.

Der Regen hatte sich gelegt, und so studierte ich denn das BADELEBEN Shimo=no=suwas, das sich nur des Abends abspielen kann, denn tagsüber beschäftigen sich die Badegäste mit Reiseessen und anderen nützlichen Dingen.

Kurtaxen, Kurmusik und dergleichen unliebame Einrichtungen belästigen den dortigen Kurgast nicht, auch sieht man auf der dortigen Promenade des Abends, wo Herren und Damen vom und zum Bade gehen, wenig Toilettenluxus. Die elegantesten Herren, die „Badegigerln“, sind bloß mit Sandalen bekleidet, den Kimono tragen sie anstatt eines Paletots stutzerhaft über die Schulter geworfen; die Damen hingegen haben nach dem Bade ihren Kimono um die Hüften geschlungen, so den Unterkörper teilweise bedeckend, und führen ihre splitternackten Kinder an der Hand.

Die Badehäuser selbst sind sehr einfache Holzbaracken; die Herren- und die Damenabteilung haben einen gemeinschaftlichen Eingang, doch sind beide Abteilungen durch einen etwa 4 Fuß hohen sehr lückenhaften Holzzaun voneinander getrennt. Thüren giebt es im Innern nicht, auch keine Badewäsche, und zu gemüt-

lichem Plausch kommen beide Geschlechter, den Holzsaun ignorierend, zusammen, um die interessantesten Erlebnisse des Tages zu besprechen.

Als ich das Bad verließ, kam ein „Basha“, ein japanischer Omnibus angefahren, dessen Außenseite schon jedem Europäer Freudenthränen entlockt haben würde. Aber erst der Inhalt! Drinnen saßen, zusammengepfercht wie gepökelte Heringe in der Tonne, Männlein und Weiblein, die sittsam ihren Kimono auf dem Schoße vor sich liegen und — gar nichts an hatten; hingegen war der Postillon, der den Herrschaften aus der engen Wagenthüre heraushalf, mit einem sehr abgenutzten Posthorne, das einjt, weiß Gott wo, in Europa geblasen worden war, bekleidet.

Die Omnibuspassagiere sahen mich scharf an; mich überkam auf einmal unter all diesen eleganten Badegästen ein Gefühl der Scham, ich kam mir gar so bekleidet vor, und von diesen unangenehmen Empfindungen gedrückt, schlich ich still zu meinem Vogelhaus, — Hotel wollte ich sagen.

Mein Abendreis war mit gebratenen Alfstücken versehen, ein Leibgericht der Japaner, und ich putzte mit meinem Eßstäbchen die Schale bis zum letzten Körnchen aus; darauf folgte der Thee und dann der Sake. Daß ich in dieser „kühlosen“ Gegend den Thee ohne Milch trank, ist selbstverständlich.

Nochmals ging ich an diesem Abend etwas spazieren; in meinem Bade, das hier ausnahmsweise für sechs Personen berechnet war, thaten sich meine Kuli jetzt gütlich und sahen mich vergnügt vorbeigehen. In reinjapanischen Nadoyas, wohin Europäer selten kommen, hat man als solcher stets das Vorrecht, zuerst zu baden; man wird gewöhnlich von der Wirtin dazu aufgefordert, indem sie hinzufügt, daß die anderen Gäste darauf warten.

Das Baden ist nun einmal des Japaners größte Lust, und obgleich ein jedes Haus Badevorrichtungen besitzt, so existieren z. B. in Tokyo doch über 800 öffentliche Bäder, die täglich von mehr als 300 000 Menschen besucht werden. Man kann also, glaube ich, getrost behaupten, daß in keiner Stadt der Welt soviel gebadet wird, als in der Hauptstadt Japans. Fernstehende denken sich den Brauch, daß zuerst die Gäste, dann die männlichen, hierauf die weiblichen Familienmitglieder, schließlich die Dienerschaft ein und dasselbe Bad benutzen, viel unappetitlicher, als es in der That ist; denn erstens sind alle Badenden, da sie sich täglich baden, ungewöhnlich rein, so daß hundert Japaner ein Wasser kaum so trüben möchten als etwa ein Sizilianer oder ein Bewohner Kaschmirs; ferner läßt sich der Japaner in der Wanne nur abbrühen, braucht die Seife daneben und begießt sich mit einem Kübel kalten Wassers. Unangenehm sind nur die feuchten Keiblappen; man wird also erst im Kimono trocken.

Nach einer oftmals unterbrochenen Nachtruhe, da die Moskitos so liebenswürdig waren, mich auch hinter dem Netz aufzusuchen, erwachte ich früh beim garstigsten Regenwetter. Wenngleich es sehr fraglich war, ob ich bei solchem Wetter die Stromschnellen des Tenryu-gawa hinunterfahren könnte, so gab es für mich doch kein Umkehren mehr.

Wir verließen von Shimo-no-juwa ab die Nakasendostraße, denn wir gingen direkt südlich. Der Himmel sah trostlos aus: durch die ganze Natur zog ein Frösteln, als ob sie in nasse, schliffige Tücher gewickelt worden wäre, durch die nur ab und zu das Stückchen eines Berges guckte. Graue Wolken in den seltsamsten Formen hingen tief vom Firmamente herab. In ihre Minos (aus Binienstroh geflochtene Regenmäntel) eingehüllt, die ihnen das Aussehen von zweibeinigen Stachelschweinen gaben, standen auf den schier unabsehbaren bewässerten Reisfeldern die

Bauern, die, obwohl ihnen das Wetter sehr erwünscht war, dennoch stumpfe, trübselige Gesichter machten.

Alle Augenblicke verloren meine Kulis, die sich abplagten, um vorwärts zu kommen, eine Strohsandale, die im Schlamm stecken blieb.

Gespensstisch sahen in der Nebellandschaft auf den Reis-



Kuli im Mino.

feldern im Kreise getriebene Pferde aus, die Grünzeug zu Düngerzwecken eintraten. Wohin das Auge blickte, man konnte nicht froh werden. Unaufhörlich trommelte der Regen auf das mit Wachstuch überzogene Zinrikishadach, und da wir nur kurze Mittagsrast hielten, so kamen wir schon um 5 Uhr abends nach Akao. Weiter konnten wir nicht, denn die einzige, heute noch

erreichbare Nachtstation, Sjima, war vor einigen Wochen ganz niedergebrannt.

Nach dem üblichen Empfang betrat ich die Vorhalle des Theehauses zu Akao, die mich in dieser Gegend an die österreichischen Almenhütten erinnerte, da von der Balkendecke an einer Kette ein eiserner Kessel über dem offenen Feuer herabhäng und das Gesinde rundum saß.

Auf einer leiterartigen Treppe, die fast senkrecht aufstieg, trotzdem aber kein Geländer hatte, hinaufkletternd, erreichte ich mein im ersten Stockwerke befindliches Gemach, wo im Tokonoma in einer Vase herrliche Päonien und Rosen standen. Geländer und sonstige Schutzvorrichtungen an den Stiegen, oder im ersten Stockwerke um die Treppenöffnung, kennt man hier nicht; die Leute müssen entschieden vorsichtiger und nuchturner als bei uns sein, da man nie von Unglücksfällen hört.

Kaum saß ich auf den Matten meines blinkend sauberen Raumes, als ein Schiebefenster, das auf die Veranda führte, bei Seite geschoben wurde, und drei Mesans (Kellnerinnen) auf ihren Pfötchen herein gekrochen kamen. Dsuzi-san (Fr. Glycine) brachte Thee, Djen-san (Fr. Tausend) Zuckerzeug und Otaki-san (Fr. Bambus) das Hibachi, das mit glühenden Kohlen gefüllt war.

Das Profil dieser Damen hatte eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem einer Fledermaus, und aus ihren drei Nasen hätte sich vielleicht eine anständige europäische formen lassen. Abgesehen von ihrem unseligen Gesichtstypus waren diese kleinen Geschöpfe zierlich, artig, voll drolliger Aufmerksamkeit; als Dienstmädchen schätze ich überhaupt ob ihrer Nettigkeit, Willigkeit und Anstelligkeit die Japanerin mehr als ihre Kolleginnen irgend einer anderen Nation.

Sehr anheimelnd, wirklich altpatriarchalisch, ist im Innern Japans das Verhältnis der Diener und Dienerinnen zur Herr-

schaft, von der sie wie zur Familie gehörig betrachtet werden. Sie sitzen Abends mit der Familie im Vorraume um das offene Feuer, trinken Thee, dürfen sich auch am Gespräche, an Tänzen und anderen Spielen beteiligen, kurz, ihre Stellung ist eine



Wirtin und Mesjans in der Nadoya zu Akao.

ungleich weniger drückende als bei uns; aber es soll auch nie vorkommen, daß eine Dienerin ihrem Herrn den schuldigen Respekt versagt.

Wie ein Wundertier wurde ich von Fräulein Bambus und Fräulein Glycine, die mich an den Fingerspitzen fassend in ihre Mitte nahmen, durch den Ort geführt.

Kein Haus, in dem nicht Seidenraupen gezogen worden wären; auch gab es viele Schmiede, die Sensen und andere Werkzeuge verfertigten.

Ein mit starkem Gefälle durch den Ort fließender Bach war hoch angeschwollen und teilweise übergetreten; von der Umgebung konnte man, da sie in dichte Wolfenschleier gehüllt war, nichts sehen.

Als mich meine Damen wohlbehalten ins Hotel zurückbrachten, erwartete mich schon die Wirtin und ersuchte mich zu baden, denn es seien noch zwei japanische Gäste im Hause, die gerne vor dem „Abendreis“ baden möchten. Fräulein Bambus führte mich zur Wanne, das Wasser war aber so heiß, daß man darin hätte Krebs kochen können; auf meine dringenden Vorstellungen ließ sie durch einen Kuli zwei Kübel kalten Wassers bringen, die er in die Wanne goß.

Mit Blitzesschnelle hatte Fräulein Bambus ihren Kimono, das einzige Kleidungsstück, das sie trug, bis zu den Lenden abgestreift, verrührte das kalte mit dem heißen Wasser, und als dies genügend geschehen, verbeugte sie sich mit der ernstesten Miene von der Welt und entfernte sich mit dem Kuli. Ein komischeres Völkchen als die Japaner giebt es doch kaum auf diesem Planeten!

Auf einem kleinen Lactischchen brachte man mir mein Essen aufs Zimmer, denn in japanischen Yadoyas speist immer jeder Gast in seinem Käfig, und außer Reis bekam ich dort Fisch, Lotoswurzeln und in kleine Scheiben geschnittene Rettiche. Einen großen Napf voll Reis neben sich, um daraus stets von neuem zu schöpfen, falls man noch mehr wünscht, sitzt die Mesan bei einer jeden Mahlzeit dem Gaste gegenüber auf ihren untergeschlagenen Beinchen, sieht stumm zu und schenkt nur Sake oder Thee in die kleinen, ungefähr sechs Fingerhüte fassenden Schälchen, sobald sie leer sind.

Als ich am nächsten Morgen nach 5 Uhr erwachte, begrüßte mich eine Anzahl schneebedeckter Berge, die sich klar vom Morgenhimmel abhoben; das Wetter hatte sich zum Besseren gewendet, und so durfte ich hoffen, von Tokimata aus die Stromschnellen passieren zu können.

* * *

Um 6 Uhr trabten meine Kulis bereits auf der Landstraße, in einer Stunde hatten wir das vor kurzem ganz niedergebrannte Njima erreicht. Einstweilen lebten dort die Bewohner in Strohhäuschen, mit Baumrinden bedeckt, während allenthalben rüstig an der Wiedererrichtung der alten Bauten gezimmert wurde. So fürchterlich wie für uns ist das Abbrennen für den Japaner keineswegs, er setzt sich leicht darüber hinweg, denn durchschnittlich soll ein japanisches Haus nicht länger als sieben Jahre stehen, auch sind die in allen japanischen Häusern gleich großen Schiebethüren und Matten stets vorrätig auf Lager, so daß der Schaden bald wieder gut gemacht werden kann.

In Tokyo hörte ich einmal ernsthaft behaupten, es sei absolut notwendig, daß ab und zu große Brände stattfänden, denn sonst könnten die Zimmerleute nicht existieren, und man darf füglich sagen, daß der Gott des Feuers gleichzeitig der Schutzpatron der Zimmerleute ist.

Nach vier bis fünf Stunden erreichten wir Sida, ein gewerbliches Städtchen mit etwa 3000 Häusern, was einer Einwohnerzahl von 12000 Köpfen gleichkommen mag, da in Japan durchschnittlich vier Personen ein Haus bewohnen.

Auf den Feldern um Sida, die in einem etwa 200 m tiefer gelegenen breiten Thale sich ausdehnen, war Gerstenernte; Männer und Weiber banden das Getreide zu Garben und steckten diese auf hohe Gerüste, die aus parallel übereinander laufenden Stangen bestanden. Für die arme Be-

völkerung, der der Reis zu teuer ist, bildet Gerste das Hauptnahrungsmittel.

Nach mehrstündiger Fahrt näherten wir uns dem aus dem Suwajee abfließenden Tenryu-gawa, dessen Bett ein paar hundert Fuß tief unter der Landstraße liegt, auf beiden Ufern von fast senkrecht emporsteigenden Felswänden eingeschlossen, die mit Azaleen und Glockenblumen bedeckt waren. Wild und ungestüm stürzte der Fluß über sein steiniges Bett, als wollte er die darin liegenden abgestürzten Felskolosse, die ihm den Weg versperrten, hinwegschwemmen.

Im Stillen stiegen mir starke Bedenken auf, wie man mit diesem wilden, störrischen Gesellen auf einem schwachen Fahrzeuge fertig werden könne. Meine zwei Jirikishakuli hatten gleich den Ziegen die verruchte Manie, mit Vorliebe dicht am Abgrunde zu gehen, obwohl ich mir das schon mehrmals ernstlich verboten hatte. Wir bogen um eine Ecke, und da kam ich denn richtig mit dem halben äußeren Rade schon über den Abhang hinaus, wenngleich die Straße breit genug war, um dies vermeiden zu können. Mit einem Satze war ich aus dem Wagen, im nächsten Moment trugen die zwei Kuli den Abdruck meiner Rechten auf ihrem Profil.

Von diesem Augenblick an fuhren sie fein, wie es sich gehörte, inmitten der Straße. Es giebt eben Situationen, in denen die fünf Finger doch den besten Dolmetsch abgeben!

Tokimata erreichte ich um 3 Uhr nachmittags; der Wasserstand sei, so wurde mir versichert, gerade ein günstiger; mein vorher bestelltes Boot werde bestimmt am Abend hier sein, denn, da es heute nicht geregnet habe und morgen höchstwahrscheinlich gutes Wetter sei, so unternähmen die Schiffer wohl die Fahrt. Im Hofe des Theehauses, in dem ich einkehrte, fand ich ein kleines allerliebtestes Gartenhäuschen über einem Karpfenteich gebaut und ließ es mir nicht nehmen, darin zu wohnen.

Nach einer stromabwärts gelegenen alten Holzbrücke über den Tenryu-gawa, wo die wildromantische Fahrt durch die Stromschnellen beginnt, hatte man über eine Stunde zu gehen.

Der Weg führte durch verschiedene Ortschaften, und wie überall in der Provinz Shinano, so war auch hier allgemein die Seidenzucht Hausindustrie. Dies sich zum Heil der Bevölkerung immer mehr und mehr entwickelnde Gewerbe Japans, dessen Beginn schon ins 3. Jahrhundert nach Christus fällt, dürfte sicherlich die älteste aller Industrien des Landes sein. Koreanische und chinesische Einwanderer brachten sie ins Land, sie entwickelte und verbreitete sich gleichzeitig mit dem ebenfalls von dort kommenden Buddhismus und fand von jeher, schon in den ältesten Zeiten, mächtige Gönner und Förderer an den Mikados. Heutzutage ist die Seidenzucht neben dem Reis die Hauptquelle des Nationalreichtums; selbstverständlich hat die Regierung alles aufgeboten, um das Rohprodukt zu verbessern, die Zucht zu heben und Musteranstalten ins Leben zu rufen, denn nach der mir vorliegenden Ausfuhrtablelle von 1889 exportierte Japan in diesem einen Jahre für mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Yen *) Abfälle, zudem große Quantitäten von künstlichen Seidengeweben. Besonders letztere werden immer beliebter im Auslande und finden dort immer mehr und mehr Liebhaber. Den rapiden Aufschwung der Seidenkultur in den letzten Decennien verdankt Japan einer Epidemie, der Pebrine, die in Frankreich und Italien, später in Kleinasien, Persien, Indien, ja sogar in China die Seidenraupen ergriff. Besonders in den beiden erstgenannten Ländern zerstörte sie die blühenden Kulturen und die damit zusammenhängende Industrie auf viele Jahre hinaus. Japan, das dank seiner isolierten Lage auch von diesem, wie von so manchem anderen Übel verschont

*) Yen, japanische Silbermünze im Werte von ungefähr 2 Mk. 40 Pf.

blieb, zog aus dem Unglück, das die übrigen seidenzüchtenden Völker betroffen hatte, den größten Nutzen. Aller Augen richteten sich nach Japan, dem Retter in der Not; es versorgte die von der Pebrine verheerten Länder mit Raupeneiern, so daß sich ein großartiger Export entwickelte, der Japan selbst gefährlich hätte werden können, wenn nicht die umsichtige Regierung rechtzeitig Gegenmaßregeln ergriffen, den Export bis zu einem gewissen Grade untersagt und unter Kontrolle gestellt hätte. Heute ist der Handel mit Raupeneiern ganz unwesentlich, doch ist der Export in Rohseide in aufsteigender Linie begriffen, obgleich die von der Pebrine heimgesuchten Länder wieder sehr produktiv geworden sind. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß sich die Seidenzucht nur auf die Hauptinsel, auf Hondo, beschränkt, und zwar auf die im Osten derselben gelegenen Provinzen, unter denen hinsichtlich der Seidenkultur die Provinz Shinano den zweiten Rang einnimmt. Besonders geschätzt und gepflegt wird in Shinano die Zucht von Raupeneiern — es soll seiner hohen Lage wegen sich vornehmlich dafür eignen — und wenig Häuser dürfte es in dieser Provinz geben, in denen die Seidenzucht keine Heimstätte gefunden hätte.

Fast durchgehends werden Raupen, welche der Rasse der Einspinner „Haru-ko“, d. h. „Frühlingskinder“, angehören, gezogen. Die Kokons derselben sind kleiner als die der europäischen Raupen; es sollen, wie mir Züchter sagten, 2600—2700 Stück auf ein Kwan ($8\frac{1}{4}$ Pfund englisch) gehen. Die Leute im Gebirge verkaufen die Kokons — der Gewinn daraus beträgt etwa die Hälfte ihrer Totaleinnahmen — mit den noch darin befindlichen Raupen, und erhalten für das Kwan $3\frac{1}{2}$ bis 4 Yen, also einen sehr niedrigen Preis. Größere Seidenzüchter haben auf die sonst nur ebenerdigen Bauernhäuser noch ein Stockwerk gesetzt, das ausschließlich der Seidenzucht dient und wo auf zahllosen, über einander gebauten Stellagen mit Stroh

bespannte Bambusrahmen stehen. Da die Seidenzucht größte Ordnung und Reinlichkeit erfordert, ja letztere ein Hauptfaktor für das Gedeihen der Seidenraupe ist, so kann man die mehr oder minder blühende Seidenraupenkultur als Gradmesser für die Kulturstufe, auf der die einzelnen Bewohner oder Züchter der Gegend stehen, betrachten.

Mehrere Stunden brachte ich in aufmerksamer Betrachtung bei Seidenzüchtern zu und begab mich dann in meine Nadoya, von der Wirtin, die bei meiner ersten Ankunft abwesend war, mit unzähligen Anixen begrüßt.

Sie unterschied sich dadurch vorteilhaft von den meisten ihrer Landsmänninnen, daß sie eine wirkliche Nase hatte, und selbst eine Europäerin hätte, ohne darüber unglücklich sein zu müssen, dies Gesicht tragen können; aber grauenvoll waren die Zähne, schwarz, als ob die Dame ihr Lebenlang Heidelbeeren gegessen hätte.

Oftmals habe ich mir schon den Kopf darüber zerbrochen, wie der Japaner, dem doch ein hohes Maß von Schönheitsgefühl selbst von seinen Widersachern nicht abgesprochen wird, es dulden kann, daß sich die Frau die Zähne schwärzt, um zu beweisen, sie wolle keinem anderen Manne mehr gefallen als ihrem Gatten. In den besseren Kreisen der Hauptstädte hat diese Sitte bedeutend abgenommen, ja fast aufgehört; aber keineswegs im Inneren des Landes, wo noch jede Frau ihrem Manne das Opfer bringt, der ein mir unbegreifliches Wohlgefallen daran haben muß. Sollte es in Europa jedoch Männer geben, die hinsichtlich der Zähne nicht so empfindlich sind als ich, und Damen, die ihre Liebe zu den Gatten durch Schwärzen der Zähne beweisen wollen, so mögen sie folgendes Rezept in Anwendung bringen: Man nehme 3 Pinten (etwa 3 Liter) Wasser, erhitze es, und gieße dann eine halbe Tasse Sake (Reiswein) hinzu. In diese Mischung werfe man ein Stück rotglühendes Eisen und lasse sie fünf bis

sechs Tage stehen. Nach dieser Zeit wird sich ein Schaum auf der Oberfläche bilden, der in eine Tasse geschöpft und über Feuer gesetzt werden muß, worauf, wenn das Gebräu erhitzt ist, pulverisirte Galläpfel und Eisenfeilspäne hinein gerührt und ebenfalls erwärmt werden. Vermittelt einer weichen Feder wird diese Flüssigkeit auf die Zähne gestrichen; nach mehrfacher Anwendung und abermaligen Zusätzen von Galläpfelpulver und Eisenfeilspänen werden alsdann die Zähne die gewünschte Farbe erhalten.

Ein Bote kam ins Theehaus und meldete, mein Boot sei in Sicht. Der Wirt meinte, daß ich Glück mit dem Wetter hätte, denn, wenn es noch einen Tag stark geregnet hätte, so würden wegen zu großer Wassermassen und der daraus entspringenden Gefahren die Schiffer um keinen Preis gefahren sein. Es sei schon oft vorgekommen, daß Fremde in solchem Falle umkehren oder lange Zeit auf guten Wasserstand warten mußten, was beides für mich gleich ärgerlich gewesen wäre.

Auf meine Frage, wie viele Europäer die Stromschnellen jährlich passierten, erwiderte er, daß zehn bis zwölf binnen Jahresfrist diese Tour machten.

Die steile Uferböschung kletterte ich hinab und nahm bei Laternenschein mein für die Tour bestimmtes Boot in Augenschein, indem ich gleichzeitig meine aus fünf Leuten bestehende Mannschaft kennen lernte. Das Boot hatte mit den auf den österreichischen Seen üblichen Plätten große Ähnlichkeit: es besaß eine Länge von etwa vierzig und eine Breite von fünf bis sechs Fuß, einen flachen Boden aus bloß einen Zoll dicken biegsamen Brettern ohne Rippen und wurde mit einem Hinterruder gesteuert. Auf den nächsten Morgen um 5 Uhr wurde die Abfahrt bestimmt, und frühzeitig nahm ich mein Lager ein, das ich bereits verließ, als der Mond noch am Himmel stand.

Während ich daran ging, mich einzuschiffen, wurden eben die Haken, Stangen, sowie eine Wasserchaufel zum Ausschöpfen des eindringenden Wassers ins Boot gelegt. Mein Gepäck, mit Ölpapier überzogen, ruhte auf zwei Querbalken auf dem Boden des Bootes; ich aber warf, um gegen überstürzende Wellen geschützt zu sein, einen wasserdichten Regenmantel um.

In den Dunst der Morgennebel getaucht lag die Landschaft da; wie Schatten huschten die am Ufer stehenden Häuser und Bäume an uns vorbei, da wir mit großer Schnelligkeit stromabwärts trieben. Wir mochten eine gute halbe Stunde so von den Wellen dahingejagt worden sein, als sich das Thal plötzlich verengte und an beiden Ufern fast senkrecht aufsteigende Felsmassen beinahe einen Thorweg bildeten.

Der Bootsmann, der an der Spitze unseres Fahrzeuges stand, schlug mit seinem Ruder zehn- bis fünfzehnmal an die Schiffswand; ein Aberglaube der Bootsleute, womit sie böse, unglückbringende Geister zu bannen glauben. Dies Klopfen, das sich später oftmals wiederholte, war das Zeichen, daß wir uns dem ersten gefährlichen Katarakte nähten. Ein Brausen, Zischen, Tosen, ein Lärmen gleich losgelassenen Geistern aus der Unterwelt, das die Luft erzittern machte, ließ uns nicht länger darüber im Zweifel.

Unser Schiff wurde von den Wirbeln ergriffen; zwischen den aus dem Gischta aufragenden Felsen, von den nachstürmenden, abstürzenden Wassermassen wie von bösen Furien getrieben, rasten wir durch und wurden oft gerade gegen ein mächtiges Riff mit dämonischer Gewalt hingetrieben. Im Geiste sah und hörte ich schon unser Boot anprallen, krachen, ein paar verzweiflungsvolle Schreie, und alles wäre vorbei gewesen. Doch mit einer schier überirdischen Kraft und bewundernswerten Geschicklichkeit lenkten die Schiffer mit dem Aufgebot aller Kräfte, mit Rudern, Stangen,

Haken hantierend, die Gefahr des Zerschellens ab, und aufatmend fauften wir in Windeseile an der totbringenden Gefahr vorüber, um alsbald wieder einen neuen Kampf auf Tod und Leben mit den wilden Naturkräften aufzunehmen.

Auf dieser Fahrt hatte man wahrlich nicht Gelegenheit, sich traumverloren in Vergangenes zu versenken oder zu grübeln, wie lang, wie kurz einem die Erdenzeit bemessen sein mag; ein wildes Kampfgefühl spannte alle Nerven an; frei aufatmend, mit trogiger Ungeduld, freute man sich auf die nächste Gefahr, um mit dem wilden Element von neuem zu ringen.

Doch nicht die gefährlichsten Feinde sind die, denen man mit Energie, Klugheit und Geschicklichkeit begegnen kann; schlimmer sind die unterirdischen Feinde, die Felsenriffe und Blöcke, über die wir oft getrieben wurden und die den Boden unseres Bootes wellenförmig bogen und senkten, als ob er ein Kartenblatt wäre. Mehr als einmal dachte ich, daß die Wand durchgeschlagen würde, wenn sie gegen darunter liegende Blöcke andonnerte, und die Planken sich bogen und zu bersten drohten. Da, im Augenblicke der Krise, sprang ein Mann auf die gefährdete Stelle, um mit der vollen Wucht seines Körpers von oben einen Gegen- druck auszuüben — und wir waren gerettet.

Als ob böse Wassergeister uns verfolgten und mit gewaltigen Hämmern nach unserem Boote schlugen, fühlten wir oftmals von unten schwere wuchtige Stöße, die uns samt allem vom Sitz emporjchnellten. Es war ein erbitterter Kampf zuweilen, den meine Leute mit den feindlichen Naturkräften führten; aber wir blieben Sieger, so kritisch und bedenklich sich auch manchmal die Situation zuspitzte. Die Nilkatarakte und andere berühmte Stromschnellen, die ich kenne, sind im Vergleiche mit den Tenryugawatatarakten zahme, harmlose Wässerchen, und es müssen kühne, todverachtende Naturen gewesen sein, die einst die erste Fahrt gewagt haben.

Ein erhebendes, schaurig großartiges Gefühl befeelte mich, als ich inmitten des schäumenden und tosenden, spritzenden Gischts, dessen Wogen seitwärts anstürmten und sich oft überschlugen, in eine Nebelmasse hineinraste, als ob es in den Schlund des Orkus ginge. Die Sonne zerteilte allmählich die Wolken und die über dem Strome lastenden Nebel. Bergformen, Felsenriffe, Seitenthäler, undeutlich, noch von dem Dufte der Morgennebel umhaucht, enthüllten sich nach und nach den entzückten Blicken, und man konnte eine Natur bewundern, so unberührt, Wälder, so uralte und mächtig, wie man ihnen selbst in diesem mit herrlichsten Wäldern so reich gesegneten Lande nicht oft begegnet.

Die Grundnote in der Vegetation gaben die Kryptomerienbäume, doch auch japanische Eichen, Föhren, Pinien, Kastanienwälder bedeckten die steil zum Strom abfallenden Abhänge, während moosüberzogene, mit unzähligen rosafarbenen Azaleen, den Alpenrosen Japans, oder mit Glockenblumen bedeckte Felsen den auf dem Strome darunter Wegjagenden zu erdrücken drohten. Die zahllosen Windungen des Stromes eröffneten immer neue, überraschende landschaftliche Ausblicke; Gebirgsbäche, die sich ungestüm in den Tenryu-gawa stürzten, Bäume, die horizontal aus Felsen herauszuwachsen schienen, umwunden von Wistaria und anderen Schlingpflanzen, die über den Strom gleich Quirlanden hingen, machten mich auf Augenblicke glauben, daß ich in einer Tropengegend sei.

Über dreißig große Stromschnellen, die sämtlich eigene Namen tragen, gab es auf meiner Fahrt; aber selbst ohne dieses aufregende Naturschauspiel gehört eine Tour auf dem Tenryu-gawa, besonders zur Blütezeit, zu dem Lohnendsten, das ich kenne. Die schlimmste Stromschnelle heißt Yama-buro, eine steil abfallende felsige Strecke, wo das Boot zuweilen Miene machte, auf einem vorspringenden Felsen aufzusitzen, was die Mann-

schaft durch Tauchen und Stemmen schnellstens verhindern mußte, da sonst die nachstürzenden Wassermassen uns umgeworfen hätten. Wie über eine Steintreppe holperten und stolperten wir weiter. Diese Passage war wahrhaftig danach angethan, um das Gruseln zu lernen. Die Leute atmeten auf, als wir durch waren, und sagten, daß es nun besser würde und dies Stück das böseste gewesen sei; was ich ihnen gern glaubte, denn schlimmer konnte es gar nicht mehr kommen.

Die Sonne stieg immer höher, die letzten Wolken und Nebelschleier, die noch vereinzelt wie ein Hauch an den grünen Abhängen lagen, verschwanden. Die versengenden Pfeile der Sonnenstrahlen erzeugten einen brennenden Durst. Nach etwa sechsstündiger Fahrt bogen wir in eine kleine schützende Bucht ein, um in einem hinter Bäumen versteckten, auf einer Anhöhe liegenden Dörfchen Wasser zu holen.

Mein unerwartetes Erscheinen erregte in Nakabai — dies ist der Name des 80 Häuser zählenden, weltentlegenen, fast nie von einem Europäer betretenen Dörfchens — große Sensation.

Im Schatten eines Theehauses streckte ich mich der Länge nach auf Matten aus. Die herbeiströmenden Dorfbewohner betrachteten mich von allen Seiten wie ein seltenes Tier. Auch in diesem Orte, wo ich eine halbe Stunde rastete, wurde offenbar in jedem Hause Seidenzucht betrieben, denn allenthalben sah man die mit Kokons bedeckten Bambusrahmen. Von jetzt ab wurde das Thal breiter. An den Ufern erblickte man Ortschaften, Sägemühlen, Gerstenfelder, auf denen geerntet wurde, zahllose Schiffe, die mit Kokons, Thee, Getreide, Baumstämmen beladen wurden; vor den Augen rollte sich eine Menge lieblich idyllischer Bilder ab, die zu der dämonischen, packenden Romantik der vorhergehenden Stunden einen wohlthätigen Gegen-
satz bildeten.

Zu meinem größten Erstaunen rief von einem Wachthause aus ein dort stationierter Polizist mein Boot an, und verlangte, daß ich meinen Paß vorzeigte, ein Vergnügen, das ich dem Herrn gerne machte. Die letzten zwei bis drei Stunden schlichen, da der Strom ins flache Land kam und sich immer mehr der See näherte, gar zäh dahin; die unabsehbaren, mit grobem Steingeröll bedeckten Ufer wurden langweilig, die Fahrt monoton; auch war ich etwas abgespannt von den großartigen Eindrücken des Vormittags.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr abends, also nach $13\frac{1}{2}$ stündiger Fahrt, verließ ich in Nakano-machi, das an der Tokaido genannten Verkehrsstraße liegt, mein Boot, und verabschiedete mich von den braven, mutigen und ebenso umsichtigen Schiffern, die vierzehn Tage brauchen, um ihr Boot mittelst langer Seile, die sie um Felsen und Bäume schlingen, bis Tokimata über die Stromschnellen wieder hinauf zu ziehen; ein Unternehmen, das ich für unmöglich hielt, bis die Thatsache mich von der Ausführbarkeit überzeugte.

Sinrikishas brachten mich, die Tokaidostraße benutzend, in einer Stunde nach Hamamatsju (d. h. Föhrenküste), der am Stillen Ozean gelegenen Hauptstadt der Provinz Totomi, die, mit Triumphpforten und Fahnen geschmückt, der Heimkehr der Sieger aus China harrete. Eine große, elegante, blinkend saubere Yadoya, in der mir ein reizender Raum mit schönem Gitterwerk, Wandschirmen und Blumenvasen eingeräumt wurde, nahm mich unter ihr gastlich Dach, und zur Abwechslung bekam ich wieder Reis und Fisch.





Japan zur Zeit der Kirschblüte. Nara. Horyuji.

Kyoto ist die Stadt, die fast 1100 Jahre die Residenz der von der Welt abgeschlossenen Mikado war, während die wirklichen Machthaber, die Shogune, stets in Tokyo residierten. Seit 1868 hat sich dies nun, wie männiglich bekannt, gründlich geändert. Die Shogundynastie wurde damals gestürzt, und der letzte Shogun lebt heute in stillster Zurückgezogenheit in Schidzuoka, wo ich ihn kürzlich sah, und hat dort reichlich Muße, über die Vergänglichkeit alles Irdischen nachzuspinnen. Es ist fast unglaublich, daß eine Dynastie, die Jahrhunderte herrschte, so plötzlich aufhörte, eine politische Rolle zu spielen, aber thatsächlich

gibt es keine politische Partei mehr, die auch nur den leisesten Versuch machte, der herrschenden Dynastie zu Gunsten des Shogunates zu opponieren. Beide Parteien sind vollkommen in eine verschmolzen, die nur ein Ziel im Auge hat, das Wohl des Vaterlandes. Glückliches Reich, in dem alle Staatsbürger dieses Ideal jedem Sonder- und Parteiinteresse voranzustellen!

Ist Japan schon in dieser Hinsicht glücklich zu preisen, so ist es von allen europäischen Staaten um seine Geistesfreiheit zu beneiden. Vor mehreren Monaten erwähnte ich gesprächsweise gegen einen japanischen Freund, daß z. B. in Oesterreich seit Jahren ein Kampf zwischen Staat und Kirche entbrannt sei, da letztere die Schule, also die Erziehung des Volkes ganz in Händen haben wolle. Verblüfft erwiderte er: „Was hat der Priester in der Schule zu suchen? Nie und nimmer darf bei uns ein Priester, einerlei ob Buddhist, ob Shintoist, einen Fuß über die Schwelle der Schule setzen.“ Mir armem Europäer wurde dabei schwindlig zu Mute und schüchtern frug ich: „Wie steht es dann aber mit eurem Religionsunterrichte?“ „Religion — so sagte er hierauf — nach europäischen Begriffen wird in unseren Schulen überhaupt nicht dociert, sondern nur die einfache Sittenlehre; in den höheren Unterrichtsanstalten werden Confucius und andere altchinesische Moralphilosophen gelesen, das genügt. „Haben Sie gefunden,“ fuhr er fort, „daß bei uns das Volk verroht, verkommen, pietätlos gegen seine Eltern ist, oder etwa mehr zu Gewaltthätigkeiten und Verbrechen neigt, als bei Ihnen in Europa, weil es ohne priesterlichen Einfluß erzogen ist?“ Als Urparteiischer mußte ich der Wahrheit entsprechend gestehen, daß es kein höflicheres, artigeres Volk als das japanische giebt, das, jeder Roheit feind, eine Liebe für die Natur und alles Schöne hat, wie bei uns die große Menge nur für Bier, Schnaps und Kartenspiel.

Man muß den Frühling einmal in diesem glücklichen Insel-
 lande verlebt haben, die Zeit der Kirschblüte in Kyoto oder Tokyo,
 wenn das festlich geputzte Volk in Scharen nach dem Uyenopark
 und nach allen Orten, wo Kirschbäume in großer Anzahl prangen,
 hinströmt, sich an Gedichten erfreuend, Dithyramben auf die
 Schönheit und Güte der Natur. Nun ist aber auch der japa-
 nische Kirschbaum, der, nebenbei gesagt, keine eßbaren Früchte
 trägt, ein zwei- bis dreimal so großer Baum als sein europäischer
 Bruder und zur Blütezeit von einer berückenden Pracht. Die
 Schulkinder, Knaben und Mädchen, ziehen mit Fahnen auf die
 von einem Blütenmeer umrahmten Plätze, um dort Spiele zu
 treiben. Farbige Ballons, Drachen, Schmetterlinge flattern in
 den Lüften, während die lustigen Kleinen in ihren malerischen
 farbigen Trachten, mit den fliegenden Hängeärmeln des Kimono,
 selbst einer Schar bunter Schmetterlinge gleichen. In welchem
 Lande der Welt findet man ein so heiteres, glückstrahlendes, zu-
 friedenes Volk, wie in Japan zur Zeit der Kirschblüte? Nicht
 nur die Jungen, auch die Alten ziehen hinaus, und lagern sich
 unter den blühenden Bäumen, in deren Schatten Strohhäuschen
 errichtet sind. Aus zierlichen Täßchen Thee oder Sake (Reis-
 wein) trinkend, essen sie grazios mit ihren Hashi (Eßstäbchen)
 Reis oder Zuckerzeug, das ihnen auf blanken Lactasjen
 serviert wird. Reinlichkeit, Ordnung, Zierlichkeit herrschen allent-
 halben, eine Harmonie von Wohlständigkeit und guter Sitte,
 ein Tactgefühl beim letzten Kuli, das man in Europa nur in
 den besten Klassen finden kann. Rohe Krakehler und Rüpel,
 die durch Wort und That ihre Mitmenschen anwidern, wird
 man hierzulande vergeblich suchen; daher ist es ein reiner, un-
 getrüübter Genuß, mit diesem Volke das Wiedererwachen der
 Natur zu feiern, sich mit und an ihm zu freuen.

Während der etwa anderthalb Wochen der Hauptblüte spannt
 hier jedermann mehrere Tage aus; es ist keine kirchliche Feier-

zeit, aber die Natur, mit der der Japaner so innig verwachsen ist, gebietet ihm: Geh hinaus, freue dich und sei glücklich! Die Liebe zur Natur, ein angeborener Schönheitsfönn sind dem Japaner treue Begleiter durchs ganze Leben.

Mit schwerem Herzen riß ich mich in Tokyo von den anmutigen Bildern dieses ewigen Kaleidoskops los und zog mich



auf einige Tage in die stillen Wälder von Nara zurück, die mir schon von früher her besonders lieb waren. Nara ist eine Idylle, der verkörperte Traum eines Poeten. Hunderte von Rehen und Hirschen, die zum Tempel gehören und heilig gehalten werden, spazieren zahm umher und folgen dem Wanderer auf seinen Spaziergängen in den altehrwürdigen, wunderbar ernsten

Kryptomerienhainen, in denen tausende von moosbedeckten Steinlaternen die Wege einsäumen. Die lieblichen Tiere, gewohnt, von den Pilgern gefüttert zu werden, ziehen mit, bis man ihnen Kuchen, die am Eingange des Haines zu diesem Zwecke verkauft werden, verabreicht. Im Haupttempel steht der größte Bronze-



Tempelhain von Nara.

Daibutsu (Buddha) Japans, der aus dem 8. Jahrhundert stammt; in den Höfen gigantische Bronze-laternen, überzogen von einer wunderbaren Patina, und Cameliensäulen von der Größe eines großen Apfelbaumes, besät mit tausenden von Blumen. Die Wisteriabäume — man sieht mannstarke Stämme — blühen erst im Mai und bedecken alsdann mit ihren Blüten große Laubengänge. Für Nara ist das Reh ein

heiliges Tier, denn einer Mythe zufolge kam im 8. Jahrhundert auf der Suche nach einer neuen Residenz der Gott Take-mikazuchi auf einem weißen Reh gen Nara geritten und beredete dann drei andere Gottheiten, mit ihm hier zu hausen. Darum werden in den Straßen der Stadt, die im 8. und 9. Jahrhundert, als



Daitbutsu in Nara.

die Kaiser der Fujiwaradynastie hier residierten, mehr als zehnmal so groß war, den Pilgern allenthalben aus Holz geschnitzte kleine Rehe verkauft, und es ist drollig zu sehen, wie die lebenden Tiere bis zum Verkaufsstande mitgehen und verwundert die Leute angucken, die ihre künstlichen Rippes-Ebenbilder kaufen.

Schon mehrmals war ich in Nara, doch immer hatte ich versäumt, nach dem bloß mehrere Meilen davon entfernten Horyuji zu fahren, dem Orte, wo der älteste buddhistische Tempel Japans steht, der, wie alle anderen, mit einem Kloster verbunden ist. Nachdem ich dort meinen Namen in ein Buch eingetragen, trat ich unter Leitung eines Priesters meine Rundreise durch die sehr ausgedehnten Tempelanlagen an. Zuerst betrat ich einen oktogonalen Holzbau, der Gottheit Mine no Yakushi geweiht, um deren Riesenstatue zwölf kleinere Gottheiten gruppiert waren. Durch ein starkes Drahtgitter war der Mittelraum vom übrigen geschieden; daran wie auch an den Wänden bis zur Decke hinauf hingen, auch nicht das kleinste Fleckchen unbedeckt lassend, tausende von Schwertern, Metallspiegeln, Frauenkämmen u. s. w., durch allerlei Gelübde hierher gestiftet. Dieser Mine-no-Yakushitempel ist ein buddhistisches Lourdes, wie denn der Buddhismus überhaupt mit all seinen Außerlichkeiten, mit Heiligenstatuen, Rosenkränzen, Wehrauchopfern, Reliquienverehrung, Wallfahrten und Prozessionen, fortwährend zu Vergleichen mit dem katholischen Kultus herausfordert. In den verschiedenen Teilen der Tempel wurden mir Kunstschätze aus ältester Zeit gezeigt.

Den größten kunsthistorischen Wert besitzt außer den allerdings schmucklosen einfachen Holzbauten, die nichts Absonderliches, von neueren Tempeln Abweichendes aufweisen, im Hondo, dem Haupttempel, eine Anzahl Bilder an den Wänden. Diese aus dem 7. Jahrhunderte stammenden, von einem korea-

nischen Priester gemalten Fresken, die einzigen, die es in Japan giebt, sind überhaupt das Beste, was man, vom europäischen Kunststandpunkt aus beurteilt, in Japan von Malerei sehen kann; sie stehen zweifelsohne auf einer Stufe mit den besten pompejanischen Wandbildern. Sie gehören auch zu den ganz wenigen Malereien, die in Japan auf eine vertikal stehende Fläche gemalt wurden, da der japanische Maler, selbst heute noch, auf dem Boden liegend malt. Einst war Korea die Lehrmeisterin Japans; heute muß Japan dorthin wieder die Kultur tragen, da der koreanische Staat und seine Bevölkerung ganz verkommen sind. Schade, daß wir von koreanischer Kunst nicht mehr kennen! Die Holzbauten tragen wohl die meiste Schuld daran, daß uns auch in Japan aus der ersten historisch bekannten Fujiwara-dynastie so wenig verblieben ist, da die Tempel meist durch Feuer zerstört wurden, oder durch Erdbeben und sonstige Katastrophen mitsamt ihren Schätzen zu Grunde gingen. Nachdem ich alles Sehenswerte besichtigt, dem Priester die vorgeschriebene Taxe von einem Yen erlegt hatte, war ich von dem vielen Schauen im Halbdunkel der Tempelräume abgespannt; aber ein Blick auf die blühenden, goldiggelben Rapsfelder, die, soweit das Auge reichte, die Landschaft bedeckten und im Gegensatze zu den alten Tempeln wie das Lächeln eines jugendfrischen Mädchens wirkten, belebte meine Sinne von neuem.





Ein Fest im Haupttempel der Jodosekte.

Mächtig dröhnten vom naheliegenden Chio-nin-Tempel die Töne der Riesenglocke an mein Ohr. Den Klängen folgend verließ ich meine Herberge, die an einem mit Kryptomerien und Kampferbäumen bepflanzten Bergabhange lag.

Ein steil aufsteigender Pfad führte mich in zwei Minuten vor das Glockenhaus, eine offene viereckige Halle, in der einige Theehändlerinnen ihren Stand aufgeschlagen hatten. An einem Querbalken von ungeheurer Stärke hängt der bronzene Koloss in Manneshöhe über dem Erdboden, bewundert von zahlreichen Pilgern, die von dem etwa 100 Fuß tiefer liegenden Tempel die breite, einen Bogen beschreibende und von Bäumen eingefasste Steintreppe heraufstiegen.

Nicht wie in den christlichen Ländern ertönt zu bestimmten Tageszeiten oder Festlichkeiten ein lang anhaltendes Geläute; nur einzelne Schläge durchzittern ab und zu die Luft.

Ein an den Dachsparren mit Stricken befestigter, starker Querbalken, der den Klöppel ersezt, wird gegen die Glocke gestoßen und entlockt ihr machtvolle, herrliche Töne.

Die Glockenhäuser (Kane-zucki-do) stehen gleich den italienischen Campaniles isoliert; der des Ohio-min-Tempels befindet sich auf dem höchstgelegenen Punkte des Tempelhaines, auch von hohen, blütenreichen Kamelienbäumen umgeben.

Durch die Stille des Waldfriedens drangen vom unten liegenden Tempel die Klänge des Mokugio herauf, einer aus Keafiholz ausgehöhlten, schellenförmigen Holztrummel, die man in den buddhistischen Tempeln in allen Größen vorfindet.

Das stundenlange, unausgesetzte Bearbeiten des Mokugio mit einem Holzschläger, dabei ein gedankenloses, tausendmaliges Herableiern derselben Gebetsformel, gehört zu den Hauptbeschäftigungen der buddhistischen Priester.

Den Tönen des Mokugio folgend, gelangte ich über die Steintreppe auf den großen Platz, auf dem der Hondo, der Haupttempel, stand und wo es von Menschen wimmelte. Als ich mich meiner Schuhe entledigt hatte, stieg ich die Stufen des Hondo hinan, den eine Barriere in zwei Hälften teilt. Die eine ist für die Andächtigen bestimmt, die andere, in der die Altäre stehen, für die Priester und die Frommen, die dem Kloster besonders große Spenden machen.

Die Hinterwand entlang prangten Altäre aus kostbarer Lackarbeit, zu denen Stufen hinanführten. Räuchergefäße von seltener Pracht, über 20 Fuß hohe goldene Lotoszweige in entsprechend reichen Bronzevasen, mächtige Matsuzweige in ebensolchen Gefäßen ruhten auf prächtigen Lacktischen, die mit reicher Schnitzerei auf Goldgrund verziert waren.

An den Wänden hingen, mit Seidenquasten geschmückt, Kemans, das sind Metallscheiben mit durchbrochener und gravierter Arbeit, die einst Feen als Kopfschmuck gedient haben sollen.

Ungemein effektiv waren die von der Decke herabbaumelnden Maru-batos, Banner aus kostbaren Stoffen oder aus Metallscheiben, mit Flitterwerk reich verziert, wie eine breite Kette.

Zwischen den Säulen, die den profanen Teil vom geheiligten trennten, schwebten kostbare Stoffe; Rhododendronzweige und Keiser der japanischen Sternanisplanze standen in vielen Vasen umher. Ein prächtiger, fast sinnverwirrender Gesamteindruck.

Vor dem Mittelaltar befand sich eine Art Thron aus kostbarster Goldlackarbeit, zwei Fuß hoch und mit goldgestickten Kissen bedeckt; Räuchergefäße und ein Gong standen darauf: denn dieser Platz war für den Oberpriester bestimmt, der von dort aus den Gottesdienst leitete.

Über dem Throne hing von der Decke herab ein aus Gold getriebener Baldachin, an den Enden mit Metallflitterwerk reich geschmückt.

Im profanen Teil des Hondo herrschte ein Leben und Treiben wie auf einem Jahrmarkte. An den Schmalseiten hatten die Mönche Verkaufsstände errichtet, und man konnte sich da überzeugen, daß diese ehrwürdigen Herren mit den glattrasierten Schädeln nicht nur fromme, sondern auch recht spekulative Leute waren. Sie verstanden es, die Dummheit und den Aberglauben der naiven Menge ebenso auszubeuten, wie mancher ihrer Herrn Kollegen anderwärts.

Hochaufgestapelt lagen buntbemalte Fässer voll Sake (Reiswein), zusammengehalten von Streifen aus Bambusrinde; kleine Säcke enthielten feines Reismehl, große aus Binjenmatten geflochtene bargen bedeutende Quantitäten von Reis. Zierlich übereinander geschichtet, in den verschiedensten Größen, in Form von Brotlaiben, lagen zahlreiche Kuchen, weiß und rosa gefärbt.

Alle diese Gaben hatten Fromme den guten Pfäfflein gestiftet, auf daß es ihnen wohl erginge auf Erden.

Diese verkauften, um sich erkenntlich zu zeigen, Wachskerzen in allen Größen, Weihrauch in Stangen und anderer Form, Abblatzettel und dergleichen das Seelenheil Fördernde mehr. Diejenigen Gläubigen, die einen teuren Toten ehren wollten, ließen bei einem Priester für Geld und gute Worte den Namen des Abgeschiedenen auf bereitliegende, ganz dünne Holztäfelchen mit Tusch schreiben.

Ganze Stöße solcher hölzerner Visitenkarten wurden in den geheiligten Raum zu einem Priester gebracht, der, indem er gedankenlos tausendmal denselben Spruch plärrte, auf ein metallenes Schlagbecken krampfhaft loshämmerte.

Wer noch mehr Geld springen ließ, konnte sich auch die Auszeichnung erkaufen, auf dem, vor jedem buddhistischen Tempel stehenden Holzgerüste durch ein Täfelchen verewigt zu werden.

Während sie Geschäfte machten, aßen, tranken und rauchten die Mönche. Sie hatten alle Ursache, zufrieden zu sein, da der Handel blühte und die im Tempel aufgestellten riesigen Opferladen dermaßen von Spendern umlagert waren, als bekämen die Gläubigen etwas herausbezahlt, anstatt selbst zu opfern.

Das arme Volk spendete allerdings nur Ristücke (etwa $\frac{1}{3}$ Pfennig), aber Millionen Ris machen schließlich eine bedeutende Summe von Yen aus.

Die Tempelbesucher bestanden, wie fast überall in Japan, aus den niedrigsten Volksschichten und aus Bauern, während die gebildeten Stände sich von diesem geistlosen, rein in Außerlichkeiten aufgehenden Götzendienst abgestoßen fühlen. Ich sehnte mich, aus dem Gewirre und Gedränge des Tempelinneren herauszukommen, und ging auf die um den Hondo führende, etwa 20 Fuß breite Außengalerie, die von dem weitübertreffenden geschweiften Tempeldache überschattet wird.

Von der Hinterseite des Hondo führt ein überdeckter breiter Brückenweg zum „Shueido“, der Versammlungshalle, mit an-



Innenraum des Chio-nin-Klosters.

stoßenden, weitausgedehnten Klosterräumen. Tempel und Kloster gehören der Jodo-sekte.

Da die Mönche fast durchgehends sehr unwissend sind, so hält es, trotz eifrigen Bemühens, schwer, über die Unterschiede

der verschiedenen Sekten Näheres zu erfahren. Daher konnte ich auch nicht feststellen, was das Wort „Jodo“ besage, bis mir zufällig eine im vorigen Jahr verfaßte Broschüre: „Outlines of the Mahâyâna as taught by Buddha“, von Kuroda, dem Superintendenten des Erziehungsdepartements der Jodosekte, Aufschluß darüber gab.

„Jodo“ bedeutet die „Wahre Weisheit“, die in Stand setzt, das „Moksha“ zu erreichen. „Moksha“, ein Begriff, den der Buddhismus von den Brahmanen übernommen hat, will sagen: „Über Haß und Liebe erhaben sein, weder Freund noch Feind sehen, gelassen das Rechte thun, in der Wahrheit ausharren, gleichgültig gegen weltliche Einflüsse die Zeit friedlich verbringen und also zur vollkommenen Freiheit gelangen, losgelöst von jedem Zwange. Dies ist der Zustand des wahren Moksha!“ Mr. Kuroda teilt ferner mit: „Diesen beneidenswerten Zustand des Moksha erreichten diejenigen sofort, die das Glück hatten, während Buddhas Erdenwallen seinen Lehren zu lauschen.“

Die Jodos feierten gerade, wie alle Jahre, den Tag, da ihre Sekte, eine der sieben mächtigsten in Japan, der ungefähr zehntausend Tempel gehören, von Honen Shonin gegründet ist. Der hiesige Tempel wurde 1211 nach Christo von dem Stifter erbaut, brannte aber mehrmals ab und wurde vor etwa 260 Jahren zum letzten Male aufgeführt.

Obwohl Anhänger des Cölibates, sollen sich die Jodos nicht durch hervorragende Tugend auszeichnen; ihr Hauptaugenmerk richten sie vielmehr nur auf strenge Befolgung religiöser Außerlichkeiten. So dürfte man vergeblich auf dem Erdenrunde ausdauerndere Trommel- und Beckenschläger finden als die Jodomönche, eine Tugend, die ich aus Rücksicht für meine Ohren allerdings nicht sehr hoch schätze.

Ein glücklicher Zufall hatte mich zur rechten Zeit hergeführt. Ein selten schönes Schauspiel wurde mir zu teil, denn

die aus ganz Japan von den verschiedensten Jodoklöstern her versammelten Abgesandten machten mit ihren Kesans (Überwürfen aus Seidenbrokat), die durch einen Elfenbeinring zusammengehalten werden, einen ebenso prächtigen als originellen Eindruck.



Priester der Jodosekte.

Mit dem Kesan ist es ein eigen Ding. Er soll symbolisch den Büßermantel Buddhas darstellen, den der indische Königssohn, Glanz und Reichthum verschmähend, trug.

Aus 33 Stücken Tuches, die er erbettelte, als er seine Lehren predigend Indien durchzog, verfertigte er diesen Mantel, und um das Andenken an diese Selbstverleugnung zu ehren,

Fischer, Japan.

4



tragen heute noch die buddhistischen Mönche den mantelartigen Überwurf aus 33 zusammengesetzten Stoffen. Nur ist der Mantel der Mönche aus den kostbarsten Geweben, die je in Japan erzeugt wurden, verfertigt und gleicht dem Mantel Buddhas ebensowenig, wie der heutige entartete Buddhismus den erhabenen Lehren jenes Weltweisen.

Fürs Auge schön ist der heutige Kesan allerdings; man sah da in dem VersammlungsSaale eine Anzahl Prachtgewänder, wie sie kein Museum der Welt aufweisen dürfte.

Durch die zur Hälfte geschlossenen Schiebewände des Saales drang spärliches Licht; gespenstisch glänzten im Dunkel des Hintergrundes die vergoldeten Statuen dreier Gottheiten, während über den glattrasierten Schädeln der auf den Matten hockenden Mönche ein schwarzblauer Schimmer ruhte. Ein in der Mitte des Raumes stehender Mönch las von einer Rolle die Namen aller Anwesenden ab; der Aufgerufene stand sofort auf, bedeckte sein Haupt mit dem Mosu*) und begab sich in ein Seitengewach.

Es währte nicht lange, so kamen Ordner, um auf der Brücke, die den Haupttempel mit dem Shueido verband und wo zu beiden Seiten rauchende Japanerinnen saßen, eine Gasse für den Festzug frei zu machen. Die Mönche, immer einen Zwischenraum von mindestens 6 Fuß frei lassend, folgten einer hinter dem anderen, so daß jede einzelne Figur, jeder Typus — und es gab deren wunderbare — für sich wirkte.

Lange Zeit verstrich, bis alle Mönche, in der einen Hand einen Rosenkranz, in der anderen ein zusammengefaltetes Brokat-tuch als Unterlage dafür, feierlich an mir vorüberschritten und im Hondo, dem Haupttempel, verschwanden.

Vor dem Abte des Klosters, der ganz in Rot gekleidet war

*) Mosu heißen die dachförmigen, den Kopf sowohl hinten als vorn etwa 1 Fuß überragenden Kopfbedeckungen aus prachtvollem Seidenbrokate, die nach vorn in ein Paar hörnerartiger Ohren auslaufen.



Festdienst im Haupttempel.

und ein wedelartiges Scepter trug, verbeugte sich die auf dem Boden sitzende Menge tief, mit der Stirne die Fliesen berührend.

Es zog mich nach dem Hondo, um der großen Gedenkfeier beizuwohnen. Rechts und links, zu beiden Seiten des Mittelaltars, standen in Reihen Hunderte von 1 Fuß hohen Lacktischchen in Zwischenräumen von je einem Meter. Eine heilige Schriften enthaltende Rolle, sowie eine „Hanajava“, eine durchbrochene Metallplatte, die als Cymbal dient, lag auf jedem Tischchen. Während einer Musik schwermütig klingender Flöten saß auf seiner Kanzel unter dem Baldachin der Abt, gehüllt in eine Weihrauchwolke, und begann die Ceremonien. Auf sein Zeichen ertönte das Hioshigi, zwei Hölzer aus Keakholz, die gegeneinander geschlagen, einen hellen, scharfen, weithin dringenden Klang gaben.

Wie auf Kommando legten die Mönche die Gebetrollen vor die Stirne, rollten sie alsdann auf und begannen nach dem Takte des Hioshigi schneller oder langsamer zu beten. Dies geschah im regelmäßigen Wechsel von crescendo und decrescendo.

In der dem Volk reservierten Tempelhälfte saßen Tausende dicht gedrängt am Boden, im Schoße ihre in Bambusblätter eingerollten Mahlzzeiten haltend, da die Feier 24 Stunden währen sollte und es nicht in ihrer Absicht lag, vor dem Abschluß die Stätte zu verlassen.

Da ich kein buddhistisches Sitzfleisch habe, so verließ ich nach mehrstündigem Aufenthalte, begleitet von dem Gemurmel der Priester, das Tempelgehege.

Mitternacht war schon längst vorbei, als ich, auf meinem Balkon sitzend, vom nahen Tempelhaine her durch die Stille der sternenhellen Nacht, die nur vom Gezirpe der Grillen belebt wurde, das monotone Schlagen des Hioshigi und der Holztrommel wieder vernahm. Rasch entschloß ich mich, nach dem Tempel zu gehen; ich durchschritt die mit Lampions beleuchteten Waldwege; mich überkam eine mystische Stimmung unter den

Schatten dieser gewaltigen Baumriesen, die mit ihren gen Himmel ragenden Armen schier ins Endlose zu wachsen schienen.

Der, wie tagsüber, von allen Seiten offene Tempel war hell erleuchtet. Über der dichtgedrängten Menge lag eine schwüle, wehrauchdurchschwängerte Atmosphäre. An aufrechtstehenden Bambusstangen hingen über den Köpfen der Menge riesige Lampions, auf denen die Namen religiöser Zünfte verzeichnet standen.

Im Priesterraume war es leer. Nur abwechselnd erfolgten Predigten von einem 4 Fuß hohen stuhlartigen Podium herab, auf dem ein Priester mit einem Lotoszepter wie eine lebende Buddhafigur saß.

Mit dem oftmaligen Ausruf „Namu Amida Butsu“, den die tausendköpfige Menge in gedämpftem Tone nachsprach, wurde die Predigt eingeleitet. Mir war dabei fast zu Mute, als ob ich in einer katholischen Kirche einer Litanei beiwohnte. Kein Mensch konnte mir den Sinn dieser Worte deuten, der Mönch hätte es wahrscheinlich auch nicht gekonnt, da die Priester nur für die Außerlichkeiten ihrer Sekte Interesse haben, das „Warum“ aber sie wenig kümmert. Wie ich später erfuhr, sind diese Worte indisch und bedeuten: „Heil dem ewigen Lichtglanz Buddha!“

Mich zog es ins Freie, die Luft war mir zu schwül. Im Dunkel des Kryptomerienhaines begegnete ich einer seltsamen Gestalt, die mich wunderbarlich berührte: es war ein Missionär mit langem, auf die Schulter herabfallendem Haar und fanatischem Blicke, der japanisch gedruckte christliche Traktätchen, die er in einer Umhängetasche trug, an die spärlich Vorübergehenden verteilte. Als ich mich ihm näherte, begrüßte er mich mit dem Rufe: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Höflich wünschte ich ihm eine wohlgeschlafene Nacht: „Gehen wir zur Ruhe, denn wenn der Mensch schläft, kann er nicht sündigen.“ Sprach's und verschwand im Dunkel der Kryptomerienallee.





Die verhängnisvollen Tos.*)

So etwas kann einem nur in Japan passieren! Mit diesen verwünschten Tos nimmt es kein gutes Ende, das sagte ich schon lange.

Man ist ja immer wie auf der Straße, jedermann kann ins Zimmer kommen, und gegen unliebsamen Besuch bleibt man schlechterdings ohne Schutz, da der Raum, in dem man sich befindet, von keiner Seite abzuschließen ist.

Was habe ich in japanischen Hotels schon für unbetene Besuche bekommen! Auf einmal interessierte sich ein Zimmernachbar für mich: da schob er ruhig seine To weg; seinem Bei-

*) Tos sind die verschiebbaren dünnen Holzwände, die in Japan die Stelle der Zimmermauern einnehmen.

spiele folgte ein anderer Nachbar von einer anderen Seite, und im Handumdrehen sah ich auf den Matten des Bodens eine ganze Gesellschaft herumkriechen, die ich noch obendrein mit Thee bewirten mußte, denn so will es der Brauch.

Es ist aber nicht meine Absicht von solchen zuweilen unfreiwillig komischen Theegeellschaften zu erzählen, sondern zu sagen, was mir die Tos sonst für „Pech“ brachten.



Ungebetene Gäste.

Ich schlafte eines Nachts in Nara friedlich auf meiner Matratze — Betten hat der Japaner nicht —, als ich von einer mir im Dunkeln unerkennbaren Gestalt aufgerüttelt werde. Wer war's? Meine Nejan (Kellnerin) Dsadasan, mit einer fürchterlich geschwollenen Backe, mich himmelhoch bittend, ihr einen Backenzahn zu reißen, sie könne es vor Schmerzen nicht mehr aushalten. Über diese nächtliche Konsultation keineswegs erfreut, zog ich trotzdem, auf dringendes Verlangen und nach besten

Kräften, an den Stummeln eines abgebrochenen hohlen Zahnes; aber natürlich vergebens. Ich tröstete Djadajan, die mich zu ihrem Retter aus der Pein erkoren hatte, und riet ihr den nächsten Tag zu einem Zahnarzte zu gehen, wenn es hier einen gebe, mich aber jetzt weiter den Schlaf des Gerechten schlafen zu lassen.

Einige Tage darauf saß ich in dem alten Fürstentum Nagoya in meinem gemütlichen Hotel und verzehre, nichts Böses denkend, ein bescheidenes Mittagsmahl. Auf einmal fallen drei Tos mit Holtergepolter auf meinen Tisch, mich unter sich förmlich begrabend. Da diese Tos sehr dünn und leicht sind, so war die Katastrophe von keinen üblen Folgen begleitet, aber nach dem ersten Schrecken interessierte es mich lebhaft, wie denn eigentlich die ganze Breitseite des Nebenzimmers plötzlich in so intime Berührung mit mir hatte kommen können.

Im ersten Augenblicke dachte ich an ein Erdbeben, an diese fürchterliche Naturerscheinung, die hier häufiger, als in irgend einem Lande der Welt auftritt.

Aber der Grund war viel harmloser: nur Gott Amor hatte sich einen Scherz erlaubt. Auf dem Boden lag nämlich neben seinem umgeworfenen Stuhl ein Soldat, der krampfhaft eine Nefan umschlungen hielt, die ihn im anstoßenden Gemache bedient hatte. Die Schöne hatte sich jedenfalls gegen die Liebesfujungen des zärtlichen Kriegers gesträubt; er verlor dabei das Gleichgewicht und flog gegen die Tos, die mein Gemach von dem seinen trennten.

Aber auch dieses Ereignis ist nur ein Kinderpiel gegen das, was mir in Kyoto begegnete, abermals dank den trefflichen Tos. Auch an diesem verhängnisvollen Tage rief ich meinem „Boy jan“ zu, ob mein Bad bereit sei. („Boy jan“ werden hier die Kellner gerufen; wörtlich übersetzt heißt dies „Herr Junge“, aber selbst einem Großpapa bleibt diese jugendliche Bezeichnung.) Mein „Boy jan“ bejahte die Frage und führte mich durch mehrere

Gänge zu einer Badekabine, an die eine zweite stieß, beide natürlich ohne verschließbare Türen.

Schon im Begriffe mich auszukleiden, trieb mich ein namenloses Sehnen nach einer Cigarette in mein Zimmer zurück. Gemütlich die Rauchwolken vor mich hinblasend gelangte ich nach einigen Minuten wieder zur Kabine, wo die To vorgefchoben war; eine Vorsichtsmaßregel, die ich meinem „Boy san“ zuschrieb.

Mit einem leichten Rucke schob ich die Wand beiseite und trat ein. Was fand ich da in meiner Badewanne? Nicht das Eichfäßchen, das einst in einem Bungalow Indiens von einem Baume durch das offen stehende Fenster gerade in die Wanne gesprungen war, sondern „kirei na americano onadess“, wie sie allgemein in Kyoto von den Japanern genannt wurde, die „schöne Amerikanerin“!

Ich wünschte durch eine Versenkung einige Kilometer tief zu verschwinden. Blitzschnell sprang ich von der Wanne durch die Toöffnung hinaus, denn wie gern ich der Dame auf der Stelle den „mistake“ aufgeklärt hätte, so erlaubte es doch die Situation schlechterdings nicht.

Ich war noch keine drei Schritte von der Badekabine entfernt, da kam mir, um die Ecke biegend, der Verlobte der Dame entgegen, jedenfalls in der Absicht auch ein Bad zu nehmen.

Jetzt kann's nett werden, dachte ich mir: wenn der erfährt, daß ich joeben seiner Angebeteten einen Besuch gemacht habe, dann giebt's die schönste Forderung.

Mit Marc Anton ausrufend: „Unheil, du bist im Zuge, nimm welchen Lauf du willst,“ schlenderte ich meinem Zimmer zu, der Dinge wartend, die da kommen würden.

Es kam aber nichts, gar nichts. Die amerikaniſche Waſſerlilie scheint so vernünftig gewesen zu sein, die Tugend der Schweigsamkeit zu üben . . . Begierig bin ich nun auf das nächste Überraschungsspiel der verwünschten Tos!



Japanische Kunstverhältnisse der Gegenwart und Vergangenheit.

Es war für mich, der ich zum zweiten Mal eigens nach Japan gekommen war, um die heimische Kunst zu studieren, von größtem Interesse, auf der Nationalausstellung in Kyoto, die im Sommer 1895 zum tausendjährigen Jubiläum der Erhebung Kyotos zur Mikadostadt stattfand, das Gebäude aufzusuchen, das speziell den Erzeugnissen der verschiedenen japanischen Kunstzweige gewidmet war.

Vor einem einstöckigen Gebäude drängte sich, wie vor einem Theater, eine dichte Menge. Jeder Besucher lieferte, bevor er die Räume der Ausstellung betrat, gegen eine Nummer feine Getas (Holzjandalen) ab und nahm dafür ein Paar aus einem Haufen Strohjandalen in Empfang.

In erster Linie war dieser Bau der Malerei, dann aber auch den künstlerisch vollendeten Lack-, Porzellan- und Bronzearbeiten, sowie Holzschnitzereien und den getriebenen oder eingelegten Kunstwerken aus Eisen gewidmet.

Er bot einen interessanten Überblick über die Wandlungen, welche die japanische Malerei seit ihrem Bestehen, soweit unsere Kenntnisse zurückreichen, durchgemacht hat.

Mit dem Buddhismus kam im 6. Jahrhundert n. Chr. von Indien über China eine rein hieratische Kunst nach Japan, die in ihrer orthodoxen Strenge und Starrheit gleichsam eingefroren ihr Wesen unverändert erhielt.

Vergleicht man die ältesten Rakemonos, die man in Klöstern und bei Buddhahändlern vorfindet, Werke, die aus dem 7. bis

8. Jahrhundert n. Chr. stammen, mit den religiösen Malereien auf der jetzigen Nationalausstellung, so wird man in der Auffassung und Wiedergabe der religiösen Gedanken und ihrer Repräsentanten, die stereotyp geworden ist, nicht den geringsten Unterschied finden.

Wie so ganz andere Wege legte die religiöse Malerei in Europa zurück, wie spiegelt sich in den Werken dieser Kunst-richtung der Geist aller Epochen!

Die religiöse Malerei Japans hingegen trägt heute noch unverfälscht den Stempel altindischer Kunst, der ihr vor Jahren aufgeprägt wurde.

Das 13. Jahrhundert brachte für die japanische Kunst insofern mächtige Umwälzungen heran, als Japans Künstler sich von der hieratischen Kunst emanzipierten und auch weltliche Stoffe ergriffen.

Direkte Veranlassung dazu boten die furchterlichen Kämpfe, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zwischen den ruhmreichen ehrgeizigen Fürstenthümern, den Minamotos und Tairas, um die Herrschaft des Landes stattfanden. Diese Kämpfe, langwieriger, grausamer, blutiger, als die zwischen den Welfen und Ghibellinen, führten jedoch eine Anzahl Charaktere herauf, die sich wie Lichtgestalten von dem düsteren Hintergrund abhoben.

Große Heldenthaten, heroische Züge von Männern und Frauen begeisterten die Mit- und Nachwelt und leben heute noch tief im Gedächtnisse des Volkes eingewurzelt. Kein Wunder, daß die künstlerische Phantasie der Poeten und Maler nach einer Verkörperung dieser Gestalten und Ereignisse drängte. So entstand denn im 13. Jahrhundert die unter dem Namen „Tosa“ bekannte Malerschule.

Diese Schule, die bis in unsere Zeit hineinragt, wurde von einem Nachkommen der Fujiwaradynastie, die von 670 bis 1050 über Japan herrschte, gegründet. Es war der Unterstatthalter der Provinz Tosa, ein berühmter Maler.

Alle Anhänger seiner Richtung nahmen den Namen „Tosa“ an; sie wurden die unreinsten Repräsentanten der rein natio-



Altjapanischer Kakemono (Buddha).

nen Kunst, die sich aus der Geschichte des Landes und frei von fremden Einflüssen entwickelte.

Zuerst bemächtigten sich die Künstler nur kriegerischer Motive: Heldenjagen wurden illustriert.

Späterhin schlugen sie jedoch friedlichere Bahnen ein und griffen reinpoetische, idyllische Motive auf.

Die „Tosajshule“, die vornehmste Vertreterin japanischer Malerei, nimmt den ersten Rang ein und wird ihn auch, meiner Ansicht nach, behaupten.

Im 15. Jahrhundert entstand neben ihr die unter dem Namen „Kano“ ebenfalls bis in unsere Zeit reichende Malerschule, die aus der altchinesischen Malkunst sich entwickelte.

Im 15. Jahrhundert, als Chinas Kunst allerdings schon lang ihre Blütezeit hinter sich hatte, begab sich der japanische Maler Sesshiū für mehrere Jahre dorthin, vertiefte sich in den Geist altchinesischer Kunst, der trotz des Verfalles noch kräftig wehte, und erlernte sich die Technik der Söhne des himmlischen Reiches.

Der Schwerpunkt der „Kanoschule“ liegt in der „Schwarz-Weißmalerei“; mit den allereinfachsten Mitteln wurden Werke von größter Kraft und Wirkung geschaffen.

Anfangs empörten sich Japans Künstler gegen diese neue Richtung; ihr Nationalstolz bäumte sich auf bei dem Gedanken, ihre Kunst, die schon eine hohe Stufe erreicht und sich selbstständig entfaltet hatte, der fremdländischen unterzuordnen.

Eine Verschmelzung beider Stilarten brachte aber der ebenfalls im 15. Jahrhunderte lebende große Maler Kano Massanobu zuwege, er vereinigte sie in ein System, und es entstand eine neue Richtung, die auf seinen Namen getauft wurde.

Die hieratische, die Tosa- und die Kanoschule bilden die Hauptstämme der japanischen Kunst, von deren sehr bedeutenden Nebenzweigen ich hier absehe.



Porträt eines Priesters (Tosafschule 16. Jahrhundert).



Bildnis des Daruma von Kano Tsune nobu (17. Jahrhundert).

Fischer, Japan.



5*

Die sieben Glücksgötter von Shōsen Kano.



Typen von Hokusai.

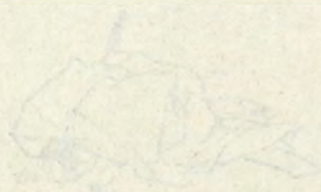


Figure 100



Aus dem Werke „Die hundert Ansichten des Fuji-no-yama“ von Hofufai.

Hier will ich nur noch einer neuen Richtung gedenken, der jüngsten Phase im japanischen Kunstleben, der Ölmalerei.

Material, Technik, Ausdrucksweise, die ganze Pinselsprache ist hierin durchaus unheimisch, so daß man nur von Japanern sprechen kann, die in Paris studiert, europäisch denken und fühlen gelernt, alles Nationale abgestreift, jedwede künstlerische Fühlung mit dem Mutterlande verloren haben und Ölbilder in der Manier der allermodernsten Franzosen malen.

Diese Neuerung ist, meinem Empfinden nach, kein Heil für Japans Kunst, und ich wünsche nur, daß die Mehrzahl der japanischen Künstler die Eigenart ihrer Kunst nicht verleugnen, sondern der ruhmreichen Vergangenheit eingedenk bleiben möge.

So lang übrigens Japan Japan bleibt, das Volk nicht seine ganze Lebens- und Bauweise ändert und andere Gewohnheiten und Bräuche annimmt, so lange wird die Ölmalerei eine künstliche Pflanze in diesem Lande bleiben, nur kümmerlich vegetieren und nie tiefere Wurzeln schlagen oder gar populär werden.

Zu kurzer Motivierung meiner Ansicht will ich die Beschaffenheit des japanischen Wohnraumes skizzieren. Das Zimmer entbehrt fast durchgehends der gemauerten Wände, es besteht vorwiegend aus Schiebewänden, die „Fudsuma“ genannt werden, wenn sie mit Papier überzogen, „To“, wenn sie aus dünnem Holze gefügt sind.

Nur in einzelnen Räumen, gewöhnlich nur in dem Repräsentationsraum, ist eine Wand teilweise gemauert oder mit Putz beworfen. An dieser ist ein etwa 10 cm höher gelegenes und 1 m tiefes alkovenartiges Gefaß „Tokonoma“ angebracht, in dem der Japaner seine schönsten Vasen placiert, Kakemonos aufhängt, einen Buddha stehen hat, oder sonstige „Okimonos“ (d. h. Ziergegenstände, Bibelots ohne praktische Bestimmung) unterbringt.

Nach der Straße oder dem Garten zu vertreten die Stelle der Fenster Schiebewände, die mit einem Gitterwerk aus feinen Holzstäben ausgefüllt, mit durchsichtigem Papier überzogen sind und „Shoji“ genannt werden.

Zwischen dem Balken, in dem sich die obere Laufrinne der Schiebewand befindet, und der Decke zieht sich eine Art Fries hin, der oft mit geschnitzten Reliefs („Kamma“) ausgefüllt ist.

Für Ölgemälde, die an schwere Rahmen gebunden sind und fester Wände bedürfen, ist also in der japanischen Wohnung fast gar kein Platz vorhanden. Doch abgesehen von diesem zwingenden praktischen Grunde entspricht das Ölgemälde in vieler Hinsicht nicht den Neigungen und Gewohnheiten der Japaner.

Der lustige, leicht bewegliche Sohn Nippons hat nicht annähernd die Schwerfälligkeit des Europäers; er verlebt eine Stunde in dieser Ecke des Zimmers, die nächste in einer anderen; Möbel sind ihm ein unnützer Ballast. Was er zum Leben gebraucht, das ist sein bronzenes Feuerbecken (Hibachi), ein winziges schemelhohes Lacktischchen und das Tabakobon, ein niedliches Gestell, auf dem alle notwendigen Rauchrequisiten vereinigt sind.

Außer den Kake-monos und den Fuzumas sind noch die Biyobus (Klappschirme in der Art unserer spanischen Wände) für Malereien die beliebteste Form.

Rahmenbilder („Gakus“) kommen meist nur in Tempeln, in Wohnungen hingegen sehr selten vor. Zu erwähnen bleiben noch die „Tsuitates“, auf zwei Füßen stehende Sechschirme, die wie unsere Ofenständer aussehen, doch meist viel größer sind und gleichfalls bemalt werden.

All diese Wand- und Klappschirme werden gleich den Kake-monos nach Belieben ausgetauscht, eventuell durch andere ersetzt, die wie alle Gegenstände von Wert im feuer sichereren Godown stehen. Je nach der Jahreszeit oder den dem Hausherrn bekannten Neigungen und Liebhabereien eines Gastes, werden die



Japanische Wohnräume.

Bilder gewechselt; den Japaner ergötzt die Variation, und so kann es einem leicht begegnen, daß man eine Wohnung, die man Tags vorher gesehen, am nächsten Tag nicht wieder erkennt.

Mir ist diese Art und Weise ungemein sympathisch, ich finde sie künstlerisch; und wenn ich bedenke, wie wir Europäer an den meist fürchterlich geschmacklosen Möbeln, z. B. an den Bettstellen, diesen vierbeinigen deckellofen Särgen, haften, so finde ich den Japaner, der sich in seiner Wohnung frei bewegt, wie der Vogel von Zweig zu Zweig, nachahmungs-, ja beneidenswert.

Daß für eine solche Lebensweise die schwer transportablen Ölgemälde, die leicht Sprünge und schwer heilbare Risse befürchten, sich nicht eignen, liegt auf der Hand. Aquarellen, Gouaches, alle Tuschkmalereien, die leicht ausgebeffert und oftmals aufgezogen werden können, sind hier viel zweckmäßiger.

Die Japaner haben im Reparieren schadhaft gewordener Malereien ein fabelhaftes Geschick; Leute dieses Metiers („Kioziyas“) bringen oft wahre Wunder zustande. Ich habe selbst die Freude erlebt, daß mir solch ein Doktor einige uralte Kakemonos, an deren Genesung ich verzweifelte, in seiner Klinik vollkommen herstellte und zu neuem Leben erweckte.

Ein weiterer Grund, weshalb Ölgemälde dem Japaner nicht behagen, ist, daß er in seinen kleinen niedrigen Wohnräumen stets ganz nahe dem Fusuma oder Biyobu sitzt; er verlangt daher eine glatte feine Malerei, eine klare Zeichnung, kurz Qualitäten, die Ölbilder, die oft erst aus größerer Entfernung zur Wirkung gelangen, nicht besitzen. Werke von Malern, wie dem genialen Liebermann, wären in einem japanischen Hause unmöglich.

Daß die japanischen Malerschulen dringend einer Reorganisation bedürfen, die meisten Künstler den chinesischen Zopf abschneiden und sich von dem alten starren temperamentlos gewordenen Klassizismus lossagen müssen, unterliegt keinem Zweifel.

Sind doch die meisten nur Nachbeter, geistlose Kopisten der großen Meister früherer Epochen geworden, die zweifelsohne die Natur hingegen studierten, während die japanischen Maler von heute es größtenteils verlernt haben, die Welt mit ihren eigenen Augen und aus ihrer Zeit heraus anzuschauen. Sie sehen sie meist nur durch die Brille eines Otho, Matahei, Motenobu u. j. w. Es bedarf daher keiner langen Auseinandersetzung, daß auf diese Weise keine Individualitäten sich entwickeln können und, wenn kein Umschwung eintritt, die japanische Kunst von der Langeweile im Verein mit einer großen technischen Geschicklichkeit zu Grabe getragen werden würde.



Was den Japanern not thäte, was ich auch allenthalben an maßgebender Stelle wiederholte, ist folgendes: Als Lehrer müßte man einige vorzügliche Aquarellmaler hierher berufen, Persönlichkeiten, die mit feinem Anpassungsvermögen begabt, den Geist und die Schönheit einer fremdländischen Kunst, ihre Eigenart erfassen, Personen, die mit dem Auge des Japaners sehen und seine Lebensweise, sowie die Bestimmung der japanischen Kunstwerke in Erwägung ziehen könnten. Es wäre ganz verfehlt, wollte man versuchen, europäische Maler heranzuziehen, um so den originellen Charakter der japanischen Kunst zu verdrängen. Ohne das Aparte zu verwiſchen, müßte man das geistlose Kopieren, ja Pausieren, aufgeben und nicht in einer verblüffenden technischen Geschicklichkeit das Um und Auf der Kunst sehen wollen. Vor allen Dingen wäre ein eingehendes Studium des menschlichen Körpers unerläßlich; es müßten gewisse anatomische Vorkenntnisse dem jungen Maler beigebracht werden, damit er halbwegs eine Ahnung davon bekäme, wie die Knochen und Muskeln unter der Haut ausſehen.

Befolgte man dies, dann würde man nicht mehr, wie es jetzt oftmals der Fall ist, unbewußt Krüppel malen, Körper, die einfach ein Urding und gar nicht lebensfähig sind. Krankhafte Schönheitsbegriffe, eine Manier, darauf hin zu idealisieren, hat in Japan künstlerische Mißgeburten ans Tageslicht gefördert. Das Korrigieren des Herrgotts rächte sich bitter. So zeigte mir einmal in der Akademie der bildenden Künste in Tokyo ein Professor eigene und Schülerarbeiten. Auf die schonendste Weise erlaubte ich mir die Bemerkung, daß die Hände einiger Damen — sie waren natürlich aus dem Gedächtnis gemalt — absolut nicht zu den Größenverhältnissen der Körper stimmten, sondern etwa einem vierjährigen Kinde entsprächen, und daß auch die Hälse eher für Schwäne als für Menschen paßten. Bei den Pferden machte ich auf die widernatürlichen dünnen Unterschenkel aufmerksam, indem ich bemerkte, daß solche Säule keinen Schuß Pulver wert wären und von ihm sicher nicht gekauft würden.

Meister und Schüler, die mich umstanden, sagten: Ich hätte gewiß vollkommen recht, aber das, was sie gemalt, sei nicht die Natur, sondern viel schöner als die Wirklichkeit.

Daß bei solchen Anschauungen nur Karikaturen und keine Kunstwerke zustande kommen, bedarf keines weiteren Kommentares.

Vergeblich fragte ich in Tokyo, wie in anderen Kunstschulen, nach Zeichnungen oder Malereien nach der Natur; aber ich bekam nur solche von Hähnen, anderen Vögeln und Blumen zu sehen, die teilweise ganz ausgezeichnet waren.

Den Menschen nach der Natur zu studieren, das schien den Herren unsaßbar; es muß eben erst eine Generation heran gezogen werden, die von ganz anderen Kunstprinzipien als die gegenwärtige beseelt und geleitet wird. An trefflichen Vorbildern, die ihrer Nation als Leitstern dienen könnten, hat es in Japan in den letzten Decennien nicht gefehlt.

Allen voran leuchtet der geniale, ungemein vielseitige Hokusai, der von einer beispiellosen, allerdings meist illustrativen Produktion war. Aber Hokusai wird in seinem Vaterlande nicht annähernd so bewundert und geschätzt, als dies von Kennern seiner



Werke in Europa geschieht; seine Ausdrucksweise ist dem an die alte Tosaschule gewöhnten Japaner zu wenig aristokratisch, zu plebejisch=realistisch. Ihm ging und geht es in Japan, wie den Neuerern in allen Ländern und Zonen; er war seiner Zeit weit voraus, daher der denksfaulen Menge unbequem.



Die japanische Kunst hat aber soviel Lichtseiten, daß ich nicht länger im Schatten spazieren gehen will; viel lieber berühre ich ein Gebiet, auf dem die Japaner unerreichte Meister sind und Qualitäten ausgebildet haben, die in diesem Maße keinem anderen Kunstvolke eignen.

Der Schwerpunkt der japanischen Kunst liegt in der dekorativen Malerei. Auf diesem Gebiete hat man reichlich Gelegenheit, einen vornehmen, hoch entwickelten Farbensinn, ein schier unererschöpfliches Kompositionstalent, eine blühende Phantasie, originelle, kühne, ja verblüffende Ideen und eine geistreiche Art, die mit wenigem doch unendlich viel sagt, zu bewundern.

Dem japanischen Landschaftler ist ein feines Gefühl für Stimmung eigen, eine vibrierende Weichheit im Ausdruck, ein Auflösen der einzelnen Formen zu einem harmonischen Ganzen, eine zarte Poesie, und vergeblich sucht man nach Härten, an denen selbst vortreffliche europäische Künstler leiden.

In vieler Hinsicht scheint mir der japanische Maler seinen westlichen Kollegen überlegen; er ist geklärt, freier, frischer, urwüchsiger, er wagt mehr und überrascht deshalb öfter. Meister sind die Japaner darin, wie sie einen Raum auszufüllen verstehen, einen blühenden Zweig oder Blumen arrangieren, wie sie Fische, Vögel, Schmetterlinge, Käfer, Insekten aller Art belauschen und die intimsten Vorgänge mit bewundernswerter Naturwahrheit wiedergeben.

Bezeichnend für den Schönheits Sinn und das dekorative Talent sind die vielen illustrierten Lehrbücher des Blumen- und Zweigesteckens, worin die Mütter ihre Töchter ebenso unterweisen, wie bei uns im Sticken.

Bei verschiedenen Tempelfesten sah ich im Hain ein Preiswettstücken. Auf kleinen, eigens dazu errichteten Tribünen mit Nischen waren viele Mädchen bemüht, Zweige und Blumen in Vasen so kunst- und geschmackvoll als nur möglich anzuordnen. In diesem Volke hat der Kultus der Natur herrliche Früchte gezeitigt.

Auch auf der hiesigen Kunstausstellung findet man Werke rein dekorativen Charakters von großer Schönheit, Originalität und Poesie. Unter den japanischen Malern — es giebt übrigens eine ganz erkleckliche Anzahl Malerinnen — machte auf mich den weitaus bedeutendsten Eindruck der Meister Suzuki Shionen, den ich zuerst als Historienmaler kennen lernte.

Als ich auf seinen zwei Biyobus Einsiedler dargestellt sah, die von Zauberern und Göttern besucht werden und dann in

den Wolken entfliehen, hatte ich sofort die untrügliche Empfindung, dies habe ein schöpferischer Geist, ein Künstler von Temperament geschaffen, der mit dem blutlosen orthodoxen Klassizismus gebrochen. Suzuki geht ohne Krücken, er ist eine sich selbst ausgebende Individualität. Daß dieser Mann bei den japanischen Philistern Anstoß erregt und ungleich mehr Feinde als Freunde zählt, brauchte man mir nicht erst zu sagen; da müßte Japan überhaupt nicht auf diesem Erdball liegen.

Mich drängte es, einen solchen Mann kennen zu lernen. Durch Vermittelung des hiesigen Museumbdirektors Yamataka-san, eines sehr liebenswürdigen älteren Herrn, der im Jahre 1873 in Wien der Ausstellungscommission angehört hatte, empfing ich Suzukis Einladung und fand ich mich eines Vormittags vor seinem Hause ein. Wie schlicht und anspruchslos ist doch ein japanisches Künstlerheim im Vergleich mit den Prachtgebäuden europäischer Malerfürsten, wie z. B. eines Alma Tadema, Lenbach, Herkomer oder Burne Jones.

Den Bedürfnissen dieser Maler entsprechen allerdings auch ihre Preise; es kommt in Japan eben nicht vor, daß für ein Gemälde ein Vermögen bezahlt wird, von dessen Zinsen eine Familie leben könnte. Im allgemeinen stehen selbst die besten japanischen Meister nicht hoch im Wert, auch an ihren europäischen Kollegen minderer Güte gemessen; man bezahlt in Japan ungleich größere Summen für Lackmalereien und Lackgegenstände, als für Bilder. Die Lackliebhaberei ist hier überhaupt die vornehmste und kostspieligste Passion; man könnte, ihr fröhnend, mit Leichtigkeit selbst große Vermögen in aller kürzester Zeit „verlackieren“.

Japaner zahlen für ein Lackschreibzeug, eine Tuscheschatulle oder ein Goldlaktischchen feinsten Qualität tausende von Dollars; alte Lack von den berühmten Malern Korin oder Rikuo, die kaum erhältlich sind, haben wahre Phantasipreise.

Auf der hiesigen Ausstellung gab es sehr kostbare Stücke; ein Goldlackschirm, übrigens modern, kostete z. B. die Kleinig-



Suzuki Shionen.

keit von etwa 37000 Mark. Was dem Europäer die Juwelen sind, für die der Japaner kein Geld ausgiebt, und die selbst die Japanerinnen nicht schätzen (ich finde das wiederum an ihnen

außerordentlich schätzenswert), das sind dem Japaner Goldlackgegenstände.

Da Suzuki nur Rakemonos und keine Lacke malt, so lebt er in bescheidenen Verhältnissen. Sein Häuschen steht, durch eine Bretterwand von der Straße getrennt, inmitten eines Gärtchens. An der Papierschwelle des Hauses stehend, zog ich, da ich weiß, was sich schickt, selbstverständlich meine Stiefel aus und betrat, die Papierthüre seitwärts schiebend, in Strümpfen das Entree. Auf den Tatamis (Matten) des kleinen Vorraums lagen sechs Jünglinge auf dem Bauche, die theils Blumen nach der Natur abmalten, theils Farbendrucke mit dem Pinsel pausierten, um einen guten Strich zu bekommen, wie ihn die alten Meister hatten. Einer dieser malenden Bauchkünstler kletterte auf einer leiterartigen, geländerlosen Treppe ins erste Stockwerk, um mich dem Meister zu melden, der mich zu sich hinauf bitten ließ.

Oben angelangt, betrat ich einen Raum, dessen hintere Schiebewände ausgehoben waren. Man sah in einen lieblich trauten Teil des Gartens, der zu langem Verweilen einlud.

Suzuki=jan legte jedenfalls seinen Galakimono an, und so hatte ich einige Minuten Zeit, mich umzusehen. Ein kleiner pittoresker Ziehbrunnen stand im Vordergrund des Gärtchens, etwas weiter zurück lag ein rechteckiger kleiner Teich, in dem ein paar Raben mit wahrer Wollust badeten; seine Ufer waren von herrlichen dunkelblau blühenden Schwertlilien eingefaßt. Ein hohes Bambusgitter schloß die Rückseite des Teiches ab, Gänse watschelten herum, den Hintergrund bildeten Sträucher, zwischen denen ein Pavillon stand. Die Laubkronen mächtiger Bäume ragten aus den Nachbargärten herüber und bildeten ein luftiges zeltartiges Dach, das, von einem leisen Zephyr hin und her gewiegt, auf den Boden tanzende Schatten warf.

Im Wohnraume lehnten an den Wänden Duzende angefangener Bilder, das heißt, bemalte, rechteckige, auf Holz=

rahmen gespannte Seidenstücke, darunter sehr schöne und vielversprechende.

Da kam auf einmal hinter einer Schiebewand ein kleines, ungefähr 45 Jahre altes Männchen zum Vorschein, mit klugen Augen, glatt rasiertem Gesicht und zurückgestrichenen Haaren. Es war der Herr des Hauses.

Gegenseitige Verbeugungen und höfliche Redensarten begleiteten die Begrüßung. Er führte mich in ein Nebengemach, seinen eigentlichen Arbeitsraum, an dessen massiver Rückwand eine Anzahl niederer Wandschränke mit Schiebethüren angebracht waren. Tubenartige Gefäße, gefüllt mit Pinseln in allen Größen, standen umher, auf dem Boden lagen viele mit Erdfarben gefüllte Porzellantassen, daneben ein Tuschzeug mit Reibstein zum Anreiben der Tusche. Wir setzten uns auf die am Boden liegenden Polster vor einen langgestreckten schemel-hohen Tisch; neben jedem stand ein Feuerbecken. Während Suzuki über einem mit glühenden Kohlen gefüllten Hibachi Thee bereitete, kam einer seiner Jünger auf allen Vieren herein gekrochen und schob ehrerbietig einen Teller, der aus Reismehl und Zucker bereitete süßliche Kuchen enthielt, auf den Tisch. Diese Kuchen wurden auf einen Zahnstocher gespießt und dann herabgenagt; ich war wieder um eine kulinarische Erfahrung reicher. Natürlich kam das Gespräch bald auf die Kunst. Um meine Ansicht befragt, machte ich aus feigerischen Gedanken kein Hehl. „Sie sprechen mir aus der Seele,“ erwiderte Suzuki, „aber die Verhältnisse sind bei uns derartig, daß sich die Maler das ebenso schwierige als zeitraubende und vor allen Dingen kostspielige Studium des Menschen nach der Natur nicht leisten können. Aber in den Staatsschulen wenigstens müßten, wie Sie erwähnten, die Schüler dazu angehalten werden und auf Staatskosten nach Modellen arbeiten lernen.“ „Damit wäre schon unendlich viel gewonnen,“ warf ich ein, „und glauben Sie mir,

daß dann der japanische Kunstkenner gewiß für ein ernsthaft durchstudiertes Bild, das ja einen qualitativ ungleich höheren Wert hat, auch einen viel höheren Preis bezahlen wird, so daß der Künstler für seine Mühen und Ausgaben entschädigt würde.“

Es müsse doch früher ganz anders gewesen sein, da man doch alte Porträts sehe, und ich selbst solche besäße, die so vortrefflich, gewissenhaft und geistreich gearbeitet seien, auf einem großen Naturstudium basierten, und ebenbürtig neben den Werken alter klassischer Meister Europas, eines Holbein, Dürer, Cranach oder Memling mit Ehren bestehen könnten. Japans Künstler müßten danach trachten, wieder ein höheres geistiges Niveau zu erklimmen, ihre so vielfach bewiesene und bewundernswerte Kunst auch an der schwierigsten Aufgabe, am Menschen, bewähren, damit sie mit den großen Kunstvölkern Europas auf gleicher Höhe stünden.

Unverhohlen teilte ich ihm meine Freude mit, daß er mit dem alten Topf gebrochen, daß er male, wie er fühle und sehe, daß aus seinen Werken sein ureigenstes Empfinden spreche und mich gewaltig gepackt habe.

„Sie glauben nicht,“ sagte er, „wie ich deshalb verlästert und angefeindet wurde und noch werde; ja, vor kaum zehn Jahren, da wollte mich gar kein Mensch verstehen. Aber jetzt habe ich doch die Genugthuung, durchgedrungen zu sein und vielfach Anerkennung gefunden zu haben, obwohl ich noch ungleich mehr Gegner als Anhänger zähle.“

Das ist thatsächlich der Fall. Ein alter Professor der japanischen Kunstgeschichte an der hiesigen Akademie war sehr ungehalten, als ich vor mehreren Tagen in ein begeistertes Lob für Suzuki ausbrach und ihn für weitaus den bedeutendsten Maler Japans erklärte. Er erwiderte, daß er am liebsten seine Bijobus gar nicht in der Ausstellung sehe, und daß gar nicht viel gefehlt hätte, so wären sie zurückgewiesen worden.

Im Interesse der japanischen Kunst will ich hoffen, daß die Schüler von diesem Herrn nichts annehmen mögen.

Suzuki dankte mir für das Interesse, das ich ihm entgegenbrachte, und daß ich allenthalben seine Bestrebungen warm verteidigte. Er saß, sagte er, gegenwärtig in der Jury: ein undankbares Geschäft, das ihm viel Feindschaft, ja sogar schon Prügel eingetragen habe, da man ihm vor mehreren Wochen Nachts auf dem Heimweg aufgelauret; was er mißvergünstigten Künstlern zuschreibt.

An solchen ist kein Mangel, da zwei Drittel der eingesandten Bilder abgelehnt worden sind; es gährt, und der Tag, wo man ausrufen kann: „Die Sezession, die alle Welt belect, hat auch auf Japan sich erstreckt“ ist ganz nah, ich höre schon ihre ehernen Tritte.

Suzuki malt selten im Freien. Wie sich in seiner Phantasie das Bild, wenn er von einem andächtigen Spaziergange heimkommt, festgesetzt hat, so malt er es. „Zuerst beobachte ich,“ sagte er mir, „erst wenn alles in mir fertig ist, lasse ich den Pinsel sprechen.“

Je nach der Stimmung, die ihn beherrscht, richtet sich ein künstlerisches Schaffen. In wehevollen ernstesten Stunden malt er religiöse Bilder oder wildromantische düstere Gebirgs-scenerien; ist er heiter gestimmt, so entspringen seinem Pinsel idyllische Landschaften oder humoristische Motive.

Er ist ganz Stimmungskünstler, seine Kunst ist der unmittelbare Ausdruck seiner Empfindung, der Pinsel das Sprachwerkzeug seiner Seele. Dieser echte Künstler ist auch als Mensch ein unverfälschtes Original. Damit er nicht schlecht male, hat er in einem offenstehenden Altarschrein seines Ateliers — natürlich ohne Oberlicht, da er bei ausgehobenen Schiebewänden malt — einen Teufelsgott stehen, einen grauenvoll dreinblickenden Dämon. „Sehen Sie,“ sagte er, „wenn ich

mich einmal zu sehr gegen die Kunst verjündige, dann holt mich Der," und dabei lachte er vergnügt.

In seinem ganzen Wesen liegt überhaupt viel Humor; aus seinen Augen blitzen zuweilen tausend lustige Teufel, seinen Mund umspielt oft ein schalkhaft bezwingendes Lächeln, das ansteckend wirkt.

Eines Tages, als ich wieder bei ihm und er besonders guter Dinge war, sagte er: „Ich will, was ich noch nie that, vor Ihnen malen; es dürfte Sie vielleicht interessieren.“ Dabei klatschte er in die Hände, was im japanischen Hause die Glocke erregt.

Ein Schüler kroch herbei, um nach dem Befehle des Meisters zu fragen. Als bald rieb er die Tusch- im Sufuribaku (Tuschbecken) an, stellte die Pinsel und Wasserchalen zurecht und legte einen bespannten Rahmen auf den Boden. „Nie male ich,“ fuhr Suzuki fort, „ein Bild zweimal. Meiner Ansicht nach ist das unkünstlerisch, denn das zweite Mal muß es an Frische, Kraft und Ursprünglichkeit einbüßen. Ohne Skizze, ohne Entwurf schaffe ich, frisch von der Leber weg, wie es der Moment mir eingiebt.“

Zweifellos wird auf diese Weise manches Verfehlte entstehen, aber auch Werke, so rein und klar wie Wasser aus krystallheller Quelle.

Selbst zu seinen zwei großen Biyobus, die auf der Ausstellung waren, habe er keinen Entwurf vorher gemacht, sondern nur die Grundidee aus einem altchinesischen illustrierten Werke, das er mir zeigte, geschöpft; das andere sei ihm während des Schaffens eingefallen.

„Mein Pinsel,“ fuhr er fort, „ist, wenn erst im Zuge, wie Soldaten, die gegen den Feind anstürmen. Da giebt's nur ein Vorwärts, und wie diese den Feind aus seinen Positionen vertreiben müssen, so muß auch mein Pinsel immer neue Flächen erobern und bezwingen.“



Frühlingslandschaft.

Nach einem Kakemono von Suzuki Shionen.

Ich wünschte ihm, daß er in allen Schlachten, die er mit seinem Pinsel schlug, Sieger bleiben möchte.

Originell war die Art und Weise, wie er malte. Auf dem Boden knieend, über den mit Seide bespannten Rahmen gebeugt, fing er das Gemälde mit dem Geäste des Baumes an, indem er den Pinsel so hielt, daß er mit der Spitze senkrecht auf die Malfläche zu stehen kam.

Sein Pinselstrich war meisterhaft, von unfehlbarer Sicherheit und Geschicklichkeit. Diese saugen die Japaner sozusagen mit der Muttermilch ein, denn die Zeichen der beiden Schriftarten, des Hirafana und Katakana, beruhen auf Malerei, und der Gebrauch des Pinsels von frühester Kindheit an verleiht dem Japaner eine Gewandtheit, die ein Europäer nur ausnahmsweise erlangen dürfte.

Als das Geäst des Baumes fertig war, malte er in kräftigen, ungemein charakteristischen Strichen den knorrigen Baumstamm, hierauf mit großer Kühnheit das Terrain einer aufsteigenden Straße. Um den Vordergrund wirkungsvoller hervortreten zu lassen, legte er den Hintergrund mit matteren Tinten in feiner Abstufung an.

Leider wurden wir in dieser Stunde unterbrochen, doch fand ich einige Tage später ein in Farben trefflich ausgeführtes Gemälde bei ihm, eben jenes, das er vor meinen Augen begonnen hatte.

Auf seinen Landschaften ruht ein eigener Zauber, eine lyrische Stimmung, etwas Verklärtes, Weltentrücktes, eine Schlichtheit und Ungesuchtheit, die einem tiefen Empfinden entspringt, etwas Unvergeßliches, bei dessen Anschauen den Betrachter das Gefühl seligen Glückes überkommt.

Solche Landschaften, wenn auch nicht nur um ihrer selbst willen, hat viele tausend Meilen von hier an den Ufern der Seine ein anderer Prinz aus Genieiland, Puvis de Chavannes, gemalt.

Es ist keineswegs meine Absicht, den Leser dieses Buches mit Aufzählung einiger Dutzend schwer zu merkender japanischer Namen zu langweilen, die für ihn doch nur eitel Schall und Rauch wären, da die Werke ihrer Träger ihm stets unbekannt bleiben dürften.

Nur noch eine Persönlichkeit, die bedeutendste, die unter der künstlerischen Flagge Frankreichs steht, will ich erwähnen, und hierbei der Wechselbeziehungen gedenken.

In den sechziger Jahren, als die den Künstlern Europas bisher unbekannt japanische Kunst nach Europa drang und auf die Pariser Künstler wie eine Offenbarung wirkte, rief sie eine förmliche Revolution hervor, ja, sie wurde die unmittelbare Veranlassung, daß ein Courbet, Manet, Whistler und ihre Genossen die Schule der Impressionisten gründeten.

Widerstandslos gab man sich dem Zauber der japanischen Kunstwerke hin, und die schlicht naiv arbeitenden Meister Jippons feierten einen Triumph, den sie weder erstrebt hatten, noch ahnen konnten.

Doch kam für Japan das Widerspiel. Verschiedene jüngere Maler zogen in den letzten zehn Jahren nach Paris, ergaben sich dort bedingungslos der Freilichtmanier, suchten die französische Eigenart völlig in sich aufzunehmen und schufen Werke, die ganz unverfälschte Produkte der allmodernsten Pariser Malerei sind. Indem sie den Japaner völlig auszogen, um in ihrem Denken und Fühlen, in ihren künstlerischen Anschauungen, kurz in jeder Hinsicht Pariser zu werden, verloren sie alle Liebe und jedes Verständnis für die Kunst ihres Vaterlandes. Kein Wunder, daß sie daheim, bei Laien wie Künstlern, keine großen Sympathien genießen. Doch ist das ein Glück, denn sonst gäbe es bald in Japan keine autochthone Kunst mehr, was einen großen internationalen Verlust bedeuten würde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese malenden Renegaten auf die hiesigen Kunstverhältnisse insofern wohlthätig

wirken werden, als man hier die Notwendigkeit empfinden muß, dem künstlerischen Streben weitere Ziele zu stecken, die dem Horizonte Japans entrückt waren: die Figuren- und Porträtmalerei im hohen Sinne.

Es giebt einige talentvolle Landschaftler unter den Anhängern der allernmodernsten Freilichtmalerei. Der tüchtigste Franco-Japaner ist Seiki Kouroda, ein ernst strebender Künstler von großer Intelligenz und Begabung. Wie er mir erzählte, verbrachte er fast zehn Jahre in Paris, und sein Meister — er hat sich nicht den schlechtesten ausgesucht — war der berühmte Altmaier Raphael Collin.

Auf der hiesigen Kunstausstellung war Kouroda durch einen weiblichen Akt in Lebensgröße vertreten, eine Blondine — natürlich Europäerin — die vor einem Spiegel steht und ihr Haar aufbindet. Der Vorgang ist ganz einfach, ohne jede Nebenabsicht dargestellt. In dieser Arbeit steckt viel Können und strenge Naturbeobachtung; sie würde überall mit Ehren bestehen können. Dieses Bild, der erste Akt, der auf einer japanischen Kunstausstellung zu sehen war, erregte großes Staunen und rief eine kleine Revolution hervor, erzeugt von künstlerischen Gegnern und von — Missionären.

Sollte man es für möglich halten, daß sich dies in einem Lande ereignen konnte, wo das Nackte etwas Alltägliches, Unanstößiges, von niemand Bemerktes ist? In einem Lande, wo noch größtenteils ein wahrer Naturzustand der Sitten herrscht, wo dem Volk heute noch unsere europäischen Begriffe von Schamhaftigkeit fremd sind, die, als künstliches Produkt der Kultur, einen falschen Maßstab für wirkliche Sittlichkeit abgeben. Hier, wo der Begriff des „Nackten“ keineswegs mit dem Begriff des „Gemeinen“ zusammenfällt, scheint es allerdings absurd, daß über ein Bildnis eines nackten Weibes auch nur eine Silbe verloren wird.

Dem allenthalben, sei es im Tempel, in der Ausstellung, im Theater, oder auf der Straße, schlägt die Japanerin ihren Kimono auseinander — unter dem sie bekanntlich kein Hemd trägt — und den Oberkörper entblößend, säugt sie ihr Kind. Jedermann findet das Natürliche natürlich, keinem Menschen fiel es ein, davon weiter Notiz zu nehmen, oder gar sittliche Entrüstung zu heucheln.

Wer je im Innern des Landes gereist ist, hat Männer und Frauen harmlos gemeinsam baden sehen. Auch in den Städten kann man täglich Frauen erblicken, deren vom Wind aufgeblähte Kleider die nackten Beine und Schenkel entblößen, oder in die offenen Häuser schauend die Damen bei der angenehmen Beschäftigung der Massage überraschen. Das Volk sieht hierin nichts Unschickliches, da es von Kind auf daran gewöhnt ist; erst die Missionäre beginnen ihm sein reines naives Empfinden zu trüben und das Mäntelchen der Moral und Schamhaftigkeit umzuhängen. . .

Kouroda erzählte mir all diese Fährlichkeiten, die seinem Bilde begegneten; es liegt darin viel unfreiwilliger Humor.

Vor einem Jahr ungefähr brachte er es von Paris mit; er wurde in die Jury der Kunstabteilung gewählt und aufgefordert, auszustellen. Sein Akt erregte sofort den Meid der japanischen Kollegen, die den großen Erfolg und das Aufsehen ahnten. Das Präsidium bat Kouroda, sein Bild zurückzuziehen, was er verweigerte. Hierauf erklärte man ihm: wenn er durchaus auf der Ausstellung bestehe, werde man den Akt mit einem Tuche verhängen; jeder Kenner, der sich für das Bild interessiere, könne ja die Hülle beiseite schieben. Selbstverständlich wies der Künstler diesen unerhört lächerlichen Vorschlag zurück, mit der Motivierung, daß er ja, dem Begehren der Jury willfahrend, damit allen Verleumdungen und unlauteren Unterschiebungen Recht geben würde. Wolle man sein Bild, das ein reines Kunst-

werk sei und das nur ein Heuchler oder Dummkopf für etwas Unanständiges erklären könne, nicht bedingungslos ausstellen, so trete er sofort aus der Jury aus. Man fürchtete sich schließlich doch vor einer Blamage und nahm das Bild ohne weiteres an.

Nun aber begann ein amerikanischer Missionär zu zetern und die Journale dagegen aufzuhezen.

Die Sophis (Ultraradikalen) von Kyoto, verkommene geistiges Proletariat, das für Geld zu jedem Skandal zu haben ist, diese Desperados Japans, beriefen eine Versammlung, um gegen das Bild zu protestieren, in Wirklichkeit aber, um politische Reden zu halten. Die Polizei löste die Versammlung auf; aber damit dem Bilde kein Leid widerfahre, steht den ganzen Tag auf der Ausstellung ein Wachtposten davor.

Und das Publikum? Die Weiber säugen harmlos ihre Kinder, die sie überall herumtragen, und die Männer — Nun, lezthin standen vor dem Alt zwei Europäerinnen, den Kopf eingezwängt zwischen aufgeblasenen Ballonärmeln, hinten culs de Paris aufgebunden gleich türkischen Trommeln; die Japaner aber sahen schmunzelnd mit auf jenen Alt hinüber: Also das ist des Pudels Kern!

Die Jury hat sich übrigens eines besseren besonnen; Kouroda soll mit der großen goldenen Medaille ausgezeichnet werden, zum Entsetzen der Keuschheitsapostel.

Dies sind in kurzem die Schicksale des ersten weiblichen Alttes in Japan.



Die Halle von Kyoto.

Es war 8 Uhr morgens. Ich hatte bereits alle Vorbereitungen zur Abreise getroffen, da ich entschlossen war mit dem 2 Uhr 50 Minuten von Kyoto abgehenden Schnellzuge nach Yokohama zu fahren. Noch über sechs Stunden hatte ich also Zeit, und so setzte ich mich in mein *Sinrikisha*, dem Kuli überlassend, wohin er mich fahren wolle. Nur einen neuen, mir noch unbekanntem Stadtteil wünschte ich zu sehen. Nach halbstündiger Fahrt kamen wir in ein Töpferviertel, wo fast jedes Haus, vom Boden bis zur Decke, mit billigen Thonwaren gefüllt war, die trotz ihres Spottpreises meist einen feinen Geschmack bekundeten. In diesen Läden schien alles aus Porzellan; sogar die Verkäufer, die regungslos, ohne eine Miene zu verziehen, zwischen den rings aufgestapelten Töpfen, Vasen, Tellern saßen, machten den Eindruck großer Pagoden.

Wir fuhren weiter. Da gelangten wir, das Weichbild der Stadt verlassend, in eine hügelige Landschaft; längs der steil ansteigenden Landstraße standen strohbedeckte Hütten, ab und zu ein scheunenartiges Gebäude, worin nackte Gestalten hantierten, bloß um die Hüften ein Tuch gewunden. Begierig, was diese den Schneider Verschmähenden thäten, ließ ich anhalten und betrat eine der Scheunen.

Es war eine Theedarre. An den Wänden entlang standen aus Lehm erbaute Trichter, etwa drei Fuß hoch, und darin glommen Kohlen auf Kosten, über denen mit Pergamentpapier bespannte viereckige Bambusrahmen lagen. Auf diesen Trommeln

wurde das frisch geschnittene Theeblatt gewalzt und gedörret; bis es fertig war, hatte es zehn bis zwölf solcher Walkungsprozesse durchzumachen. Trotz ihres paradiesischen Kostüms triefen die fleißigen Arbeiter von Schweiß, denn die aus den Trockenöfen ausströmende Hitze, die mich lebhaft an die aller-



heißesten Tage einst in Bengalen erinnerte, war versengend. Ich suchte bald das Freie zu gewinnen.

Nach viertelstündigem Marsch an Bachesrand gelangte ich an einen Ort, von dem eine schön gepflegte breite Straße abzweigte und eine Thalmulde hinanstieg, die von üppig bewaldeten Hügelwällen eingeschlossen war. Ein Steinobelisk mit Inschrift besagte Näheres. „Was steht auf diesem Steine?“ fragte ich meinen Dolmetsch.

„Daß dieser Weg nach dem Verbrennungsplatze führt, der dem Hongwanjikloster gehört.“

„Dem Nishi-Hongwanjikloster, in dem ich so oft die herrlichen Malereien der Kanoschule, die prachtvollen Schnitzereien Hidari Jingoros bewundert habe?“

„Ja, Herr, die Stätte gehört eben diesem berühmten Kloster der Montosekte.“

Die Montosekte, die aufgeklärteste aller buddhistischen Sekten, genießt in Japan das bedeutendste Ansehen. Ihre Priester sind die einzigen, im Gegensatz zu den Shintoisten, denen die Ehe gestattet ist. Die Montosekte strebt nach einer Läuterung des Buddhismus; sie verwirft allen leeren Götzendienst und Aberglauben, spricht Amuletten und Talismanen jede göttliche Kraft ab, hat aus ihren Tempeln das nicht nur dem Volke, sondern auch den Priestern unverständliche Sanskrit verbannt und hält Gebete und Predigten nur in der Landessprache ab. Die Hongwanjipriester suchen nicht durch Absonderung, sondern durch ein Zusammenleben mit dem Volk und durch gutes Beispiel veredelnd zu wirken; sie wollen in den gebildeten Kreisen, die sich schon lange gleichgültig vom Buddhismus abwenden, von neuem Wurzel fassen.

Man kann die Angehörigen der Montosekte füglich die Protestanten Japans nennen.

Hongwanji bedeutet: „Das Kloster des wahren Gelübdes.“ Der Subgriff ihrer Lehre gipfelt in dem Satze: „Der Mensch kann nur errettet werden durch den Glauben an die gnadenvolle Macht Amidas, nicht aber durch gedankenloses Wiederholen von Gebeten.“

Amida ist die Hauptgotttheit, die in den Hongwanjitempeln verehrt wird. Sie wohnt in einem bezaubernd schönen Paradiese des Westens und ist die Verkörperung des Begriffes grenzenlosen Lichtes, der Weisheit ohne Ende.

Der Stifter dieser Sekte lebte von 1173 bis 1262 und soll von kaiserlicher Abstammung sein, so daß alle Äbte bis auf diesen Tag den Titel „Monzeki“, d. h. „kaiserlicher Sprößling“ führen. Der jetzt regierende hochherzige Mikado Mutju Hito verlieh dem Gründer der Montosekte für ewige Zeiten den Ehrentitel „Kenjhu Daijhi“, d. h. „Großer Lehrer, der die Wahrheit sieht“. Mit diesem Akte, der den von allen Vorurteilen freien Geist des Mikado, der bekanntlich Shinto ist, bezeugt, hat er sich selbst für alle Zeiten ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

In Japan kommen eben noch Dinge vor, die unsere modern-europäische eingesehnürte Schulweisheit nicht begreifen kann . . .

Da ich ein unbedingter Anhänger der Feuerbestattung bin, und überhaupt kaum fassen kann, wie ein ästhetisch empfindender Mensch nicht einen grenzenlosen Ekel bei dem Gedanken fühlt, dereinst von Würmern aufgezehrt zu werden und die widrigste Auflösung zu finden, interessierte mich das Krematorium der Montosekte um so mehr.

Oben angelangt, stand ich vor einer Tafel, deren Inhalt mir mein Dolmetsch dahin deutete, daß Leichen nur von 7 Uhr morgens bis 11 Uhr nachts verbrannt würden, solche aber, die ansteckenden Krankheiten erlügen, jederzeit sofort verbrannt werden müßten. Vielleicht kommt doch noch einmal der Tag, wo die Aufklärung, ihren Weg von hier aus westwärts über China nehmend, und, nachdem dort die Söhne des himmlischen Reiches ihren Popf abgelegt haben, auch in den Osten dringt.

In Japan fand die erste, historisch bekannte Leichenverbrennung im 7. Jahrhundert n. Chr. statt, wo der berühmte Priester Dôsho von seinen Schülern nach den Anordnungen, die er ihnen bei Lebzeiten erteilt hatte, den Flammen überliefert ward. Immer allgemeiner wurde diese Bestattung auch von den höchsten Klassen angenommen; doch kam sie in den letzten

zwei Jahrhunderten wieder mehr und mehr in Verfall, und seit 1654 wurde in Japan kein Mikado mehr verbrannt.

Mit der neuesten, 1868 beginnenden, auf allen Gebieten fortschrittlichen Epoche drang die Feuerbestattung wieder siegreich durch und ist heute in steter Zunahme begriffen.

Die Straße, die zur Verbrennungsstätte führt, geht zwischen herrlichen Hügelgeländen hinan; mächtige Kiefern, mit ihren weit überragenden fast wagrechten Stämmen, schienen, aus der Ferne gesehen, sie manchmal zu kreuzen. Japanische Feigenbäume, Kakis, wechselten mit Kastanien und Ahornen, wilde Azaleen in zarten Farben blühten in Fülle und ein reicher Blumenflor vervollständigte das anmutige friedliche Landschaftsbild.

Nirgends in meinem Leben hörte ich so viele Nachtigallen vereint schlagen, wie in jener Thalmulde; als wollten diese Sprosser den Abgeschiedenen auf ihrem letzten Gang ein Preislied singen, daß sie nun erlöst seien von aller Erdenpein.

Am Ende der aufsteigenden Straße sah ich mich der Schmalseite eines Gebäudes gegenüber, hinter dem sich ein mächtiger Schornstein erhob. Bereitwillig gestattete mir auf mein Ansuchen der die Stätte verwaltende Priester des Hongwanjiklosters, die Verbrennungshalle zu besichtigen.

Vor derselben befand sich eine nach allen vier Seiten offene überdachte Halle; hier werden die Totencereemonien abgehalten, während die Leiche den Flammen übergeben wird. Ein rotlackierter, mit Metallbeschlägen schön verzierter buddhistischer Priesterstuhl stand vor einem altarartigen langgestreckten Tisch, auf dem Weihrauchgefäße, Kranichleuchter und Lotosblumenzweige in Vasen aufgestellt waren.

Auch kleine Opfertischchen, kaum 1 Fuß hoch, mit lotosblumenartigem Aufsätze für die flachen Opferkuchen, die dann gewöhnlich an Arme verteilt werden, gehörten zum Geräte.

Die Trauernden bleiben, bis die Leiche verbrannt ist, in einem seitwärts vor der Ceremonienhalle befindlichen Theehause, dessen trübe Physiognomie schon verrät, daß dort nie heitere Gäste einkehren und keine Tanzmusik erklingt.

Innichten der Halle selbst, zu der eine mit geschnittenen Lotosblumen verzierte Thüre führt, steht, nach einer Seite offen, der rechteckige Ofen mit 14 Verbrennungszellen. Zwölf davon sind für die meist kistenförmigen Särge, zwei hingegen für langgestreckte bestimmt.

Über jeder Zelle, einem gewölbten Raum von etwa 80 bis 90 qkm, ist ein Luftschacht angebracht, der in den Schornstein mündet. Sobald der Sarg durch die vordere Öffnung in die Zelle geschoben ist, wird sie durch eine doppelte Eisenwand verschlossen, während durch eine kleinere Thür an der Hinterseite des Ofens auf einen etwa 10 cm tiefer liegenden Kof Kiefernholz und Stroh gelegt und angezündet wird.

Durch diese kleine hintere Öffnung wird immer nach Bedürfnis neuer Brennstoff nachgeschoben; zugleich können die Leichenverbrenner sich hineinsehend überzeugen, in welchem Stadium sich der Körper befindet.

Zwei Stunden dauert es gewöhnlich, bis eine Leiche so weit verbrannt ist, daß nur die Knochen übrig bleiben; diese werden alsdann auf eine große Eisenschaukel gefehrt und auf einen mit Blech überzogenen schemelartigen Tisch mit umgebogenen Rändern zum Auskühlen gelegt. Um Irrtümer zu vermeiden, wird stets auf eine kleine Blechtafel der Name des Verbrannten mit Tusche gemalt und dies Zeichen zu den Resten gelegt.

Eine am Eingang hängende Glocke wird dreimal geschlagen, wenn es so weit ist, daß die letzten Reste des Toten den Angehörigen ausgefolgt werden können, die nun aus dem Theehause herbeieilen, um sie in eine Urne oder ein Kistchen zu legen und dann zu begraben.



Die übrig gebliebene Asche wird auf einen Berg oberhalb des Krematoriums getragen und dort beigesetzt.

Dieses aus Ziegeln aufgebaute Krematorium der Montsekte wurde vor etwa 20 Jahren errichtet. Es werden darin durchschnittlich 350 Leichen im Monat verbrannt; die Verbrennungstage beträgt 1 Yen (also etwa 2 Mk. 40 Pfg.) für einen kistenförmigen,

Buddhistischer Kirchhof.

2 Yen für einen länglichen Sarg. Auf meine Frage, ob man hier bloß Buddhisten verbrenne, sagte mir der Priester, daß der Glaube hier ganz gleichgültig sei, und selbstverständlich sowohl Schintoisten wie Andersgläubige verbrannt würden. „Dies thut in Ihrem Land die Kirche doch auch, mein Herr, nicht wahr?“

Einen Augenblick glaubte ich, aus dem so treuherzig dreinschauenden Priester spreche Ironie, aber dem war nicht so.

„Mein bester Herr,“ sagte ich darauf, „die Kirche, der ich angehöre, verbrannte auch einst Hunderttausende, so liberal wie Eure, ohne Unterschied der Konfession, aber — lebendig mußten sie sein.“

Sein Gesicht verfinsterte sich, und er erwiderte: „Herr, wie könnt Ihr nur so grausam scherzen!“

„Nein, würdiger Mann, ich wollt' es wäre ein Scherz, eine Lüge, was ich Euch gesagt, doch ist es bittere Wahrheit. Unsere Kirche verbrannte nur Lebendige, nie Tote, ja sie wehrt das bis auf den heutigen Tag.“

Traurig schüttelte er den Kopf; das Gesagte schien ihm unfaßlich, und still fortichleichend murmelte er: „Wie furchtbar, Amida schütze uns davor!“ . . .

Eben wollte ich den Rückweg antreten, als ich einen Zug die Straße herauf kommen sah; ich setzte mich auf einen Stein und beschloß, ihn zu erwarten.

Langsam näherte er sich. Sechs Träger, die auf dicken Bambusstangen mindestens 8 Fuß hohe goldene Lotoszweige mit künstlichen Blüten trugen, eröffneten den Zug. Da an jedem Zweig ein Zettel mit einer Inschrift hing, so war zu vermuten, daß sie die Namen der Spender trügen, und gleich unseren Kränzen von Freunden gewidmet seien. Dann kam ein Mann, der frische Zweige des den Buddhisten heiligen immergrünen Sternanis hielt; diesem folgte der von vier Männern auf zwei parallel laufenden Stangen getragene Sarg, von einem baldachinartigen Dache bedeckt.

An die Sargträger schloß sich ein in einem Zinrikisha sitzender Priester; diesem folgte ebenfalls in einem Wagen ein Mädchen, das auf ihrem Schoße flache lotosblattförmige Kuchen trug, über die sie einen Sturz gestülpt hatte, wahrscheinlich zur Abwehr des Staubes.

Im nächsten Wägelchen saß eine in Weiß gehüllte Frauengestalt, und obwohl das mit den Ärmeln verdeckte Antlitz verborgen blieb, so ließ ein krampfhaftes Zittern erkennen, daß diese Frau vom Schicksal hart getroffen worden war.

Aber auch der Kuli, der sie zog, stöhnte schwer; jeder Atemzug schien ihm die Brust zu sprengen, dicke Tropfen rannen ihm über die sonngebräunten Backen und träufelten vor seine Füße.

Der Zug hielt vor der Ceremonienhalle.

Der Sarg wurde inmitten derselben auf ein Postament gestellt und die Leidtragenden gebeten sich zu entfernen. Die Pforten schlossen sich. Die unglückliche in Weiß gekleidete Frau geleitete man halb bewusstlos hinaus; zum erstenmal erblickte ich hierbei ihre Züge, in denen eine Geschichte des Leidens stand, die keines Kommentares bedurfte. Es war eine Mutter, die ihr Kind verloren hatte.

Wen bewegte nicht der Anblick solcher Schmerzen! Dabei überkam mich auf einmal mit Blitzesschnelle die traurige Gewißheit, daß die Unglückliche mir keine Fremde war, daß der Sarg, den wir in der Halle zurückgelassen, ihr einziges Kind barg, ihre angebetete Dharusan.*)

Wahrlich, dies Kind in seiner Frische, blühenden Jugend und Schönheit verkörperte den Frühling wunderbar! Nun lag es eingesargt, und mit ihr sollten die Hoffnungen der Mutter verbrennen, der gewiß kein Frühling mehr erblickt. —

*) Dharu = Frühling.

Wie ein schwerer Alp drückte diese Empfindung auf meine Seele, und um mich zu vergewissern, ob ich mich am Ende doch nicht getäuscht, suchte ich den alten treuen Kuli auf, den Hashimoto, wie er hieß.

Lang braucht' ich nicht zu suchen. Er saß am Straßen-graben und weinte bitterlich, sich mit den Knöcheln seiner schwieligen Hände die Thränen aus den Augen wischend.

„Hashimoto,“ sagte ich, „ich fürchte, daß ihr Dharusan verloren habt; ist's nicht so?“

„Ja, Herr, wir —.“

Mehr brachte er nicht heraus. Sich platt auf den Boden werfend schluchzte er, daß sich der schmerzzerfüllte Körper stoßweise hob und senkte.

Raum drei Wochen mochten's sein, daß ich auf dem Heimwege vom Nishi-Hongwanjikloster, in dem ich oftmals weilte, um die dort befindlichen Kunstschätze meinem Gedächtnis einzuprägen, vor einem Hause halten ließ. Meinen Augen bot sich ein so entzückendes Bild dar, daß ich mich davon so schnell nicht trennen konnte. An einem herrlichen Frühlingstage war's: in allen Häusern waren die Schiebefenster ausgehoben, so daß man ins Innere der Gemächer sehen konnte.

Da saß in einem Raume nach der Straße zu, vor einem prächtig, kunstvoll bemalten Goldwandschirm, der im Sonnenscheine glitzerte, unter feurigen Azaleen, die in großen Vasen am Boden standen, ein reizendes, etwa zehn Jahre altes Mädchen in farbig phantastischer Tracht, ein Kolibri unter Blumen.

„Halt, Kuli,“ rief ich, „das muß genossen werden!“

Die Mutter des Mädchens mußte mein Entzücken gemerkt haben; sie ließ mich durch einen Diener bitten, herein zu kommen.

„Okami-san“*), sagte ich, „Ihr wart so gütig mich aufzfordern zu lassen, Euer Haus zu betreten, das zweifellos ein Heim von vielem Schönen ist; so viel sagte mir bereits der erste Blick.“

Sie lud mich ein, auf einem auf den Matten des Bodens liegenden Polster Platz zu nehmen, während sie den üblichen Begrüßungsthee über einem mit glühenden Kohlen gefüllten Becken zubereitete. Diener brachten mir Süßigkeiten, die in feinem, selbst nicht in einem ganz armen japanischen Hause fehlen.

Mein Auge schweifte rings umher. Wohin es fiel, erblickte es Schönes. Vor mir stand ein kunstvoll gearbeitetes kostbares Goldlacktischchen und andere Goldlackgeräte sowie ein fein emailiertes Kohlenbecken; die prächtigen Vasen waren gefüllt mit großen blühenden Zweigen, herrliche Wandschirme, bemalt von dem berühmten Meister Korin, ließen mich nicht im Zweifel, daß ich in das Haus einer vornehmen Kunstfreundin geraten war.

Die Frau des Hauses war, wie ich später erfuhr, die Witwe eines ehemaligen großen Seidenhändlers, ihr Vater jedoch ein einst sehr einflußreicher, allgemein verehrter Mann und feiner Kunstkenner. Meine gastliche Okami-san kam denn auch mit Stolz und Vorliebe auf diesen Vater zu sprechen, von dem alle Kunstwerke in ihrem Hause zu stammen schienen. In den Nebengemächern hingen Kakemonos, prächtige Blumen und Vögel, gemalt von den für Japan klassischen Meistern Okyo und Tsunenobu; desgleichen Jahrhunderte alte wertvolle Wandschirme mit Goldgrund, auf denen ein Zauber lag, wie er nur alten Gemälden eigen zu sein pflegt, die eine Art Patina zeigen.

Okami-sans größter Stolz war jedoch ein großer, bis zur Decke reichender Heiligenschein, den einst ihr Vater nach seinen

*) Okami-san, „Ehrbare Herrin“, in Japan landesübliche Anrede.

eigenen Angaben hatte anfertigen lassen, ein wahres Meisterwerk japanischer Holzschnitzerei und Goldlackkunst.

„Herr,“ jagte sie, „auf der Nationalausstellung seht Ihr jetzt viele wertvolle Altarischeine, aber einen von solcher Arbeit findet Ihr doch nicht!“

Aus vollster Überzeugung bewunderte ich ihr Heiligtum,



das, um ja im Fall eines Feuers nicht umzukommen, mittels einer Verankerung in einen dazu erbauten feuerfesten Kellerraum hinabgelassen werden konnte.

Mit der Zeit bekam ich alle Reliquien des Hauses zu sehen, auch die in dem feuersicheren Godown verborgenen. Ein von der Stadt Kyoto ihrem Vater gestiftetes Ehrendiplom, zum Danke, daß er einst ein Grundstück für eine Schule geschenkt hatte, wurde besonders heilig gehalten.

Mehrmals besuchte ich dies reizende Haus, das so viel Schönes und so freundliche Menschen barg, die sich freuten, mir ihre Schätze zu zeigen. Das Schönste und Vollkommenste für



mich aber war ein entzückender, von einem Teich durchzogener Garten, der lieblichste von all den reizenden Hausgärtchen, die ich bisher in Japan gesehen, auch größer als die meisten.

Dies Fleckchen Erde war so reich an Blumenwundern und entzückenden Details, daß man nur schwer sich für einen Winkel

entscheiden konnte. Als ich zum letzten Male dort war, stand alles in herrlichster Blüte; der Garten war im Mittag seiner Schönheit.

In den Teich hinein schob sich ein Theehäuschen, dessen Dach die herabhängenden traubenförmigen Blüten eines Glycinenstrauches bildeten. Zwischen künstlichen kleinen Felsen prangten an den Ufern des Teiches theils herrliche Azaleen in feinsten Farbenabstufung, theils dunkelviolette Schwertlilien, durchsetzt von einzelnen weißen. Zarter Schlehdorn und junge Ahornbäume mit ihrem zartgefiederten Blattwerk waren von vielen Rosensträuchern umgeben, bedeckt von Tausenden von Blüten. Zwei moosbewachsene Steinlaternen mit breiten schirmartigen Dächern ragten monumental aus all dem Lieblichen heraus; vom Winde leicht bewegte Schwertlilien spiegelten sich auf der im Sonnenschein glitzernden Wasserfläche. Breite Steine bildeten eine Brücke und führten zu einer kleinen blumengeschmückten Insel.

Die kleine Dharujan lag ausgestreckt auf diesen Steinen kräufelte mit den Spitzen ihrer kleinen Füßchen das Wasser und fütterte lachend mit Zuckerzeug die großen Goldfische, die lustig schmatzten, daß man es weithin hören konnte.

Alles atmete Lust und Freude; ewige Sonne, ewiges Glück schien von diesem Orte unzertrennbar. Strahlend betrachtete denn auch, die Hände in den Schoß gefaltet, die Mutter ihr Kind und lächelte selig vor sich hin.

„Okami-san, Ihr seid wahrhaftig glücklich zu nennen. Ihr habt ein kleines Paradies, und darin einen Tenin (Engel) wohnen. Dharujan ist doch ein herziges Kind!“

„Ja, Herr, sie ist auch all mein Glück.“

Lange schwiegen wir beide; dann begann sie schüchtern zu fragen:

„Herr, habt Ihr kein Kind?“

„Nein, gute Frau, ich stehe allein.“

„O, das muß traurig sein!“

„Zuweilen schon. — Sedoch man lernt's ertragen.“

„O Herr, ich — ich ertrüg' es nie!“

„Gott schütze Euch davor, gute Frau, daß Ihr es jemals lernen müßtet. Doch man wartet auf mich; ich muß jetzt scheiden. Lebt wohl, auf frohes Wiedersehen!“

Wochen vergingen. Ich kam nicht mehr in die Gegend des Hongwanjitempels, denn andere Dinge beschäftigten meinen Sinn. Und nun dies Wiederfinden! —

Düstere Gedanken gaben mir das Geleit, als ich immer weiter vom Weg ab bergan steigend in den Wald eindrang. Nach einigen Minuten kam ich an eine Lichtung. Eine junge Dame in schwarzem Kleide, das sich gefällig der schlanken Taille anschmiegte, kniete auf dem Rasen, mit dem in den Händen verborgenen Kopf auf einem morschen Baumstamm aufliegend. Ihr mit einem dunkelblauen Schleier umwundener Hut lag einige Schritte von ihr entfernt am Boden, daneben ein Strauß frisch gepflückter Blumen.

Schon wollte ich umkehren, um sie, die jedenfalls die Einsamkeit gesucht hatte, nicht zu stören, als ich auf einen dünnen Zweig trat, der mit einem scharfen Krach entzwei brach. Zusammenstreckend fuhr sie empor, instinktiv den Blick nach der Richtung wendend, woher das Geräusch kam. Ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte uns beiden, als unsere Blicke sich trafen.

„Marguerite,“ rief ich, „um des Himmels willen, wie kommen denn Sie hierher?“

„Das selbe frage ich Sie, mein Freund, aber mich freut es, daß ich Sie doch noch einmal sehe!“

„Ihre Freude klingt aber recht matt und trüb, liebes Kind. Aber noch einmal: Was soll das heißen? Sie sind ja doch so jung und blicken erst ins Leben, und ich bin ja doch auch kein

Zubelgreis, daß man erstaunt sein muß, ihm wieder zu begegnen. Ich finde nichts Erstaunliches dabei, daß wir uns wiedersehen!“

„O doch, Sie wären bald zu spät gekommen. Nun aber leben Sie wohl, mein Freund, gedenken Sie zuweilen meiner.“

„Marguerite, ich glaube, ich kam gerade noch zur rechten Zeit. Bevor ich gehe, müssen Sie mir sagen, was Sie quält. So schnell gebe ich mich nicht zufrieden; ich bleibe, selbst auf die Gefahr hin Ihnen lästig zu fallen. Meine Teilnahme für Sie rechtfertigt diese scheinbare Zudringlichkeit. Ich fühl's, hier ist nicht alles in Ordnung, Marguerite. Sprechen Sie! Seit wir uns nicht gesehen, hat sich gewiß vieles ereignet, und dann, als wir vor bald sechs Monaten nachts in Yokohama landeten, verlor ich Sie aus den Augen und konnte mich kaum von Ihnen verabschieden; verzeihen Sie dies nachträglich. Wir waren doch gute Freunde geworden, nicht wahr?“

„O ja, gute aufrichtige Freunde.“

Mehr brachte sie nicht hervor; dabei ließ sie den Kopf auf die Brust sinken und schloß die Augen.

Das arme Kind, auf dem sichtlich ein schwerer Kummer lastete, that mir in tiefster Seele leid.

Um falschen Meinungen vorzubeugen, muß ich von vornherein erklären, daß meine Beziehungen zu Marguerite keinerlei Liebe in sich schließen. Sie ist weit davon entfernt eine Philine zu sein, deren mir während meiner Lehr- und Wanderjahre durch aller Herren Länder so manche begegnete, und wenn ich sie schon in eine litterarische Reihe bringen soll, so zählt sie am ehesten zu den Verwandten Mignons. Ich habe zwar keine Liebe roher Zigeuner von ihr abgewehrt, aber einmal Gelegenheit gehabt, sie vor moralischen Mißhandlungen gemütsroher Menschen zu schützen, und das brachte uns näher.

Marguerite ist die Tochter eines reichen europäischen Kaufmannes in Japan, der sich zur Ruhe gesetzt hat, und eines

eingeborenen Schätzchens. Von ihrem Vater adoptiert, wurde sie im Alter von 7 $\frac{1}{2}$ Jahren nach Europa geschickt, wo sie 10 Jahre hindurch in einem vornehmen Institut Brüssels eine vortreffliche Erziehung genoß. Seit dieser Zeit hatte sie ihren Vater nie wieder gesehen, ihre Muttersprache völlig verlernt, jede Erinnerung an ihr Heimatland verloren.

Aus der kleinen Japanerin war eine vornehme europäische junge Dame geworden, und nur ihr etwas fremdländischer Typus verriet, daß ihre Wiege in einem anderen Welttheile gestanden hatte.

Auf dem Dampfer, der mich von Neapel nach Hongkong brachte, und auf dem sie unter dem Schutz eines irischen Ehepaars, Freunden des Vaters, reiste, lernte ich sie kennen.

Derfelbe Steamer brachte sie schon von Southampton; drei Wochen war sie also fast an Bord, als ich mich einschiffte. Besagtes irisches Ehepaar war ein Ausbund von Langweiligkeit, dabei mit einer rührenden Konsequenz ununterbrochen seekrank. Mochte es stürmen, mochte die See spiegelglatt sein — einerlei, sie opferten. Margueritens Protektoren waren zum allgemeinen Leidwesen mit zwei unerzogenen Rangen besetzt, die, da Mama und Papa in der Kabine oder auf Deck wie halbtote Fliegen umherlagen, von Marguerite bemuttert wurden.

Abgesehen davon, daß zum Dank für alle Quälerei das arme Mädchen bei jeder Gelegenheit von den Rangen angechwärzt wurde, brachte sie diese undankbare Aufgabe in eine ganz schiefe Lage. Viele sahen in ihr eine Art Kindermädchen der ewig franken oder faulen Mama, weil die Sprößlinge sie wie eine Dienerin kommandierten.

Die ersten Tage an Bord vergingen, ohne daß ich einige Worte mit der Fremden wechselte; sie saß, wenn sie nicht von den Kindern gequält wurde, stets ruhig auf Deck und las, bald französisch, bald englisch, bald deutsch. Als in Port Said, Suez und Aden verschiedene Passagiere unser Schiff verließen,

wurde ein Tisch im Speisesaal ganz leer, an anderen entstanden Lücken, und so kam Marguerite mir gegenüber zu sitzen, während ihre Beschützer fast nie bei den Mahlzeiten erschienen.

Es ergab sich von selbst ein immer regeres Gespräch, und obwohl man an ihr eine eingeschüchterte, ja ängstliche Art spürte, so gewann ich doch bald die Überzeugung, daß Marguerite eine ebenso intelligente, als gebildete junge Dame sei.

Ziemlich hoch gewachsen, war sie eigentlich nicht schön zu nennen, und trotz ihres europäischen Gesichtsschnittes verriet ihre etwas schiefe Augenstellung, ihre dunkelschwarzes Haar, ihre gelbliche Gesichtsfarbe den japanischen Typus.

Sie konnte es nicht leugnen, daß zweierlei Blut in ihren Adern floß, und schien sich dessen auch sichtlich zu schämen, wenn sie manche darauf hin ansahen.

Unser Verkehr blieb harmlosester Art, und kaum wäre ich ihr je näher getreten ohne folgenden Zwischenfall.

An Bord befand sich eine unausstehlich arrogante neugebackene Geldaristokratin, die sich erst kürzlich mit einem deutschen Offizier auch dessen Adelstitel erkaufte hatte, aber bis an ihr Lebensende eine Talmibaronin bleiben wird. Sie fand es sehr unpassend, daß Herren mit der jungen Japanerin verkehrten, da man sie doch nicht als der Gesellschaft ebenbürtig betrachten könne, und bemerkte hämisch: „Man kennt ja schließlich ihre Abstammung!“

Hierauf fühlte ich mich veranlaßt, in Gegenwart einer sehr großen Gesellschaft zu erwidern, daß ein so gebildetes, taktvolles Mädchen es mit jeder Dame aus den gebildeten Kreisen aufnehme. Ihre Abstammung aber gehe uns gar nichts an, und es würde mancher anderen Gefährtin vielleicht ebenso unangenehm sein, wenn man ihren Stammbaum aufrollen wollte.

Aus den Augen der also Abgefertigten trafen mich einige vernichtende Blicke, während sich ihr Antlitz vor Wut blutrot

färbte. Doch ein allgemeines Schmunzeln der Befriedigung flog über die Gesichter der Anwesenden, denn jedermann gönnte ihr die Abfuhr.

Wie jeden Abend, so saß ich auch an diesem nach dem Diner auf Deck in einer Ecke allein und las beim Schein eines elektrischen Lichtes. Plötzlich hörte ich, wie jemand einen Stuhl nebenan einnahm, und von meinem Buch ausblickend, bemerkte ich Fräulein Marguerite.

„Verzeihen Sie,“ sprach sie „wenn ich Sie in Ihrer Lektüre störe. Ich weiß, daß Sie sich heute meiner freundlichst angenommen haben, als eine Dame es für gut befand, mich zu schmähen. Ich danke Ihnen.“ Dabei reichte sie mir ihre Hand.

„Mein liebes Fräulein,“ sagte ich „so ein Leben an Bord ist wirklich noch schlimmer als das eines kleinen Badeortes. Man findet da einen Ring klatschbedürftiger Seelen, die jedes Wort, das sie auf Hinterdeck vernehmen, sogleich auf Vorderdeck rapportieren. Es war wirklich mehr als unnütz, Sie von dem kleinen Renkontre zu unterrichten. Übrigens sein Sie versichert, daß es mir ein Vergnügen war, dieser Dame, der würdigen Vertreterin einer Klasse Menschen, deren Anblick mir selbst bei niederem Seegang Unbehagen erzeugt, einen kleinen Hieb zu versetzen.“

„Kann ich für mein Unglück? Ich leide schwer genug darunter,“ brach sie los, „daß ich geboren bin!“

Sie lehnte den Kopf zurück und blickte starr gegen die auf dem Firmament dahinjagenden Wolken, während sie sichtlich mit Thränen kämpfte. Eine längere peinliche Ruhe herrschte zwischen uns; man vernahm nur das Geräusch der nimmer rastenden Schiffschraube. „Mein liebes Fräulein,“ begann ich endlich verlegen, „nur die Dummheit oder Roheit wird je an Dingen rütteln, die — —“

„Die Welt ist aber dumm und roh,“ fiel sie mit bitterem Ton ein, „das habe ich die drei Monate kennen gelernt, seitdem ich das Haus meiner mütterlichen Freundin in Brüssel verließ und bei Bekannten meines Vaters in England lebte.“

„Armes Kind, wenn Sie schon jetzt von der Welt diese Meinung haben, das ist schlimm. In Ihren Jahren pflegt man sonst noch vieles rosiger anzuschauen oder zu übersehen.“

„O dann hatte vielleicht gerade ich besonderes Unglück, daß Menschen mich in der schonungslosesten Weise von meiner Lage verständigten, mich, die ich in der Pension harmlos dahin lebte und keine Ahnung davon hatte. Die Mutter, deren ich mich gar nicht entsinnen kann, hielt ich lange schon für tot, während ich Madame B., die ich über alles liebe und verehere, als meine wirkliche Mutter betrachtete. Mein Vater, der mir oftmals schrieb und an allem, was mich betraf, lebhaften Antheil nahm, ist gewiß ein guter Mann. Zehn Jahre sah ich ihn nicht; auch er lebt nur noch dunkel in meiner Erinnerung.“

„Sie reisen also mit ungewissen trüben Empfindungen Ihrer Heimat entgegen, ohne Freude?“

„Freude! O mich schaudert, wenn ich daran denke, in dieses Land zu gehen, wo die Frau eine so entwürdigende Stellung einnimmt, dem Manne nicht ebenbürtig ist, sondern nur als dienende Sklavin angesehen wird. Wäre nicht mein Vater so krank, und triebe mich nicht ein Gefühl der Dankbarkeit, seinem Wunsche zu folgen, mich brächte keine Macht der Erde hin.“

An diesem Abend, wo sie mir ihr Leid anvertraute, hatte ich die Empfindung, selten ein so unglückliches junges Wesen gesehen zu haben, als sie war. Wir verkehrten seitdem intimer und wurden mit der Zeit gute Freunde. Sie erzählte mir, was sie bisher erlebt hatte und wie ihr ganzes Streben und Denken nur darauf gerichtet sei, möglichst bald nach Europa zurück zu kommen, da sie sich ganz als Europäerin fühle und

die Überzeugung habe, daß nur dort ihre Zukunft sich erfreulich gestalten könne. Japan haßte sie; das ging aus jedem Worte hervor, wenn sie darauf zu sprechen kam. Das Unglück hatte ihren Verstand früh geschärft, und alles schien an diesem Wesen Nerv zu sein; die zitternden Nasenflügel verrieten stets, was sie bewegte.

Wochen vergingen. Je mehr wir uns Japan näherten, desto trauriger, einsilbiger wurde sie, so daß ich, als mir eines Tages dennoch ihre ewig seekrankte Beschützerin zu Gesicht kam, die Bemerkung machte, Miß Marguerite müsse krank sein.

„Sie ist nicht krank“, erwiderte die Lady „sie fürchtet nur das Wiedersehen mit ihrer Mutter. Eine Freundin in England beging die Unvorsichtigkeit, sie von dem Verhältnis ihrer Eltern, sowie von der Stellung des Weibes in Japan im allgemeinen zu unterrichten. Seit dieser Zeit leidet sie sehr darunter, ihr bangt vor Japan!“

Da hatte eben das alte Sprichwort: „Gott schütze mich vor meinen Freunden“ wieder einmal Recht behalten.

Wir kamen nach Hongkong. Unser Schiff setzte die Reise nach Shanghai fort, während die wenigen Passagiere, deren Ziel Japan war, auf einen kleineren Steamer übersteigen mußten.

Nun ist während der Zeit der Nordostmonjune die Fahrt von Hongkong durch die Straße von Formosa, später aber durch die Bandiemenstraße, längs der Südküste Japans, an der bössartigen Ovaribay vorüber, selbst für den Seetüchtigsten kein Vergnügen. Wir hatten fürchterlichen Sturm in der Straße von Formosa, und nicht nur der Nordostmonsum arbeitete, auch der Golfstrom ließ uns nicht vom Flecke kommen. Eines Nachts — wir mochten in der Nähe der Pescadoresinseln sein — machte mir ein jammervolles Knarren des Schiffes, ein furchtbares Gerüttel und Geschüttel den Aufenthalt in der Roje unleidlich. Mühsam kletterte ich in die auf Deck befind-

liche Rauchkabine, zu der eine Treppe hinauführte; es war der einzige Platz, wo man selbst bei größtem Sturm, wenn unten jede Luke schon seit Tagen geschlossen bleiben mußte und eine widerliche dumpfe Luft herrschte, von einer Seite durch den offenen Thürflügel frischen Atem schöpfen konnte.

An dieser Thür fand ich nun eine auf dem Boden liegende, in einen Mantel eingehüllte Gestalt mit aufgelöstem Haar; es war Marguerite.

„Ist Ihnen unwohl geworden, soll ich den Arzt rufen?“ fragte ich erschreckt. Sie wehrte ab.

„Fürchten Sie sich vor dem Sturm?“

„Fürchten?“ wiederholte sie, „ich bete inbrünstig zu Gott, daß er mich in diesem Orkan umkommen lasse und von allen Leiden erlöse!“

„Kind, Sie sind ja halb wahnsinnig! Von uns beiden hätte ich wohl mehr Ursache ein Ende zu wünschen, als Sie, die Sie noch das ganze Leben vor sich haben. Aber ganz abgesehen von uns; wir haben ja noch viel andere Menschen an Bord, die Familienväter sind und stärker am Leben hängen. Und wer es für gutes Menschenrecht hält, unerträglich gewordenen Qualen zu entfliehen, darf doch nicht über andere Unheil heraufbeschwören. Zudem ist ja Ihre Lage keineswegs so trostlos, daß Sie verzweifeln müssen. Ihr Vater wird Sie gewiß wieder nach Europa senden, wo Ihnen nicht das Drückende Ihrer Stellung zu Bewußtsein kommt, wo die Kinder eines europäischen Vaters und einer japanischen Mutter keine Parias sind, die nicht bloß von der europäischen, sondern auch von der japanischen guten Gesellschaft ausgeschlossen werden. In Japan, Marguerite, ist nicht Ihr Platz; und ich begreife es vollkommen, daß eine junge Dame, die eine so sorgfältige Erziehung genossen hat, angesichts einer solchen Zukunft verzweifelt. Aber Sie müssen die Zeit, die Sie in Japan zubringen, bloß

als Übergangsstadium betrachten, als ein Opfer für Ihren Vater, der sein einziges Kind liebt.“

Auf alle Weise suchte ich in dem gefolterten Mädchen neuen Lebensmut zu erwecken.

Es waren schwere Stunden. Das Heulen des Sturmes, der Anprall der über Deck schlagenden Wellen, das Rütteln der Schraube, die, so oft der Hinterteil des Schiffes außer Wasser gesetzt wurde, das ganze Schiff zittern machte, erschütterten hinlänglich die Nerven, auch ohne starke seelische Erregung.

Teilnahmslos, wie abgestorben, hörte Marguerite all meinen Trostesworten zu; nur einmal sagte sie: „Ich kann nicht daran glauben. Mir ist, als müßte ich immer in Japan bleiben, und dann — — meine japanische Mutter — — o, ich schäme mich!“ Darauf verbarg sie ihr Gesicht in den Mantel und war zu keiner weiteren Rede zu bewegen. Diese konvulsivisch hervorgestoßenen Worte ließen mich einen tiefen Blick in ihr Seelenweh thun.

Die Nacht ging zur Neige, doch da die Sonnenscheibe an jenem Tag nicht sichtbar wurde und trübe Wolken das Firmament bedeckten, so meldete sich der Morgen schüchtern. Nach vielem Zureden brachte ich die ganz Erschöpften endlich an ihre Kabine.

Es waren furchtbar stürmische Tage, sieben von Hongkong, bis wir endlich nachts gegen 11 Uhr im Hafen von Yokohama einliefen, wo mich ein Freund erwartete. Auf dem Zollamt war großer Wirrwarr, und so konnte ich Marguerite, die am nächsten Morgen nordwärts reiste nur ganz flüchtig Lebewohl sagen.

Seit dieser Zeit hörte ich nichts mehr von Marguerite; unter der Fülle neuer Eindrücke entschwand sie meiner Erinnerung. Und nun sah ich sie, unerwartet, allein, an diesem weltentlegenen Orte.

„Haben Sie sich in die neuen Verhältnisse noch nicht schicken können? Ich fürchte, Sie leiden schwer darunter!“

„Nicht mehr, mein Freund. Ich habe ausgelitten, ich bin zu Ende.“

„So rasch, und jetzt schon? Wie sind Sie denn überhaupt nach Kyoto gekommen? Ihre Heimat ist doch sehr weit von hier!“

„Mein Vater fuhr mit mir zur Nationalausstellung hierher. Er bekam hier wieder Sicht und asthmatische Anfälle und liegt im Hause eines japanischen Freundes krank darnieder.“

„Und Ihre Mutter?“

Unwillig zuckte sie auf diese Frage zusammen, ein Zug von Bitterkeit umspielte ihre Mundwinkel, indes die Zähne sich krampfhaft in die Unterlippe preßten.

„O bitte, lieber Freund, rühren Sie nicht daran und lassen Sie mich allein mit meiner Dual! Leben Sie wohl, bitte, fragen Sie mich nicht weiter und gehen Sie!“

„Also Sie schicken mich fort! Armes Kind! Was Sie in der Einsamkeit suchen, weiß ich, auch ohne Ihr Geständnis. Fern sei es von mir, Sie mit Gewalt von einem Schritt abzuhalten, den Sie, wenn ich Sie auch momentan daran verhindere, doch später jederzeit ausführen können. Zum Leben kann man ja niemand zwingen! Mein Wort zum Pfand, ich hindere Sie nicht an Ihrem Vorhaben, nur sein Sie ehrlich, sagen Sie mir — Sie wissen, ich frage nicht aus leerer Neugierde — warum Sie denn durchaus aus dem Leben scheiden wollen? Sprechen Sie, dann gehe ich, wie Sie wünschen; hier meine Hand darauf.“

Marguerite setzte sich zögernd auf den nächsten Baumstumpf, legte die Blumen in ihren Schoß und begann mit gesenktem Blick und tonloser Stimme:

„Was es ist, das mir das Leben zu einer Qual macht, von der mich nur der Tod zu erlösen vermag, wollen Sie wissen? Das Bewußtsein, eine Mutter zu haben, die ich nicht achten kann, die sich für Geld wie eine Sklavin verkaufte, die heute noch wie eine Sklavin im Hause meines Vaters lebt. Das Gefühl, von einer Gesellschaft verächtlich ausgestoßen zu werden, der ich durch meine Erziehung und Gesinnung angehöre. Mein Vater ist ein kranker Mann; ich habe nicht die geringste Aussicht, je nach Europa zurückzukehren; auch ist er Europas völlig entwöhnt und fände sich dort ebensowenig zurecht, als ich mich in Japan. So ist der Europäer zum Asiaten, die Halbasiatin ganz zur Europäerin geworden! Aus tausend Anfechtungen, die meinem Vater unbewußt entchlüpfen, habe ich die untrügliche Gewißheit, daß er nie daran denkt, dies Land zu verlassen. Nun antworten Sie mir ehrlich, mein Freund. Was für eine Zukunft erwartet mich hier? Und die Gegenwart kann ich nicht länger ertragen neben einer Mutter — —“

„Arme Marguerite, ich verstehe Sie. Nun aber hören Sie mich. Ihr Vater hat vielleicht ein Unrecht begangen, indem er Sie zu einer vornehmen europäischen jungen Dame heranzubilden ließ, und es mag ein neues Unrecht sein, wenn er nicht mit Ihnen nach Europa geht oder Sie wieder Menschen anvertraut, die Ihrem Bildungsgrad entsprechen, und unter denen Sie wieder glücklich werden können. Drüben hindert trotz aller Engherzigkeit Ihre japanische Abstammung keinen Mann, Sie zu lieben, zu heiraten. Ihr etwas fremdartiges Aussehen verleiht Ihnen sogar einen gewissen Reiz. — Und Ihre Mutter? Dogmen und Gesetze, die sich schon oftmals änderten und wieder ändern werden, je nach dem Zeitbedürfnisse, dürfen nicht Ihre Meinung bestimmen. Lassen Sie Ihr Herz den obersten Richter sein! Sie werden dann über Verhältnisse hinwegkommen, ja sie verzeihlich finden, die Ihnen jetzt unerträglich und schmachvoll erscheinen.

Daß Ihre Mutter sich als Sklavin verkaufte, oder, richtiger gesagt, als junges Mädchen von ihren Angehörigen verkauft wurde, dafür können Sie sie doch nicht verantwortlich machen oder gar verdammen! Ihr weibliches Empfinden, Ihr Stolz als Europäerin mag sich gegen die hier landesüblichen Bräuche empören, aber das einzelne Individuum, das ein schuldloses Opfer ist, können Sie, wenn Sie gerecht sind, wahrlich nicht verachten! Ihre Mutter handelte einst als gehorjames Kind gegen ihre Eltern. In Japan wird dem Mädchen eine bedingungslose Selbstaufopferung anerkundet, die uns barbarisch und schimpflich dünkt. Aber glauben Sie mir, auch in Europa verkaufen sich sehr viele, und nicht bloß arme Mädchen ohne Neigung und aus unedleren Motiven als die Japanerin, und wenn auch dieser Schritt gesetzlich legitimiert wird, so steht er doch gewiß in Ihren Augen auf keiner moralisch höheren Stufe. Legen Sie die Hand aufs Herz, lassen Sie nicht die Konvention sprechen, Marguerite, und Sie werden mir dann zustimmen müssen, daß die Japanerin, die sich aus Gehorsam gegen ihre Eltern, ja oftmals um diese aus dem Elend zu erretten opfert, weit edler handelt, als sehr viele Europäerinnen, die verächtlich die Nase rümpfen.“

Ich sprach ihr von der, wenn auch egoistischen Neigung des Vaters, von der über alle Schranken der geselligen Ordnung und Bildung erhabenen Liebe einer Mutter zur Tochter, von der Möglichkeit einer vorurteilslosen Annäherung und fuhr fort:

„Sehen Sie dort auf dem Hügel durch die Bäume jenes Gebäude schimmern? Es ist eine Leichenverbrennungshalle, und Sie können da eben jetzt eine Mutter sehen, die ihr Liebstes, ihr einzig Kind den Flammen übergiebt; sehen, daß eine japanische Mutter ganz so wie eine europäische leidet.“

„Wo, dort oben?“ fragte Marguerite, und ihre Augen blickten starr und geisterhaft nach dem Hügel.

„Folgen Sie mir! Meine Leute erwarten mich dort, die Zeit drängt, denn gegen 3 Uhr muß ich nach Yokohama reisen. Sie können ja dann umkehren, Sie haben mein Wort, ich hindere Sie in keiner Weise!“

Sie sah mich lange prüfend an, dann legte sie, ohne ein Wort zu sagen, ihren Arm in den meinen und folgte mir stumm. Da ertönten, als wir der Stätte ganz nahe waren, drei dumpfe Glockenschläge durch das Thal.

Marguerite schauerte zusammen und fragte: „Was bedeutet das?“

„Der Leichnam Dharusans, meiner kleinen Freundin, ist nun zu Asche gebrannt, die Knochenreste werden der Mutter zur Beerdigung übergeben. Sehen Sie, da kommt schon die Schar der Leidtragenden aus dem Theehause, wo sie die ganze Zeit über bangen Herzens gewartet haben.“

Von zwei Frauen geführt, wankte die arme Mutter der Halle zu, deren Flügelthor geöffnet wurde. Zwei von Rauch geschwärzte Burschen brachten ein mit Blech überzogenes Schemeltischchen, auf dem neben einer kleinen Blechtasfel verkohlte und zersprungene Knochenreste lagen. Die sie Stützenden abweisend, warf sich die Mutter mit einem Aufschrei, der jeden Nerv in mir erbeben machte, vor den heiligen Resten ihres Kindes nieder, und mit ausgebreiteten Armen, den Blick fragend gen Himmel gerichtet, rief sie mit gebrochener Stimme: „Ist dies denn alles, was mir übrig blieb?“

Dharusans Asche barg man in eine mitgebrachte kleine Kiste, Margueritens Blumen legte ich dazu. Die halb bewußtlose Mutter mit sich ziehend, verschwanden die Leidtragenden bald in der Tiefe des Thales.

Wir blieben allein zurück, Marguerite und ich. An eine Säule der Gebethshalle gelehnt, sah sie, wie im Traum, mit entgeistertem Blick, dem Zuge nach. Sie bei der Hand nehmend,

führte ich sie zu einer Bank unter der Gebetshalle. Sie setzte sich willenlos.

„Marguerite,“ sprach ich endlich, „wir müssen scheiden. Glauben Sie jetzt, daß eine japanische Mutter liebt und leidet, wie eine europäische, und daß sie gleiches Mitleid verdient? Wollen Sie wirklich der Ihrigen den Schmerz anthun, gewaltjam aus dem Leben zu gehen? Sie sind ja noch so jung, und alles Glück, das einem Weib erreichbar ist, liegt noch vor Ihnen! Was ich vermag, will ich thun, damit Sie aus Verhältnissen kommen, in denen — ich gebe es gern zu — Sie Ihrer Erziehung und geistigen Begabung nach nie glücklich werden können. Mr. D. in Yokohama, der Freund Ihres Vaters, fragte mich schon mehrmals nach Ihnen und hegt, wie ich weiß, seit Ihrer frühesten Kindheit ein warmes Interesse für Sie. Wenn ich ihm nun Ihre Lage schildere, ihn bitte mit Ihrem Vater ernsthaft zu sprechen, so bin ich gewiß, daß seine Worte nicht spurlos verhallen, sondern Ihnen eine glückliche Zukunft erschließen werden. — Müssen Sie wirklich sterben?“

Nach langem Schweigen durchlief ein Zittern ihren Körper, und ihr Seelenkampf löste sich in einem Strom von Thränen.

Ohne Abschied eilte ich nun thalwärts, wo zwischen den Wolken die lang verborgene Sonne in goldigem Glanz triumphierend hervorbrach. Die Nachtigallen jubelten und schmetterten lauter als je, und diesmal, wie es mir schien, aus Freude über ein gerettetes junges Menschenleben.

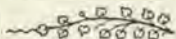
* * *

Wenige Stunden später saß ich allein in einem Coupé des Schnellzuges, der mich nach Yokohama bringen sollte. Wir hielten gerade in Ofu, der zweiten Station nach Kyoto. Mit frohem Herzen blickte ich auf die liebliche Landschaft des sagenreichen Biwasees, dessen glänzende Spiegelfläche das Licht der Sonne wiederstrahlte, während vorn am Ufer die herabhängenden

Blütendolden einer Glycinenlaube, durch einen Windstoß bewegt, wie bläuliche Wellen wogten.



Ein Schaffner öffnete den Wagenschlag und reichte mir, nach meinem Namen fragend, einen verhüllten kleinen Blumenstrauß aus Margueriten und Bergißmeinnicht, umwunden von einem Bändchen mit der Inschrift: „Marguérite, la sauvée, à son sauveur!“



Nach dem heiligen Ise. Der Fächermacher von Atsuta. Eine Separatvorstellung des „Ise-ondo“.

Die Nacht in Hamamatsju war drückend schwül, und obgleich mir eine vorsichtige Mesan auf mein Lager einen Fächer gelegt hatte, so war die Existenz unter dem Moskitoneze doch keine sehr beneidenswerte. Hamamatsju hat wenig Charakteristisches; es gleicht allen japanischen Städten, die sich, die Tempel abgerechnet, ähneln, wie ein Ei dem andern; das Einzige, was mir auffiel, war, daß die vorspringenden Regendächer so stark überhängen, daß man in Versuchung kam zu glauben, ganze Straßenzüge müßten umstürzen. Großer Seidenhandel in Hamamatsju sowie in den dahinterliegenden Gebirgsgegenden beschäftigt viele Leute, die Kokons sortieren und derlei mehr verrichten. Vor einigen Monaten wurde Hamamatsju von einem großen Feuer heimgesucht, und mit dem Aufgebot aller Kräfte wird jetzt daran gearbeitet, die zerstörten Straßen aufzubauen und die Spuren des verheerenden Elementes zu verwischen.

Da wegen der Truppentransporte mehrere Züge ausfielen, so konnte ich erst am nächsten Tage gegen 1 Uhr meine Reise nach Atsuta, einem kleinen Hafentädtchen an der Dwaribay fortsetzen, um so auf dem kürzesten Wege nach Japans Mekka, Ise, zu gelangen. Nach etwa dreistündiger Bahnfahrt erreichte ich Atsuta, in dessen Hafen viele Fischerboote und Rauffahrteischiffe lagen, mit malerisch sich aufbauendem burgartigem Hinterdeck, das ihnen das Ansehen alter Wikingerchiffe verlieh.

Der bereits im 7. Jahrhundert gegründete Tempel, der der Sonnengöttin Amaterasu und mehreren Nebengöttheiten geweiht ist, ist jetzt neuerdings, und zwar im strengsten Shintostil errichtet. Er enthält das heilige Schwert („Kusa=nagi=no Tsurugi“); mit dem Spiegel und dem Krystall eine der drei von allen Japanern ohne Unterschied des Glaubens göttlich verehrten Reliquien, welche die Sonnengöttin in Amaterasu ihrem Enkel gab, als er vom Himmel auf die Erde kam, um diese zu beherrschen. Das Schwert wurde einst von dem Bruder der Sonnengöttin, vom Gotte Susa=no=0 in dem Schwanz einer achtköpfigen Schlange gefunden, die er mit Reisschnaps berauschte und dann erschlug. Viele Jahrhunderte später gelangte das Schwert hienieden in den Besitz Yamato-takes, des mythischen Helden, der mit Wunderwaffen das östliche Japan eroberte. Dem Schwerte zu Ehren, das nie gezeigt wird, finden alle Jahre am 21. Juni große Festlichkeiten statt, große Umzüge mit Götterwagen, wozu man bereits Vorbereitungen traf, als ich ankam. Leider gestattete es mir meine Zeit nicht, mich mehrere Tage in Atjuta aufzuhalten, um dem Matsuri oder Tempelfeste, das jeder Shintotempel im Laufe des Frühjahrs oder Sommers feiert, beizuwohnen. Diese Feste, die ich anderswo öfters gesehen hatte, entsprechen den Kirchweihfesten in katholischen Ländern; sie gehören zu den farbenfrohesten und phantastischsten Schauspielen und bieten dem Fremden Gelegenheit, ein unverfälschtes Bild Alt-Japans, ein Stück echtheidnischen Kultus zu bewundern.

Dem japanischen Volke sind diese Festtage die Glanzpunkte des ganzen Jahres, eben so wie dem Palermitaner das Fest der heiligen Rosalia, dem Syrakusaner das der Santa Lucia. Sie gipfeln in einem großen Festzuge mit Götterwagen, auf denen pantomimische Schaufstellungen stattfinden, sowie in religiösen Tänzen, die auf der Nagurabühne innerhalb des Tempelhaines aufgeführt werden. Alle Straßen, durch die sich der Zug



Götterwagen bei einem Matsufurdfeste.

vom Tempel aus bewegt, sind mit bunten Papierlaternen geschmückt. Nicht nur, daß die Gassen selbst von einer freudig erregten, alle Vorgänge mit naiver Neugier verfolgenden Menge überfüllt sind, auch auf den Dächern scharen sich Gruppen ungeduldig Wartender. Die oft über 15 m hohen Götterwagen überragen weit die Dächer der meist ebenerdigen oder bloß ein Stockwerk hohen Häuser; die Gottheit, häufig an der Giebelfront des turmartigen Wagens baumelnd, schwebt wie ein überirdisches Wesen weithin sichtbar in der Luft. Gewöhnlich ruht der Götterwagen auf acht breiten Rädern, erhebt sich zwei bis drei Stagen hoch und endet in einem ein- oder zweigiebeligen Dache.

In den verschiedenen Abteilungen der Götterwagen vollführen die Priester auf allerlei Blasinstrumenten, Panspfeifen, Flöten und Schlagbecken einen fürchterlichen Lärm, als ob sie es darauf abgesehen hätten, den Langmut der Götter auf die Probe zu stellen. Vor die Wagen werden Büffel gespannt, oder sie werden mit Hebestangen geschoben und von zahllosen Menschen in den wunderbarsten Kostümen gezogen. So sah ich einmal in Nikko einen Götterwagen, den wie alte Varden aussehende Greise vorwärts bewegten, einen anderen zogen Männer mit übergestülpten Tiermasken, wieder einen anderen Knaben und Mädchen, die wie die Blumenmädchen im „Parisjal“ gekleidet waren, was in dem herrlichen Waldrahmen der Kryptomerien einen geradezu märchenhaften Eindruck machte. Massenhafte Bannerträger, reitende Priester, über denen große Schirme gehalten wurden, Duzende von Jungen, die in einem Drachen staken und mit großer Geschicklichkeit das Vorwärtswälzen und Binden nachahmten, allerlei andere Fabeltiere, mehrere Hunderte geharnischter altjapanischer Ritter, Bogenschützen u. s. w. vereinigten sich zu einem phantastischen, sinnverwirrenden Schaugepränge.

Aber nicht nur der Festzug, sondern auch das Leben in und um den Tempelhain ist während des Matsuri reich bewegt und anziehend, wohin das Auge blickt. Ambulante Theehäuser, Schaubuden, Gaukler, Auskocher, Kuchenverkäufer, Kampfspiele und Preisblumenstecken vereinigen sich zu einem Leben, so bunt, so vielgestaltig, so fremd wie kaum anderswo. Das ganze Treiben wirkt höchst sympathisch. Nirgends sieht man rohe abstoßende Scenen, und darin liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis, daß Japan für uns Europäer einen so unendlichen Reiz hat, denn unser ästhetisches Empfinden klingt mit dem dieses Volkes zusammen, wenn auch die Ausdrucksweise seiner Sitten und Gefühle eine von den unseren grundverschiedene ist.

Um den mächtigen Tempelkomplex ziehen sich schöne Parkanlagen; in den Wassergräben blühen Tausende und Abertausende der herrlichsten Schwertlilien und Irisarten in den verschiedenfarbigsten Abstufungen von einer Pracht und ornamentalen Schönheit in der Linie, daß ich mich ungern von diesem reizvollen Anblicke losriß.

Atsuta ist ein gewerbreiches Städtchen; die Industrie der Papierfächermacher scheint dort zu Hause zu sein. Sie beschäftigt viel kleine Mädchen, deren Arbeiten wie die Räder einer Maschine ineinandergreifen.

Nach einer halbstündigen Barkenfahrt erreichte ich den nächsten Morgen den kleinen, entsetzlich niedrigen und schmutzigen Dampfer, der nach Yokkaichi ging; aber da die sonst so gefürchtete Dwaribay die friedlichste Miene aufgesteckt hatte, so setzte ich mich leicht darüber hinweg und bewunderte von Deck aus die sich vornehm vom bleigrauen Himmel abhebenden bewaldeten Ufer, über denen ein leichter Nebelschleier lag.

Mehrere Stunden mußte ich in Yokkaichi warten. Ein Polizist hatte mich sofort am Kragen und verlangte meinen japanischen Paß; dies widerfuhr mir auf der nach Myagawa

gehenden neuen Bahn noch mindestens zehnmal; ein Vorgehen, das sonst nur üblich ist, wenn man irgendwo übernachten will. Aber auch in der Gegend von Ise war es nicht besser, vermutlich weil die Leute an diesen Orten sich vor den noch sehr seltenen Europäern in Macht und Ansehen setzen möchten. Eine fünfstündige Fahrt durch fruchtbares Land, meist Reisfelder, in denen Seglinge angepflanzt wurden, brachte mich nach Myagawa, von wo aus man bald mit dem Firikijha Yamada erreicht, den Ort, bei dem der heiligste Tempel Japans, der Naikutempel, liegt.

Ise ist keine Stadt, sondern der Name der Provinz, und unter Yamada versteht man eine Anzahl von aneinandergrenzenden Ortschaften längs der Straße, die zum Isetempel führt; nach dem größten Orte, nach Yamada, werden auch die anderen benannt. Die Bevölkerung der Ortschaften zwischen den Isetempeln und der 20 Meilen entfernten Stadt Iju, denen die alljährlich zu Hunderttausenden nach Ise wandernden Pilger reichlichen Verdienst gaben, widersetzte sich dem Bau einer Bahn, da sie mit Recht befürchtete, daß ihre Existenz dadurch untergraben würde; doch vergeblich, der Fortschritt siegte.

Vor jedem Hause in Yamada hängt ein geflochtenes Strohseil, wie vor den Shintotempeln; es wird immer zu Neujahr gewechselt, scheidet symbolisch das Reine vom Unreinen und soll allem Übel den Eingang wehren. Diese aus drei, fünf oder sieben Enden geflochtenen Seile halten in ihrer Mitte einen Seekrebs, das Symbol hohen Alters, auch Zweige des Nusurstrauches, das Sinnbild der sich fortpflanzenden Familie. In jedem Laden der schier endlosen Hauptstraße werden, wie an katholischen Wallfahrtsorten, Andenken an Ise in Form von Denkmünzen, Reliquien aller Art und Abbildungen der Tempel verkauft. Yadoyas (Gasthäuser), auch Yoroyas (Freudenhäuser) giebt es in Unmasse an diesem heiligen Orte, denn die Shintogötter, die Kamis, werden nicht, gleich den buddhistischen, als ver-

flärte, reine Geister gedacht, sondern als lebensfreudig und genußfüchtig, was sich auch in der materiellen Art und Weise der ihnen dargebrachten Opfer äußert, die aus Reis, Fischen, Geflügel, Sake, Kuchen u. s. w. bestehen.

Auf welcher ethisch höheren Stufe stehen und wie idealeren muten uns doch die von den Indern ihren Göttern gespendeten Blumenopfer an! Den Shintoisten verlegt es gar nicht, daß sich in Yamadas Hauptstraße, die zu seinem größten Heiligtum führt, eine große Anzahl Häuser, die dem Dienste der niederen Minne geweiht sind, befindet. Die im Katholizismus und Buddhismus zur Heiligkeit führenden Übungen, wie das Fasten, Kasteien, Abtöten des Fleisches u. s. w. ehrt der Shintoist wenig, aber Tapferkeit und Mildthätigkeit sind Tugenden, die in sein Pantheon führen.

Eine stattliche Anzahl von Läden enthält große Puppen, nach denen mit Bällen geworfen wird; auch Tabaksbeutel aus lederartigem Wachstuche sind eine Besonderheit Yamadas. Zu meinem Glück kam ich nicht einen Tag früher an, denn sonst hätte ich im besten Gasthof, wo es allerdings zur Abwechslung auch nur Reis und Fisch giebt, keinen Platz gefunden, da der vom Kriegsschauplatz heimkehrende Minister Yamagata nach Ise gekommen war, um der Göttin Amaterasu ein Dankopfer zu bringen.

Die Nadoya Aburayas ist die größte, die mir bisher in Japan vorkam, denn man kann sie in ungefähr 200 Papierläufige teilen.

Nachdem ich dem Sandalenwart am Eingang meine Stiefel gegen eine Nummer abgeliefert, betrat ich das 2 Fuß höher gelegene mattenbedeckte Erdgeschoß. Das Haus ist mit der Hinterfront an einen Abhang angebaut; man führte mich zwei bis drei glattgebohrte Treppen hinab in einen Raum, der noch schnell durch eingeschobene Wände in zwei zerlegt wurde. Ich

war der einzige Europäer natürlich; die Japaner sahen mich so mißgünstig und widerwillig an, wie ich ihren ewigen Reis und Fisch, denn ich wäre der Mejan um den Hals gefallen, hätte sie mir ein Stück Geflügel gebracht, sogar einen gebratenen Raben.

Als ich das Zimmer verließ, nahm ich einen stillen Abschied von meinem Gepäck, denn jedermann konnte ja in meiner Abwesenheit in den unverschlossenen Käfig gehen und herausholen, was ihm gerade gefiel.

Obgleich ich wußte, daß die Isetempel, der „Naiku“ und der „Geku“, denen die Japaner das Wörtchen „San“ anhängen (also der „innere Herr“ und „äußere Herr“), im Gegensatz zu den blendenden Prachtbauten Nikkos von größter Einfachheit, ja fast armselig sind, so fühlte ich mich doch durch das historische Interesse gewaltig angezogen, und konnte, obgleich es bereits finster war, nicht unterlassen, zu dem eine halbe Stunde entfernten „Naikusan“ zu fahren.

Vor einer stark gewölbten Brücke, die über den Nyagawa führt, hielt mein Kuli. Da dort der heilige Grund begann, mußte ich von nun an zu Fuß gehen. Weite, prächtige, freie Gartenanlagen, mit Päonien, Rosen, Azaleensträuchern bepflanzt, zur Rechten ein dicht bewaldeter Hügel jenseits des Flusses, breiteten sich vor mir aus.

Nach einigen Minuten steht man vor dem Torii, dem galgenförmigen Thor, diesem für alle Shintotempel charakteristischen Merkmale, das ursprünglich den Tempelhähen als Ruheplatz gedient haben soll. Dann betritt man den eigentlichen Tempelgrund; ein Riesengeschlecht von Kryptomerien, Ahorn, Kampherbäumen, Sakakisträuchern u. a. besäumt breite Wege; einzelne sind zum Zeichen heiliger Verehrung mit Strohseilen umspannt oder umzäunt, denn abergläubische Schiffersleute nahmen früher gern kleine Stückchen der Rinde mit, im Glauben, dadurch gegen Unglück zur See gefeit zu sein.

Abseits vom Hauptwege war im Myagawa ein teichförmiges
Quaderbecken errichtet. Mein Kuli forderte mich auf, gleich
allen anderen Pilgern die Hände darin zu waschen, bevor ich
weiter ginge. Dann kehrte ich in die Haupthalle zurück, wo sich



Shinto-Torii.

die hinter Papierfensterchen in Laternen brennenden Lichter im
Dunkel des Waldes wie Leuchtkäfer ausnahmen.

Am Wege lagen die zum Tempel gehörenden Nebengebäude,
wie die Tanzhalle, in der von Priesterinnen gegen Bezahlung

der Kagura getanzt wird. Dieser soll seinen Ursprung von dem Tanze haben, mit dem die Sonnengöttin Amaterasu bald nach Beginn der Welt, als sie von ihrem wilden Bruder, dem mürrischen Gotte Susa-no-o, schwer beleidigt worden war, aus einer Höhle gelockt wurde, wohin sie sich zurückgezogen, um dadurch die Welt in Finsternis zu stürzen. Von Nara her kannte ich diesen Tanz. Es giebt drei Abstufungen, nämlich den Shō Kagura, der 5, den Dai Kagura, der 10, und den Dai-dai Kagura, der sogar 20 Yen kostet. In einem anderen Gebäude waren Ofudas (Abfatzettel) erhältlich, mit denen nicht nur hier, sondern an tausend anderen Orten die Shinto- und Buddha-priester einen schwungvollen Handel treiben. Die „Ofudas“ erteilen für eine bestimmte Zeit die Vergebung der Sünden und verheißen die Erfüllung irgend eines bestimmten Wunsches, kurz alles, was man will. Die Hauptsache ist zahlen und nochmals zahlen, denn die Moral Tetzels haben auch die Priester Japans zur ihrigen gemacht.

Die „Ofudas“ in Ise sind billig, weil es dem Tempel um einen möglichst ausgedehnten Kundenkreis zu thun ist; doch da in Ise, wie mir einer der verkaufenden Priester sagte, jährlich über 1½ Millionen Ofudas abgesetzt werden, so rentiert sich das Geschäft doch glänzend. Man findet aber auch keinen Pilger, der nicht hinten am Gürtel eine größere oder kleinere längliche, lackierte oder mit Tuch überzogene Tasche, ähnlich den Schulranzen hängen hat, die zur Aufbewahrung der an verschiedenen Orten erworbenen Ofudas dient, mit denen dann Verwandte und Freunde in der Heimat beglückt werden.

Ganz in der Nähe ist auch der Stall der „Umajans“, der drei heiligen „Herren Pferde“, wie sie mit großem Respekt von den Pilgern genannt werden; sie gelten als Nachkommen des himmlischen Füllens, des Lieblings aller Götter. Für ein Pferd

führen sie ein himmlisches Leben, denn sie werden von den Pilgern andächtig begrüßt und mit Bohnen gefüttert. Auf kleinen Täschchen liegen 3—4 Bohnen, die gegen eine kleine Münze dem „Umajan“ vorgeworfen werden. Da solch ein Gaul täglich zahllose dieser Miniaturportionen serviert bekommt, so ist es kein Wunder, daß ihm die Frömmigkeit der Pilger gut anschlägt und er zum Zerplatzen dick und fett wird.

Auch Reis in Paketen, als Opfer für die Götter, wird hier stoßweise aufgehäuft und wieder an die Pilger verkauft. Die merkantile Abteilung der Tempel hat für uns Europäer etwas Befremdendes, obwohl es ja an analogen Erscheinungen in unseren Kulturen keineswegs fehlt.

Im Schatten der erhabenen Baumriesen, neben denen ich mir wie ein Wurm vorkam, knieten oder standen in stummer Verbeugung, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen Andächtige, in sich gefehrt und ehrfurchtsvoll mit ihrem Gotte Zwiesprach haltend. Eine erhabene Stimmung, die den heiligen Hain erfüllte, erzeugte ein tiefes Gefühl der Weihe auch in mir, dem diese Götter fremd waren.

Mit den Händen klatschend bittet der Shintoist den Gott, an den er ein Anliegen hat, um Gehör; aber nur wenige Augenblicke verbleibt er in bittender, andächtiger Stellung, seinen Wunsch bringt er schnell vor; doch in dieser kurzen Spanne Zeit konzentriert sich sein ganzes Empfinden, sein aus tiefstem Herzensgrunde kommendes Flehen. Mancher lacht wohl über die Kürze der Zeit, welche die Shintoisten zur Verrichtung ihrer Andacht brauchen, doch wirkt sie auf mich ungleich erhebender, als die langwierige, einförmige, seelenlose Lippenfrömmigkeit so vieler europäischer Betbrüder und Betschwestern, die die Kirchenbänke blank scheuern, ohne auch nur ein einziges Mal im Leben langsam, aus tiefer Seele den ersten Satz des Vaterunsers gesprochen zu haben.

Zahllos sind die Shintogottheiten. Es giebt über 800 Myriaden und noch immer werden ihrer mehr, da der jeweilige Mikado, gleich dem Papste, das Recht der Heiligspredigung oder Gotterhebung hat. Auch der jetzige Mikado hat mit seinen Räten schon mehrere Götter freiert, wobei gleichzeitig die Rangstufe eines jeden neuen bekannt gegeben wird. Die Shintotempel, in denen nie Predigten gehalten werden, sind in Ise, wie an vielen Orten, so gebaut, daß der Andächtige gar nicht das Heiligtum betreten darf, sondern vor dem Thore sein Gebet im Freien verrichten muß. Vor dem Naiku- und Gefusjan steht oder kniet der Beter unter dem Schutz eines Thorweges, den kein Profaner durchschreiten darf. Ein weißer Vorhang verhüllt den Frommen einen Einblick in die inneren Höfe, die nur Personen des kaiserlichen Hauses und Priester betreten dürfen. Aus Kryptomerienholz errichtete Zäune und Thorwege trennen die vier Höfe von einander, die sich um den heiligen Raum ziehen. Im innersten Hofe steht die Miya, das Heiligtum, worin der Spiegel, das Emblem der Himmelskönigin, liegt. Es ruht in einer Schachtel aus Hinoki, dem Holze der Sonnencypresse, aus dem alle Gebäude des Tempelgrundes erbaut worden sind. Diese Schachtel wird in kostbare Brokathüllen gelegt, die nach ihrer Abnutzung nicht weggeworfen, sondern immer mit neuen überdeckt werden. Eine Art Kasten mit Gitterstäben, die mit Ornamenten aus reinstem Gold verziert sein sollen, umgiebt das Ganze; aber selbst diesen Kasten verhüllt ein bis zur Erde reichender Brokatüberzug.

Kein Sterblicher soll je das Heiligste erblickt haben, noch je erblicken dürfen. Man sagt, der erste Naikutempel habe schon im Jahre 4 v. Chr. gestanden; der Sonnengöttin Amaterasu geweiht, die von Ispanagi, dem Schöpfer der Erde, erzeugt wurde, und zwar durch Waschen seines rechten Auges im Meere. Amaterasu sandte ihren Enkel Ninigo=no-mikoto als Herrscher

auf die Erde, und mit ihm kam der heilige Spiegel, das Schwert und der Krystall herab. Der historisch nachweisbare erste Mikado soll dessen Großvater Jimmo Tenno (660—585 v. Chr.) gewesen sein, der gleich den neun ihm folgenden die himmlischen Reichsinsignien als Zeichen der öffentlichen Macht in seinem Palaste behielt. Sujiu Tenno (Tenno heißt König des Himmels, ein Titel, den jeder Mikado bis auf den heutigen Tag führt, ja den die Japaner häufiger gebrauchen, als „Mikado“, was „erhabenes Thor“ bedeutet), der zehnte Mikado, ließ Kopien der Himmelsinsignien anfertigen. Er erbaute den Tempel in Ise, worin der heilige Spiegel sich befindet, und den Tempel in Atsuta, mit dem heiligen Schwert; der Krystall soll im Besitze des Mikado sein, doch nie hat jemand eines dieser drei Insignien der göttlichen Macht, die dem Japaner als das Heiligste gelten, gesehen. Bis zum 14. Jahrhunderte war stets eine Prinzessin aus kaiserlichem Hause als Wächterin dem heiligen Spiegel zugeteilt, doch verlor sich späterhin dieser Brauch. Nach Ablauf von 20 Jahren werden die Isetempel stets niedergerissen, das Holz aber, wie mir ein freundlicher, gesprächiger Shintopriester versicherte, mit dem ich lange im Haine spazieren ging, keineswegs, wie es allgemein heißt und in Europa verbreitet wurde, in Splitter geteilt und als Reliquien an die Pilger verkauft. Die als Reliquien im Tempelbezirke verkauften Spähne „Dharai“ sind zwar ebenfalls aus Hinokiholz, doch nicht vom zuletzt abgetragenen Tempel, der stets allmählich Stück für Stück verbrannt wird. Auf dem Platze nebenan wird dann, genau nach den alten Plänen, unter peinlichsten Vorschriften des Materials, der Werkzeuge, der Arbeiter, sowie ihrer Lebensweise, welche die größte Reinlichkeit bedingt, der neue Tempel erbaut, in den schließlich unter großartigen Festlichkeiten das Heiligtum in die Miya übertragen wird. Die Isetempel erhalten jährlich, wie mir der Priester berichtete, 27 000 Yen,

sowie die notwendigen Tempelreparaturen bezahlt, doch sind die Geschenke und Opfer, sowie die Einnahmen aus den „Djudas“ viel bedeutender, als die staatliche Unterstützung.

Der reine Shintotempel soll das Ebenbild der alten japanischen Hütte sein, frei von jedem chinesisch-buddhistischen Einfluß, ohne Verzierungen, ohne Malereien, Lackarbeiten, reiche Schnitzereien oder prächtige Metallbeschläge. Das Charakteristischste an der Shintoistischen Miya ist das Dach, mit seinen den kreuzweis First weit überragenden Giebelsparren und seinen auf dem First aufliegenden Querbälkern, die von weitem wie Kanonenrohre aussehen. Obwohl es dem reinen Shintostil eigentlich zuwiderläuft, sind beim Naiku- und Gefusan der First, die darüber liegenden Querbalken, sowie der Giebel mit Metallbeschlägen verziert, was die Bauten ungemein schmückt und vor allzu großer Monotonie bewahrt. Auf einem kahlen Platz, ohne die herrliche, weichevolle Umgebung, würden diese Shintotempel allerdings nüchtern wirken; so jedoch erheben sie sich zu einem bedeutungsvollen Ganzen. Es liegt in der unendlichen Einfachheit dieser Stätte eine ergreifende Größe, die erhöht wird durch den Ausdruck der heiligen Ehen in den Mienen aller ihr Nationalheiligtum betretenden Japaner.

* * *

Der Mond stand hoch auf dem reichbestirnten Himmel. In den dunklen Aeen herrschte eine geisterhafte, unheimliche Stille, nur ab und zu unterbrochen durch den Schrei eines Nachtvogels oder den Schall eines in die Hände klatschenden verspäteten Priesters. Planlos herumwandelnd befand ich mich auf einmal in einer Lichtung des Waldes, die vom Miyagawa durchzogen wurde, dessen leicht gekräufelte Fluten, vom Mondeslicht beschienen, silbern erglänzten. Auf einen mit Moos bedeckten Felsblock ließ ich mich nieder.

Ein großer Rosenstrauch beschattete ihn. Er war über und über mit welken Blüten bedeckt und seine lose abfallenden Blätter wurden von einem leichten Lüftchen in den Myagawa getragen. Leises Rauschen wie Geistergeflüster erzeugten die hinter mir sich elastisch hin und her wiegenden schlanken Bambuse, deren spitze lanzettenförmige Blätter scharfe Schatten auf die Rasenfläche warfen. Willenlos überließ ich mich ganz dem mystischen Zauber des heiligen Haines, als plötzlich hinter mir eine Gestalt auftauchte, die ich schon öfters getroffen hatte. Es war ein Komusō einer von den Pilgern, die flötenspielend, einem Gelübde zufolge, die geweihten Stätten des Landes aufsuchen, von Haus zu Haus, von Ort zu Ort ziehend. Unter den vielen, oft malerischen Pilgern, die frommen Bruderschaften angehören, fesselten mich keine so, wie die Komusōs. Sie tragen weiße, eng anliegende Gamaschen, die den Unterschenkel bis zu



Komusō.

den Zehen bedecken, einen kurzen bis zu den Knien reichenden Kimono, zusammengehalten von einem Tuchgürtel, an dem vorn ein kleiner flaschenförmiger Kürbis als Trinkgefäß, und hinten ein mit Stoff überzogener Behälter zur Aufbewahrung der Heiligenbilder und Reliquien aller Art hängt, die sie unterwegs sammeln.

Was den Komusō aber ihr seltsames, geheimnisvolles Aussehen giebt, sind die bienenkorbförmigen, oben flachen Binsenhelme, die sie über den Kopf gestülpt haben und die das Gesicht bis zum Kinn verdecken. Sie gehen so gleich einem Ritter mit geschlossenem Visier durchs Land und zeigen nie ihr Antlitz, doch sollen sie unter sich geheime Erkennungszeichen haben. Schon oftmals drängte sich mir die Frage auf: Wie mag dies oder jenes Gesicht unter der Tarnkappe wohl aussehen? was für Leiden und Leidenschaften mögen den Büßer bewogen haben, nicht mehr mit freiem Auge das Licht der Sonne zu schauen und sein Antlitz vor aller Welt zu bergen?

Nun führte der Zufall den Komusō, dessen Gestalt und Bewegungen mir so bekannt waren, den ich seit Monaten an vielen heiligen Orten so begierig beobachtet hatte, mit mir allein im heiligsten aller Haine zusammen.

Ich hielt wie gebannt den Atem an, als er mit dem Stocke vorsichtig tastend an mir vorüberschritt, ohne mich zu bemerken, und sich dicht beim Flusse an einem einmündenden Bächlein niederließ. Er füllte seine Kürbisflasche und trank: dann betete er, und ich hörte ihn in kurzen Zwischenräumen ein und denselben Namen aussprechen, hierauf mit tiefen Atemzügen Luft schöpfen. Lange, feierliche Stille herrschte, nur unterbrochen durch das Gezirpe von Grillen, das aus weiter Ferne zu mir drang.

Regungslos lag ich auf meinem Plaze. Da ließ der Komusō auf seiner Flöte eine ernste Weise erklingen: so einfach und doch so ergreifend drangen die Töne durch die heilige Stille der Natur, es lag so viel unausgesprochenes Weh in ihnen, daß ich, ohne sein Gesicht je gesehen, seine Stimme je gehört zu haben, fühlte: das ist einer, der in seinem Leben viel gelitten hat. Als er geendet, näherte ich mich ihm sacht, und ihm eine Silbermünze hinhaltend, sprach ich: „Guter Mann, gestattet, daß ich

mich für Euer Spiel, das mir so wohl gefiel, dankbar erweise.“ Aufgeschreckt griff er erschrocken nach seinem Instrumente, das er neben sich gelegt hatte, und wollte gehen. „Verzeiht“, fiel ich ein, „wenn ich unfreiwilliger Zeuge Eurer Andacht wurde, doch ich will Euch nicht länger lästig sein. Bleibt nur, ich räume Euch den Platz.“ „Ah, Ihr seid's, Herr,“ entfuhr ihm, nachdem er mit vorgebeugtem Körper durch die Ritzen seines Binjenhelms gelugt. „Wie? Ihr kennt mich, Alter?“ — An seiner Hand und Haltung merkte ich, daß er ein betagter Mann war. „Das ist viel weniger zu verwundern, Herr, als daß Ihr mich kennen wollt, da Ihr mein Gesicht doch nie geschaut habt. Euch, Herr, als Fremden erkennt unsereiner viel eher, noch dazu, da ich Euch zu Zeiten und an Orten gesehen habe, wo sonst kein Fremder hinkommt. Wo sah ich Euch doch zuerst, Herr? — Ja, richtig, im Kloster Kinzaiji bei Shizuoka, wo Ihr Euch mit einem Priester die Klostereschätze besah. Und dann — —“ „Dann war es in Kyoto, Alter, wo ich Euch jeden Abend ganz spät in den Anlagen des Giontempels sah.“

Als ich in Kyoto längere Zeit verweilte, pflegte ich jede Nacht in den Anlagen des Giontempels zu lustwandeln. Es zog mich an, die Beter zu beobachten, die vor den im Haine zerstreuten Heiligtümern ihre Andacht verrichteten, indeß vom Schein heller Feuer in eisernen Gitterkörben die düsteren Kryptomerien=Alleen mit goldigem Glanz übergossen wurden. Unter den Andächtigen sah ich auch stets meinen Alten, und später noch, gegen Mitternacht auf dem Wege, der dicht anstoßend an den Tempelgrund sich den Hügel hinanzieht, wo Buden aller Art zur Belustigung des Volkes standen, begegnete ich ihm wieder.

Junges Volk warf dort mit Bällen nach ausgestopften Puppen, die auf Gestellen standen. Besonders aber fesselten mich die Schießbuden, vor denen die jungen Männer mit entblößtem

Oberkörper, die jungen Mädchen mit aufgerafften Ärmeln die Sehnen ihrer Bogen mit muskulösen Armen spannten und mit sicherem Auge und fester Hand die Pfeile nach dem etwa fünfzig Schritte entfernten Ziel sandten. Auch hier vor dem Gitter, das die Schützen von den Zuschauern trennte, fand sich stets mein Alter ein. Nachdem er bewegungslos, wie traumverloren, eine Weile zugehört hatte, zog er sich ins Dunkel zurück und spielte eine gar wehmütige Weise, bis ich ihn beim schwachen Scheine der verglimmenden Feuer zwischen den Kryptomerien verschwinden sah.

All diese Erinnerungen tauchten wieder vor meiner Seele auf, als jetzt der Alte so unerwartet vor mir stand.

„Wißt Ihr, Alter,“ fuhr ich fort, „daß ich Euer oft gedachte und der Gedanke mich quälte, was es für eine Bewandnis damit haben möchte, daß Ihr, nachdem Ihr wie versteinert dem Bogenschießen zugehört, Euch mit sichtlicher Anstrengung und Bewegung fortschlicht.“ — „O Herr,“ rief er mit bebender, thränenerstickter Stimme aus, „Ihr habt da das Unglück meines Lebens berührt. O, warum thut Ihr das?“ Dabei drückte er mit beiden krampfhaft zitternden Händen den Helm noch tiefer ins Gesicht.

Erschüttert von dem unerwarteten Schmerzensausbruch des Alten, in dessen Seele ich, ohne es zu wollen, einen solchen Sturm hervorgerufen hatte, stand ich verlegen da und suchte nach Worten. „Mein guter Alter, verzeiht! könnt' ich doch nur vergessen machen . . .“ „Laßt's gut sein, Herr, ich weiß, daß nicht böse Absicht Euch zu der Frage verleitet hat. Es wird schon vorübergehen.“ — „Ihr glaubt nicht, wie leid es mir thut,“ versuchte ich ihn weiter zu trösten, „daß ich unbewußt Euch solchen Schmerz bereite. Hätte ich es geahnt!“

„Beruhigt Euch, Herr. Da aber ein Gott, so scheint es, uns hier abermals im heiligen Haine zusammengeführt hat, und

Ihr, ich fühl's, wahrhaften Anteil an meinem Schicksal nehmt, so will ich Euch sagen, was mich bedrückt. Auf der kleinen Insel Mikawa — Ihr kennt sie wohl kaum, sie liegt im Golf von Sendai, im Norden — stand mein Vaterhaus. Zwölf Jahre mochte ich zählen, da kam ich nach Atsuta zu meinem Ohm Karoya-san. Er war ein guter alter Mann, und da er keine Kinder hatte, so nahm er mich, die Götter mögen's ihm einst vergelten, an Sohnes Statt an. Von Beruf war er ein Fächermacher und lehrte auch mich dies Handwerk, das bei bescheidenem, doch sicherem Verdienste seinen Mann recht und schlecht nährt. Die Arbeiten aus Karoya-sans Werkstätte genossen großen Ruf, so daß wir für alles sofort Käufer hatten und vieles nach Kyoto senden mußten. Als ich nun zwanzig Jahre alt geworden war, und Ohm Karoya-san sich zur Ruhe setzen wollte, ging das Geschäft in meine Hände über. Ich nahm ein ehr- und arbeit-sames Weib und gründete meinen eigenen Hausstand. Es folgten Jahre des Glückes, denn obgleich wir bescheiden lebten, so hatte ich doch alle Ursache, zufrieden zu sein, da Not und Sorge an meinem Hause vorüberzog. Als nun gar Okamijan (mein ehrbares Weib*) mir einen kräftigen, blühenden Knaben und zwei Jahre darauf ein herziges Mädchen schenkte, da war mein Glück voll. Einfach lief mein Leben dahin, denn ich suchte keine Freuden, die nicht in meinem Hause zu finden waren. Nur eine Leidenschaft hatte ich, der ich schon als Junge sehr ergeben war, das Bogenschießen. Auch auf Hamusan, meinen Knaben, schien sich diese Neigung vererbt zu haben, denn er konnte kaum laufen, da ließ er keine Ruh, bis er nicht auch Pfeil und Bogen erhielt; und welche Freude, welcher Stolz, wenn er mit mir um die Wette schoß und sein Pfeil näher ans Ziel kam, als der seines Vaters. Aber auch D-Shikasan (Neh), mein kleines

*) In Japan übliche Anrede für die Frau.

Mädchen, wollte bei unseren Spielen nicht leer ausgehen. Sie ließ es sich nicht nehmen, hinter der Bretterwand zu sitzen, worauf unsere Scheibe gemalt war, und uns die verschossenen Pfeile behend zurück zu bringen. Dabei lachte und scherzte sie, lobte oder tadelte den Schützen, oder, einen Pfeil an der Spitze mit einer Blüte schmückend, meinte sie, der müsse nun gewiß ins Schwarze treffen.

Unser Leben floß in ungetrübtem Glück dahin. Mein Knabe wurde groß und stark; er hatte nur einen Wunsch, dereinst wie sein Großvater ein Krieger zu werden. Und auch mein Herzblatt, meine D=Shikasan, ein prächtiges Kind, das jeder lieb gewann, der es gesehen, klug und geschickt zu allem, blühte wie eine Blume auf. Sie war mein und meines Weibes Stolz und Freude, und nicht einer Stunde könnt' ich mich entsinnen, in der sie uns betrübt hätte.

Jahr um Jahr verstrich. Da kam der Frühling wieder ins Land mit allen seinen Freuden. D=Shikasan sah ihn zum zehnten Male. Die Kirsch- und Pflirsichblüte war bereits vorüber. Der fünfte Tag des fünften Mondes erschien, an dem wir im ganzen Lande Nobori=no=jekko, das den Knaben geweihte Fest, feiern. Es ist die Feier, Ihr erinnert Euch wohl, da vor jedem Hause, in dem binnen Jahresfrist ein Knabe geboren wurde, ein Fisch an hoher Bambusstange so lange hängen bleibt, bis er vom Wind zerzaust verfällt. Hamusan konnte den Nachmittag kaum erwarten, denn ich hatte ihm versprochen, an diesem Tage mit ihm nach einer neuen Scheibe zu schießen; auch neue Pfeile hatte er zum Geschenk erhalten. War das ein Jubel, als er nun auf der neuen Scheibe mehrmals hintereinander das Schwarze traf, er glaubte, daß es bald keinen besseren Schützen im Lande geben könne als ihn! D=Shikasan im frischen Kimono, mit Blumen im Haar, freute sich nicht minder über ihr Geschenk, als über ihres Bruders Geschicklichkeit, und unermülich,

flink und geschmeidig wie ein kleines Reh, hüpfte sie von der Scheibe zu uns Schützen und wieder zurück. Um nun den Kindern, die mit dem Spiele gar nicht enden wollten, ein Ziel zu setzen, sagte ich, als es schon zu dunkeln begann, daß wir zum Schlusse nur noch ein einziges Mal alle Pfeile abschießen wollten, dann sei es aber auch für diesmal genug. Jubelnd und händeklatschend sprang D=Shikasan in ihr Versteck hinter der Scheibe, und wir schossen rasch die Pfeile hintereinander ab. Da, als ich zum letztenmal die Bogensehne loschnellte, sprang D=Shikasan, im Glauben, daß schon alle Pfeile abgeschossen seien, vor die Scheibe. Mit einem Schrei, der mir das Blut erstarren machte, stürzte sie, von meinem Pfeil durchbohrt, blutüberströmt zu Boden.“

Bange Stille folgte der Erzählung des Alten. In stiller Ergriffenheit betrachtete ich den unglücklichen Mann, auf dessen im Schoß gefaltete Hände Thränen herabrollten.

Nach Atem ringend, fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Siebzehn Jahre sind es jetzt her, aber es brennt mir wie höllisches Feuer vor den Augen, wenn ich an diesen Augenblick zurückdenke. Nun folgte Schlag auf Schlag, denn mit D=Shikasan hatte ich das Glück meines Hauses begraben. Mein treues Weib verfiel vor Schmerz dem Wahnsinn; vor drei Jahren erst wurde sie von ihren Qualen erlöst. Isamuja wurde seinem Wunsche gemäß Krieger; aber auch er ist nicht mehr, denn jetzt liegt er in Koreas Erde begraben, wo er als einer der ersten fürs Vaterland fiel. Der einzige von den Meinen, der übrig blieb, ist Ohm Karoyasan; er zählt nun schon weit über achtzig. Ein ferner Verwandter leitet das Geschäft, das ich einst für ihn verjah.“

Eure erstaunten Blicke scheinen mich zu fragen, Herr, warum ich, der ich auf dieser Welt nichts mehr zu suchen, nichts mehr zu hoffen habe, noch wie ein Verfluchter umherirre?

Schwere Fieberkrankheit warf mich nach dem Unglückstag aufs Lager, doch ich, der ich so todesbereit war wie keiner, blieb dennoch am Leben, um sühnen zu können, was ich, wenn auch unschuldig, verbrochen habe. Kwanon*), die Allbarmherzige, zu der ich inbrünstig flehte, daß sie mich von diesem jammervollen Leben erlösen möge, erschien mir einmal nachts im Traum und legte mir folgende Buße auf: heimatlos müsse ich zwanzig Jahre als Komuso im Lande umherziehen von Heiligtum zu Heiligtum und von den Gaben, die man mir besichere, auf meiner Heimatsinsel ein Sühnentempelchen errichten. Erfüllte ich ihr Geheiß, so würde nach Ablauf dieser Zeit meine Seele von ihrer schweren Last befreit und meiner That Vergessenheit zu teil werden. So lebe ich nun um zu büßen, Herr; und was ich auf dieser Welt noch suche, das ist Vergessen, nichts als Vergessen. Lebt wohl denn, Herr, laßt mich weiter ziehen, auf daß ich den Weg der Gnade und meine Seele dereinst Ruhe finden möge.“

Der Alte erhob sich, nahm mit stummen Dank meine Gabe und schlug den Weg zum Naikutempel ein.

Behmutzvolle Töne, die seiner Seele Qual verrieten, entlockte er dem Instrument, und langsam schreitend verschwand im Dunkel der Nacht der Fächermacher von Atsuta.

* * *

Zu vorgerückter Stunde erreichte ich meine Yadoya, ich sehnte mich nach Ruhe, doch vergeblich, denn lärmendere Nachbarn, als das Unglück mir zuführte, kann man sich schwer denken.

Zur Rechten wohnte ein Ehepaar mit einem schreißüchtigen launischen Kinde, zur Linken ebenfalls ein Ehepaar, das auf einem Brette wülfelte. Zwei Zellen weiter wohnte einer, der

*) Die Göttin der Barmherzigkeit.

das Singen nicht lassen konnte, und gegenüber mehrere junge Leute, die dem Sake mehr als ihnen gut und mir lieb war, zugeprochen hatten. Zu alledem herrschte in meinem niederen Zimmer, in das kein Lüftchen dringen konnte, da die Veranda durch Läden hermetisch geschlossen war, eine dunstige, schwüle Atmosphäre.

Machte man wirklich den Versuch zu schlafen, so kam der Nachtwächter mit den Hioshiges (Klopphölzern), die er gegeneinander schlug; eine freundliche Mahnung, daß man sich vor Feuer und Dieben in acht nehmen solle.

Um aber das Maß voll zu machen, stellten sich auch getreue Moskitos ein. Diese Nacht war für mich die reine Hölle, und wie eine Lichtgestalt aus einer besseren Welt berührte mich am frühen Morgen das Erscheinen meiner Nejan, die mich an der Hand fassend zu den Waschständen führte, die in den Gängen einer jeden Etage angebracht waren. An einem Wasserleitungsrohrre befanden sich etwa zehn Hähne, unter denen im hölzernen Rinnsal ebensoviele kleine messingene Waschbecken standen, die von tief entblößten Herren und Damen benutzt wurden. Mit mütterlicher Sorgfalt führte mich meine Nejan zu einem eben leer gewordenen Plaze, zwischen zwei sich die Zähne mit Salzputzende Damen. Während ich Toilette machte, sah ich mir meine Waschkolleginnen genauer an; es schienen vornehme Damen zu sein, mit hübschen Gesichtern, die durch die Welt zu tragen selbst Europäerinnen nicht beschämt hätte.

Nach der Toilette nahm ich die zwei obligaten sauren Pflaumen und den Morgenreis zu mir, dann bestieg ich mein Zinrikishawägelchen. Diesen Tag hatte ich dazu bestimmt, die Umgebung Njes, die malerischen, steil abfallenden Küsten Futamis, wohin ich in einer Stunde gelangte, kennen zu lernen. Auf einem ins Meer weit vorspringenden Felsen, gegen den die schäumende Brandung wild anstürmt, steht ein Tempelchen,

worin Shintopriester Strohkränze „Dshimes“, sowie Frösche aus Thonerde verkaufen, als Opfer für einen Gott Sarutohiko, der einst den ersten Mikado aus dem Himmel auf die Erde begleitete. Ob dieser schönen That bekam Sarutohiko auch von mir ein „Dshime“ und einen Frosch auf seinen unter freiem Himmel stehenden Altar, der mit zahllosen solchen Liebesgaben bedeckt war.



Felsen von Futami.

Dem Tempelchen gegenüber erheben sich inmitten der Brandung zwei Felsen, die eine symbolische Darstellung der ehelichen Verbindung sein sollen und durch dicke Strohseile miteinander verknüpft sind. Sie werden der „männliche“ und der „weibliche“ Fels genannt. Fast keine Plätze wurden und werden von japanischen Malern und Holzschneidern seit Jahrzehnten so oft abgebildet, als diese beiden Felsen von Futami.

Mein nächstes Ziel war Toba. Wenige Küstenfahrten dürften die nach Toba übertreffen, denn, fährt man nicht durch herrliche Wälder, so geht es an reizenden Buchten entlang, die

von Kaps abgeschlossen, Seen zu bilden scheinen und die üppigste Vegetation an ihren Ufern aufweisen.

Oberhalb Tobas, eines kleinen Hafensstädtchens mit Schiffswerften, erhebt sich ein Hügel, Hiyori-yama; der Weg hinan ist eingefäumt von uralten Kampherbäumen, mächtigen Waldbriesen. Die Aussicht auf die reizenden grünen Inseln der Dwaribay, den Hafen mit den malerischen Segelschiffen, die gebirgige, reichbewaldete Küste ist von traumhafter, lieblicher Schönheit. Hätte ich nicht noch vieles an diesem Tage vorgehabt, ich wäre auf dem Hiyori-yama den ganzen Tag geblieben; so aber schied ich mit einem wehmütigen Abschiedsblick von diesem idyllischen Panorama, um in Toba unten einen Schiffer zu finden, der mich nach der 1 $\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Insel Sugashima rudern sollte.

Sugashima interessierte mich wegen seiner Bevölkerung, der weiblichen zumal, die pfeilschnell auf den Meeresgrund taucht und nach Muscheln und Seetang fischt. Um diese Weiber in Ausübung ihres Berufes zu sehen, fuhr ich nach der unwüchsigten, von etwa 500 Menschen bewohnten Insel, auf der es drei kleine Fischerdörfchen giebt. Die Herren der Schöpfung faulenzten im Kahn und entschlagen sich überhaupt jeder härteren Arbeit.

Grausam brannte die Sonne, die senkrecht über uns stand, auf mein Boot. Der Mittag war vorbei, als ich in einer schützenden Bucht am steil ansteigenden sandigen Ufer, wo Barken und große Fischkörbe herumlagen, landete. Zwei vorspringende Felsenkaps mit weit hinausragenden Föhren bildeten gleichsam Schutztürme gegen die seitwärts anstürmenden Fluten. Um offene Feuer saßen die Weiber und kochten Gerste und Seetang; ihre bis zu den Hüften entblößten abgebrannten Körper waren braunroth, wie die Haut eines Indianers, aber sie schienen noch ein knusprigeres Aussehen gewinnen zu wollen, so dicht rückten sie trotz der verjüngenden Sonnenhitze ans Feuer.

Das Dörfchen selbst zeugte von größter Armut. Die Hütten, die unregelmäßig nebeneinander standen, waren meist aus alten Schiffswracksen erbaut und sahen erbärmlich aus; bitterstes Elend lugte aus allen Fugen. Manche Weiber stampften in ausgehöhlten Baumstämmen Getreide, gerade so wie ihre Schwestern in Kaschmir, oder sie traten auf einen schweren Hebel, den sie dann in den rohen Holzmörser fallen ließen. Andere flickten an riesigen Fischbehältern aus Bambusgeflecht, die etwa 3 m im Durchmesser bei 2 m Tiefe maßen und die Form von Signalballons hatten.

Diese Körbe schwimmen zu fünf oder sechs zwischen zwei Balken in der Bucht und werden, wenn sie mit Fischen gefüllt sind, nach der nächsten Hafenstadt zu Markte gebracht. Aber merkwürdig, mitten in solcher Wildnis eine Dorfschule; lesen kann jeder Injasse dieses weltentlegenen einsamen Eilandes.

Zwei Weiber fuhren in einer Barke neben der meinigen in die Bucht hinaus, um zu tauchen; doch die Vorbereitungen, die der Einschiffung vorausgingen, verblüfften mich einigermaßen. Obgleich die Sonne ihre ganze Macht entfaltete, machten meine zwei Meerweiber ein mächtiges Feuer an, rückten mit ihren Körpern den Flammen möglichst nah und blieben in dieser Stellung, so lange sie es nur aushalten konnten. Haben denn diese Weiber den Teufel im Leibe? fragte ich mich. Der Bootsmann sagte mir, daß der mir unfasbare Vorgang einen sehr natürlichen Grund habe, da die Taucherinnen, je mehr sie ihr Blut erhitzten, desto länger ohne zu frieren unter dem Wasser bleiben könnten.

Als sie sich sattjam gebraten hatten, warfen sie schnell einen Kimono um, und wir fuhren einige Minuten hinaus in die See, bis wir an einer Stelle hielten, die guten Grund versprach. Dort entledigten sich die Taucherinnen der Mäntel, hingen an ihren Leibgurt ein Netz, verstopften die Ohren mit Watte,

klopfen mit einem Brech Eisen, das zum Losbrechen der Muscheln diente, an die Schiffswand, um die bösen Geister zu verjagen, während sie in die Sonne blickend mit gespitztem Munde schmagten, womit sie den Schutz der Lichtgeister erflehten. Eine halbe Stunde schaute ich dem Tauchen zu. Es war unheimlich zu sehen, wie diese nackten Gestalten mit hervorquellenden Augen aus der Tiefe schossen, in der Hand oft ein mächtiges Stück Seetang, das sie, an der Schiffswand sich empor ziehend, in das Boot warfen, um wieder in der Tiefe zu verschwinden.

* * *

Von diesem seltsamen Eiland kehrte ich nach Toba zurück und trat sofort auf einem anderen Wege die Rückfahrt über Ise an. Fast immer ging es durch kraftstrotzende Wälder von blühendster Vegetation, die reich mit Kryptomerien, Eichen, Föhren, Bambus durchsetzt waren; ein üppiger Blumenflor und Farren, sowie Schlingpflanzen, die an den Bäumen emporwucherten, schmückten den Saum.

Schon bei Dämmerhelle betrat ich Ises zweite berühmte, wenn auch weniger heilige Stätte, Geku-san (den äußeren Herrn), die dem Gotte der Erde geweiht ist. In der Anlage ganz ähnlich dem Naiku-san (dem inneren Herrn), steht dieser Tempel ebenfalls erst seit 1889 auf seinem Platze und wird nach Ablauf von 20 Jahren dann auf dem anstoßenden leeren Fleck wieder errichtet werden, sodaß er abwechselnd einmal nach rechts, einmal nach links spaziert.

Vor dem weißen Vorhange, der von einem Hof aus den Eingang durch den Thorbogen verhüllte und keinen Blick in die inneren Räume gestattete, kniete eine fanatisch aussehende Pilgerschar, die mein Erscheinen sichtlich unangenehm berührte, obgleich ich alles vermied, was die Aufmerksamkeit irgendwie auf mich lenken konnte. Eine Unvorsichtigkeit, die der japanische Unterrichtsminister Wikonte Mori vor 6 Jahren an dieser Stelle be-

ging, indem er mit seinem Stocke den eben erwähnten weißen Vorhang etwas bei Seite schob, kostete ihn das Leben, da ein Augenzeuge namens Nishino Buntarō das als Gotteslästerung empfand und den Grafen mehrere Monate darauf in seinem Hause in Tokyo erdolchte, als er eben seine Galauniform anzog, um zur Eröffnung des Parlamentes zu fahren. Den Mörder, der sogleich von den Dienern des Ministers niedergehauen wurde, verherrlichte das Volk in Hymnen; aus allen Theilen des Landes wurden Pilgerfahrten nach seinem Grab unternommen, wo man Hunderte von Kränzen und zahlreiche Weihrauchopfer darbrachte. Ja, die Verblendung geht so weit, daß heute noch viele glauben, die Vermittlung Nishino Buntarōs genüge, um bei den Göttern die Erfüllung jedes Wunsches zu erreichen.

Zum Abendessen kehrte ich in das Hotel zurück, legte mich, abgehetzt wie ich war, der Länge nach auf die Matten meines Zimmers und schlief ein. Da öffnete sich auf einmal eine Schiebethüre und neben mich warf sich, eine Papierlaterne in der Hand, eine Frauengestalt, die ehrfurchtsvolle Bücklinge machte. Nach ihrem Begehren gefragt, stellte sie sich mir als Abgesandte der Theehausbesitzerin vor, der ich versprochen hätte, heut Abend zum Ise Ondo zu kommen; man erwarte mich. — Theehausbesitzerin, Ise Ondo? — Mir wurde im Augenblick von alledem ganz dumm, denn ich konnte mich auf gar nichts besinnen; aber schließlich wurde festgestellt, daß ich morgens im Vorbeifahren auf eine Einladung der Dame gerufen: heut Abend! Da ich am nächsten Morgen um 4 Uhr aufzustehen hatte, bat ich die Abgesandte, ihrer Herrin meinen ehrfurchtsvollen Gruß zu vermelden; übrigens sei ich jetzt viel zu müde, um mir irgend einen Tanz der Welt anzusehen. Hierauf großes Lamento der vor mir mit dem Lampion in der Hand knieenden Botin, wie sehr ich mir im Lichte stände, daß ich ein schweres Unrecht beginge, Ise ohne den Genuß des Ise Ondo zu verlassen u. s. w.

Nun war ich auf einen heillosen Hereinfall gefaßt; aber der Gedanke, vielleicht doch etwas Sehenswerthes zu verabsäumen, ließ mich der drängenden Duenna folgen wie ein Lämmlein, während sie in der Rechten die Papierlaterne, in der Linken triumphierend meine Pantoffeln vor mir her trug.

Im Theehause geleitete man mich nach den üblichen Empfangsceremonien in einen Saal. An der einen gemauerten Seite — die anderen waren Schiebethüren in Falzen — befand sich ein Tokonoma, eine große einen Meter tiefe und drei Meter breite Nische, zu der zwei Stufen hinan führten. Im Tokonoma standen Vasen mit Lilien, auch hingen an der Wand mehrere Katemono (Kollbilder). Über dem etwa 16 Meter im Geviert messenden Saal erhob sich ein pagodenförmiges Dach; rundherum, 6 Fuß etwa von den papierenen Umfassungswänden entfernt, liefen die säulenartigen Stützen, die dem inneren Raum das Ansehen eines Ganges um drei Seiten des Saales gaben. Dieser Eindruck wurde dadurch verstärkt, daß zwischen den Tragsäulen von der Decke herab sechs Fuß lange Vorhänge aus Glasperlen hingen, so daß der Außengang niedriger erschien, als der große Mittelraum. Ich legte mich ins Tokonoma und schlummerte; nur ab und zu verfolgte ich auf einen Augenblick im Halbdunkel die Vorbereitungen zum Ise Onno. Gestalten tauchten auf, verschwanden wieder durch eine Seitenthür; bald brachten sie hohe Messingleuchter, die zwischen den Säulen aufgestellt wurden, bald Musikinstrumente.

Hierauf wurden im Saal der Länge nach zwei rote Teppiche einander gegenüber ausgebreitet, auch einer für mich an der Tokonomaseite entlang. Kulis steckten Lichter in die Lampions, die zwischen den Säulen und rings um die den Gang ziehenden Umfassungswände hingen. Vor den Teppichen für die Musikanten, sowie vor dem meinen, wurden rote messingbeschlagene Lackleuchter aufgestellt. Allmählich begannen mich

diese lautlos getroffenen Vorbereitungen so zu interessieren, daß ich mir den Schlaf aus den Augen rieb.

Da ertönte ein Klatschen; hinter einem Vorhange traten aus einer Öffnung der Wand, der ich den Rücken zuehrte, sechs Mädchen hervor, in vergißmeinnichtblauen Kimonos, auf den Ärmeln große Chrysanthenen in weiß gewebt; den Schoß herab lief ein handbreiter purpurroter Streifen. Der Obi (breite Gürtel), der mehrmals die Taille umschloß, und hinten in einer riesigen, schmetterlingsförmigen Schleife bis über die halbe Rückenhöhe endete, war aus purpurrotem Brokat. Zwei kleine weibliche Pagen brachten nun die Koto genannten, auf dem Boden liegenden flachen harfenartigen Instrumente. Das Orchester bestand aus 2 Kotos, 3 Shamisen; dazu fiedelte eine Geigerin ihr auf dem Boden aufstehendes, einer Guitarre ähnliches Instrument. Man hatte entschieden mehr Freude daran, diesem Orchester mit zugestopften Ohren zuzuschauen, denn der malerische Reiz überwog weitaus den musikalischen.

Da ertönte wieder ein dreimaliges Händeklatschen, und nun, wie mit einem Zauberschlage, hob sich der um den Saal laufende Gang ein Stück in die Höhe; davor wuchsen aus dem Boden heraus reizende rote, ebenso hohe Lackgitter mit vergoldeten Beschlägen, die den Innenjaal von der ihn nun überragenden Galerie abschlossen. Von den Lampions klappten die sie einschließenden farbigen Hüllen herab, so daß sie nur noch von ganz dünnen transparenten Wänden umschlossen blieben und den Saal viel heller als vorher erleuchteten. Abermaliges Klatschen; und meine Überraschung erreichte den Gipfelpunkt, denn feierlich kamen hinter einem zur Seite gezogenen Vorhange achtzehn Mädchen geschritten, um sich an den drei Wänden der Galerie aufzustellen.

Nun ging die Musik im lebhafteren Tempo fort, die achtzehn Mädchen, gekleidet gleich den Musikantinnen, führten alle

gleichzeitig dieselben Bewegungen mit ihren Flügelärmeln aus; ich hatte die Empfindung, daß rings um mich eine Schar reizender bunter Falter flattere.

Zehn Minuten mochte der Tanz währen, als die Musik plötzlich umschlug, und ernst, feierlich wie sie gekommen, verschwanden die Tänzerinnen langsam hinter dem Vorhang einer Thür, an der Tokonomawand. Nun legten die Musikantinnen ihre Instrumente nieder, neigten sich tief vor mir und verschwanden gleichfalls. Der Erdboden schien vor meinen Augen das reizende, rote Lackgeländer zu verschlingen, die Galerie senkte sich wieder auf gleiche Höhe mit dem übrigen Saal, und die herabgefallenen Seitenwände der Lampions klappten wieder aufwärts.

Da saß ich nun allein in dem Halbdunkel des matterleuchteten Saales; ich rieb mir abermals die Augen, und während ich noch im Zweifel war, ob mir nicht Kobolde einen Traum vorgezaubert, warf sich die Theehausbesitzerin, die plötzlich auftauchte, vor mir nieder und meldete das Ende der Vorstellung. Unter vielen Redensarten wickelte sie die flachen mit einer Chysantheme gezierten Zuckerbröddchen, die mir zum Thee gereicht wurden, ein und ruhte nicht eher, als bis ich sie als Andenken mitnahm.

Keine Fecerie hat je auf mich so gewirkt, wie diese Separatvorstellung, diese kleine Zauberwelt, die vor dem Schlastrunkenen gleichjam aus dem dunklen Boden herauswuchs. So hatte sie wirklich Recht behalten, die würdige Botschafterin des Theehauses mit ihrer eindringlichen Mahnung, doch ja nicht zu scheiden ohne das Wunder, den Ise Onno.





Eine verunglückte Besteigung des Fuji-no-yama.

Schon lang war es begreiflicherweise mein lebhafter Wunsch, den Fuji-no-yama, Japans höchsten, mythenreichsten Berg zu besteigen, der öfter gemalt und besungen worden ist als jeder andere der Welt und bei klarem Wetter die Mühe des Aufstiegs mit herrlicher Rundsicht belohnen soll.

Die beste Zeit für dieses Unternehmen ist zwischen Mitte Juli und Mitte September, da im übrigen Jahr der Kiese, wenigstens in seinem oberen Teil, einer weißen Pyramide gleicht. Auch findet sich später kaum ein gepäcktragender Kuli bereit, auf Strohjandalen durch den Schnee zu waten, zumal da auch die Schühzhütten dann geschlossen sind.

Nun aber regnete es im Juli und der ersten Hälfte des August ohne Unterlaß, so daß ich schon die Hoffnung aufgab. Da, am 25. August gegen Mittag, als ich gerade von Tokyo

aus in die nördlichen Provinzen aufbrechen wollte, klärte sich das Wetter plötzlich verheißungsvoll auf, und mit dem Ausruf: „Fuji, ich kriege dich doch noch!“ änderte ich meine Reiseroute schnell dahin, daß ich der Sonne vertrauend nachmittags nach Gotemba fuhr, von wo aus man, wie ich hörte, am besten die Ersteigung des Fuji ausführen soll.

Der aus einer weiten, von Bergen umschlossenen Ebene majestätisch aufsteigende Fuji beherrscht die Landschaft weit und breit; man kann ihn von dreizehn Provinzen aus sehen. In der Linie hat er große Ähnlichkeit mit seinem sizilianischen Bruder, dem Atna; nur ist dieser leider noch oft allzu thätig, während der Japaner seit 1708, wo er allerdings seine Kraft auf die verheerendste Weise äußerte, zu den eremitierten Vulkanen zählt.

Im Innern des Berges soll die Göttin Ko-no-hana-saku-hime (d. h. „die Prinzessin, welche die Bäume und Blumen erblühen macht“) hausen, doch äußert sie ihre Macht in der nächsten Umgebung nicht sichtlich, denn hier sind Fauna und Flora gleich armelig. Auch das einst fruchtbare und blühende Gelände im weiteren Rund, das von zahlreichem Wild und Vögeln belebt war, ist nun in eine Einöde verwandelt. Tagelanger, dichter, alles verdunkelnder Aschenregen, gewaltige Auswürfe glühender Steine ersticken jedes Leben für immer. Nur hie und da ragt ein verkohlter Stumpf kläglich aus der Asche hervor, wo einst ein stolzer Baum seine Arme kühn gen Himmel streckte.

Nach einer japanischen Sage soll sich im Jahre 300 v. Chr. der ungefähr 140 Meilen weit entfernte Biwasee bei Kyoto in derselben Nacht gebildet haben, als der Fuji wie ein Pilz aus der Erde schoß. Sein Name ist nicht japanisch, sondern höchst wahrscheinlich aus dem Kinowort Fuchi oder Fuchi, dem Namen der von Japans Ureinwohnern allverehrten Göttin des Feuers entstellt, wie denn im Osten und Norden Japans noch viele Orte, Berge, Flüsse solche alte Bezeichnungen führen.

Geradezu beispiellos ist die Popularität, die der Fuji, wie ihn die Japaner kurzweg nennen, in allen Volksschichten des Landes in Bild und Wort genießt. Es giebt ein berühmtes Werk unter dem Titel „Die hundert Ansichten des Fuji-no-yama“, von dem auch in europäischen Kennerkreisen so angesehenen Hofufai, der diese Sammlung im sechsundsiebzigsten Lebensjahre schuf.



Fujipilger (Mann und Frau).

Auch bildet der Fuji für die das ganze Land durchziehenden Pilger eine beliebte Wallfahrtsstätte. Binnen wenigen Wochen wird seine Spitze von mehr als zehntausend Andächtigen erstiegen. Viele von ihnen tragen an einem Gürtel um die Hüfte eine Glocke, die sie fortwährend schlagen unter dem Gesang: Rokkou Shōjo O Yama Kaisai (d. h. „Mögen unsere sechs Sinne*) rein, und das Wetter auf dem heiligen Berge schön sein!“).

Da die meisten dieser Worte chinesisch sind, so bleibt der großen Mehrzahl der Pilger ihr Sinn unverständlich.

Bis zum Jahre 1867 durften Frauen den Fuji nur bis zur achten Station erklimmen, aber niemals den Gipfel. Diesen Nimbus raubte dem Berg Lady Parkes, die kühne Gemahlin des damals England vertretenden Gesandten; und obwohl fanatische Japaner meinten, der heilige Berg würde, empört über diese Entweihung, von neuem ausbrechen, so scheint er sich

*) Die Buddhisten zählen als die sechs Sinne: Augen, Ohren, Nase, Zunge, Leib und Herz.

doch unter den Pantoffeln oder Sandalen der Damen ganz wohl zu befinden, da nun auch zahlreiche Pilgerinnen seine Höhe besteigen.

Von allen Bergen, die auf den im Stillen Ozean zerstreuten Inseln liegen, gebührt dem 3780 m hohen Fuji der dritte Rang. Den ersten nimmt der auf Borneo liegende 4175 m hohe Kinibalu, den zweiten der 4025 m hohe Owen Stanley auf Neu-Guinea ein.

Keineswegs gehört die Ersteigung von Japans höchstem Berge zu den gefährlichen Touren, denn er hebt sich wie die meisten japanischen Vulkane vom Fuße des Kegels an sacht empor und geht erst, je mehr man sich der Spitze nähert, in immer steilere Gehänge über. Der riesige Nischenkegel, unter dem die zu Stein erstarrten Lavaströme nur stellenweise sichtbar werden, entbehrt der gefahrbringenden Klüfte und Abgründe. Zahlreiche Steine, die von bombenartigen Auswürfen stammen, liegen zerstreut umher wie die Kugeln und Granatenstücke auf einem Schlachtfelde.

Vom Eisenbahncoupé aus genoß ich einen herrlichen Sonnenuntergang. Das Firmament, mit leichten flockigen Wölkchen bedeckt, erschien in purpurroter Glut. Um 8 Uhr kam ich in Gotemba an, wo ich mich im Theehause nach einem höchst frugalen Abendmahl bis 1 Uhr auf einer Matratze ausstreckte. Bei sternklarer Nacht unter Fackelbeleuchtung brach ich eine halbe Stunde später mit meinen Pferden zur ersten Station Kugo-ni-Shiaku auf, die ich um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr morgens erreichte. Von hier mußte ich zu Fuße den Aufstieg fortsetzen. Bis zur Spitze giebt es zehn erbärmliche Hütten, die in das Erdreich hineingegraben sind und den von Wind und Wetter überraschten Pilgern notdürftigen Schutz gewähren.

Der Morgen ließ sich herrlich an mit einem bezaubernden Sonnenaufgang, und der Himmel erstrahlte in reinster Bläue.

Nachdem die Wolkenmassen, die auf dem Fuji lasteten, zu Thal gezogen waren, zeigte auch er sich in voller Klarheit. Doch nicht lang sollte ich mich der Gunst des Wetters erfreuen. Auf einmal erhob sich aus Südwest ein Orkan; wir wurden im Handumdrehen in dichte Nebelmassen gehüllt, die mit rasender



Schuhhütte. Sänfenträger wechseln ihre Sandalen.

Schnelligkeit an uns vorbei jagten. Unter solchen Umständen wurde das Steigen, das in der Lavaasche ohnehin sehr ermüdend ist, im höchsten Grade beschwerlich. In der immer dünneren Luft, die sich den Lungen sehr fühlbar machte, und dem entsetzlichen Sturm bedurfte es der äußersten Kraftanstrengung, um vorwärts zu dringen.

Gegen $\frac{1}{2}$ 4 Uhr nachmittags — es goß nun auch in Strömen — erreichte ich die siebente Hütte. Immer wilder tobten die entfesselten Elemente, und wir kamen nach mehrfachen vergeblichen Versuchen zu der Überzeugung, daß es lebensgefährlich und unmöglich sei, weiter zu steigen. Wir wären sonst Gefahr gelaufen, wie es schon vielen erschöpften Pilgern begegnet ist, von der Gewalt des Sturmes erfaßt, abzurollen, gegen Lavablöcke zerfleudert und mit geschmetterten Gliedern thalwärts getrieben zu werden.

Es blieb keine Wahl: ich mußte mich entschließen, auf der ungastlichen Nummer 7 in einer Höhe von etwa 3000 m zu übernachten und abzuwarten, was der nächste Morgen bringen würde.

Diese Aussicht war keineswegs herzerhebend, denn in der feuchten, in den Abhang hineingebauten Hütte von 6 Schritt Tiefe und 15 Schritt Breite, wo es hinein zog und regnete, trieb einem noch obendrein der Rauch die Thränen in die Augen. Zudem war es, wohin man blickte, grauenvoll unappetitlich. Auf schmutzigen Matten, auf bretterbedecktem durchnäßigem Boden mußte man liegen und dann — dieses Ungeziefer! Diese Pilgerflöhe! Es fand sich eine ziemlich zusammengewürfelte Gesellschaft in dieser schlechtesten der zehn Hütten des Fuji ein. Außer mir, meinem Dolmetsch und meinen drei Kulis waren noch zwei Pilger schutzsuchend angekommen. Bis gegen 6 Uhr abends konnte ich, indem ich mich an die handbreit offene Thür setzte, notdürftig lesen. Dann aber, von Langeweile getrieben, streckte ich mich auf die Matten; als Kopfpolster diente ein Stück Holz, statt des Überzuges ein mitgebrachtes Handtuch.

Erst, als mein Genick steif wie ein Besenstiel geworden, kam mir die erlösende Idee, daß meine Reisetasche ja ein Luftkissen barg. Lange sollte ich mich jedoch dieser Entdeckung nicht erfreuen, denn der Kautschuk hatte irgendwo ein kleines, unsichtbares Loch, so daß mein Polster nach fünf Minuten

immer wieder flach gedrückt war wie ein Eierladen. So verging denn die Nacht über der Jagd auf Springwild, hundertmaligem Aufblasen des Rissens und kleinen Reparaturen des Daches, indem ich mit einem Kuli leidende Stellen, durch die das Wasser sickerte, mit Baumrinde verstopfte. Ich lag förmlich zwischen Lachen wie ein Kollmops in der Funke, so unbarmherzig träufelte es die ganze Nacht durch das invalide Dach. Kurz, es war scheußlich, und ich kann die Vorgänge dieser Nacht nicht besser schildern, als wenn ich den Ritter Raoul aus der Frau“ citiere:

Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen;
Zweitausend Feinde deckten das Gefilde,
Doch von den unsern ward kein Mann vermißt.

Obgleich mir jede Stunde dieser Nacht schier endlos schien, so gab es doch schließlich auch hier einen Morgen. Das Wetter war gleich elend und an eine Fortsetzung der Partie daher nicht zu denken. Draußen heulte der Sturm; Wolken und Nebel jagten durch die Lüfte wie eine wilde Jagd. Meine Kulis, die sich in diesem Lokale recht wohl zu fühlen schienen, erfreuten mich durch die Erklärung, daß wir noch den ganzen Tag in der Hütte bleiben müßten, denn es sei zu gefährlich, dies Asyl zu verlassen.

Nun riß mir die Geduld. Noch einen Tag und eine Nacht, ja vielleicht gar länger in diesem widerlichen, ungesunden Schmutzloch zu hausen, eine Existenz fortzusetzen, gegen die mir des heiligen Laurentius Lager auf dem Krost beneidenswert erschien, das war ein Gedanke zum Rasendwerden. „Nein,“ rief ich, „und wenn es glühende Lava regnet, ich versuche nach Gotemba zu kommen, und geht es durchaus nicht, so finde ich immer noch in einer tiefer liegenden Schutzhütte Zuflucht.“

Obgleich schon alles gepackt war, ließen sich die Kulis nicht bewegen aufzubrechen. Im letzten Augenblick verloren sie den Mut.

Mein Dolmetsch sagte mir, heute sei der Jahrestag, daß zwischen dieser und der nächsten Hütte vier Pilger im Sturm, die Glieder an den Lavablöcken zer schlagen, verbluteten. Ich sagte mir dagegen: da es keine Abgründe auf dem Fuji gebe, so könne ein umsichtiger Mensch, der die Geistesgegenwart besitze, sich vor der Windsbraut flach auf den Boden zu werfen, kaum verunglücken.

So fauste ich denn allein die Lavafelder hinab und streckte mich in Momenten der Gefahr zur Erde, wartend, bis wieder das ärgste Wüten des Sturmes sich verzog. Wie von Furien gepeitscht flog ich thalwärts mehr als ich ging. Der Gedanke dieser



Fujipilger.

verwünschten Nummer 7 ent schlüpft zu sein, gab mir Flügel.

Nach einer Stunde hatten mich meine Kulis eingeholt. Sie bekamen es doch mit der Angst zu thun, es könne mir etwas zustoßen; anderseits schämten sie sich auch ihrer grundlosen Furcht. Der unangenehme Teil der Rückkehr begann, als ich das Lavagebiet hinter mir hatte und nun noch mehrere Stunden auf lehmigen, durchweichenden Wegen waten mußte. Bei jedem Schritte hörte ich das Wasser in meinen Schuhen gluckfen. Schon um 7 Uhr morgens war ich von meiner „Sagdhütte“ aufgebrochen, doch erst um 1¹/₂ erreichte ich Gotemba wo mich am Eingange des Dorfes zwei Ferkel vertraulich angrunzten. Nun, viel besser als sie sah ich wirklich nicht aus:

denn ich hatte mich, im Kampfe mit den Elementen dem Selbst-
erhaltungstriebe folgend, gleich ihnen auf dem Boden gewälzt.

Als ich die triefenden schmutzigen Kleider und Stiefel vom
Leibe hatte, nahm ich ein heißes Bad von so echt japanischer
Temperatur, daß einem Europäer unheimlich zu Mute werden
konnte, um all die Krankheitsbazillen, die ich während der Ex-
kursion großgezogen haben konnte, im Keim zu töten. Dies
Mittel scheint denn auch gewirkt zu haben.

Als ich aber gegen Abend, wenn auch todmüde, doch im
besten Wohlsein, wieder auf der Bahn saß, um nach Tokyo zu
fahren, klärte sich das Wetter allmählich auf, und zwischen
Wolken grinste mich die Spitze des Fuji höhnisch an. Ein
Segenswunsch war es nicht, der meinen Lippen entschlüpfte,
als ich diejer Loreley unter den Bergen Japans einen Ab-
schiedsgruß zuwinkte!





Tayu=no-Michiyuki,
das Fest der schönen Damen.

Eines Abends saß ich auf der hohen Terrasse des Yaami-Hotels zu Kyoto und schlürfte meinen Five o'clock tea, indem ich den Blick über die Stadt, das breite, vom Kamogawa durchzogene Thal und die umschließende Gebirgskette schweifen ließ.

„Good evening, Mr. F., hörte ich plötzlich an mein Ohr klingen. Es war Miß P., ein etwas angejahrtes, verblühtes Mädchen. Respektvoll, mit niedergeschlagenen Lidern, erwiderte ich den Gruß, worauf die Dame anhielt um zu fragen: „Haben Sie meine Freundinnen Miß K. und Miß R. nicht gesehen?“ „Gewiß, den beiden Damen begegnete ich soeben in der Joshiwara.“ Auf diese Antwort erfolgte, von dem frostigsten Blick begleitet, ein empörtes „Shocking“, und ich blieb wie ein begoffener Pudel allein.

Welches schreckliche Verbrechen hatte mir denn so plötzlich und so deutlich die Ungnade der gestrengen Jungfrau zugezogen? Meine Auskunft enthielt ja die reine Wahrheit, wie ich nun erhärten will, um zugleich den Verdacht, ich möchte mich nicht

gentlemanlike benommen haben, zu entkräften. Nach dem Tiffin, also etwa um zwei Uhr, kam mein Dolmetsch ins Zimmer gestürzt: „Herr, ich habe soeben erfahren, daß heute nachmittag der alljährliche Festzug der schönsten Mädchen des Yoshiwara- viertels stattfindet, und wenn wir uns beeilen, kommen wir noch zur rechten Zeit an Ort und Stelle.“ Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Blizschnell war mein Kuruma-ya (der Kuli, der das Firrifisha zieht) zur Stelle, und da er zu den besten Trabern Kyotos zählt, war ich in einer halben Stunde in Shimabara, dem Yoshiwara oder Freudenhausviertel Kyotos.



Mädchen aus der Yoshiwara, rauchend.

Eine wahre Völkerwanderung ergoß sich dorthin. Hunderte von Wägelchen warteten längs der Straße auf ihre Herrschaften. An einem überdachten Holzthore, durch dessen Pforten man in

beagten „Sivschpark“ gelangt, herrschte ein großes Gedränge, denn nur ein 6 Fuß breiter Weg mit provisorischen Bambusgittern war zugänglich; der übrige Teil der breiten Straße aber reservierter Zuschauerraum, ganz verstellt mit niedrigen breiten Tribünen, eigentlich flachen Tischen, worüber Binsenmatten gelegt waren. Tausende und Abertausende harhten in diesem Straßenparkett; die Häuser zu beiden Seiten waren ebenfalls dicht besetzt. Die Schiebewände der Erdgeschosse hatte man ausgehoben, und wie in Logen saß die vornehme Welt Kyotos in diesen Räumen, deren offene Hinterseite einen Blick in die nirgends fehlenden zierlichen Gärtdchen gewährte. Aber auch die balkonartigen Außengänge des oberen Stockwerkes dienten der Menge als Schauplatz. Die ganze lange Straße machte den Eindruck eines vollen Theaters; Bühne war der abgesperrte Mittelweg, durch den die auserwählten Schönheiten ziehen sollten.

Ein Polizist brachte uns in ein Haus; wie ich ahnungsloser Engel erst später erfuhr, gleich allen anderen von der Noblesse Kyotos besetzten, eine Soroya, eine Freistatt der Liebe, und die ersten Personen, denen ich dort begegnete, waren meine zwei Hotelgenossinnen Miß K. und Miß K. Ihnen verdanke ich jenes vernichtende „Shocking“. Die Ladies grüßten mich ganz unbefangen, als ob wir in einem japanischen Damencafé zusammenträfen, den freisinnigen Spruch: „Auf der Alm, da giebt's ka Sünd“ auch auf Japan ausdehnend.

Von dem Balkon warf ich einen Blick aus der Vogelperspektive auf die unter mir sitzende unabsehbare Menge, die in voller Blütenpracht stehenden Sakurabäume und auf das zarte, frische Laub der spitzen fächerförmigen Ahornblätter.

Der Festzug war noch fern, und mein Dolmetsch, der mir genauere Nachricht über das Tayu-no-Michyuki, d. h. „Straßenzug der schönen Damen“ bringen sollte, kam mit einem Programm zurück, auf dem die Namen der würdig Befundenen gedruckt

standen. Die Namen waren folgende: Mizunvogi San, Frl. Strahlenfächer, Matundo San, Kieferbaum, Shinomone San, Morgendämmerung, Koguzama San, Wägelchen, Hanakumo San, Blumenwolke, Ufukumo San, duftige Wolke, Matunvogi San, Kieferbaumsächer, Kodayu San, Dämchen, Kindayu San, Gold-dame, Hazundo San, Nouveauté, Hanando San, Blumendame, Tamadayu, Edelsteinfräulein, Meijan, berühmter Berg — alles keine Namen des Heiligen-Kalenders.

Diese Auserwählten, die sich in königlicher Pracht dem Volke zeigen durften, mußten nicht nur durch Schönheit hervorragen, sondern auch durch Bildung, Talente, wie besonders feines Kotospiel*), kunstvolles Blumenstecken, Gewandtheit in Verjen und dergleichen mehr. Mein ehrenwerter Patron, der kein Mustermädchen zu entfenden hatte, entschädigte sich dadurch, daß er allen Zuschauern in seinem Hause einen Dollar abnahm.

Die ohnedies äußerst gefittete Menge verstummte ganz, als sich der Zug, jeden Augenblick Halt machend, in feierlichem Schritt näherte. Ihn eröffneten fünf Geishas (Sängerinnen) in prächtigen Kostümen, mit Obis, breiten Seidengürteln, die hinten wie ein Flügel aufgebunden waren und bis zur Nackenhöhe reichten.

An einem weiß-roten Seile zogen sie einen Wagen, auf dem ein riesiger goldener Blumenkorb stand: darin bildeten Päonien, Camelien, Schwertlilien, Chrysanthenen und blühende Kirschweige einen farbenprächtigen Strauß. Diesem Gefährt folgten nun die Schönen. Vor jeder Dame zwei reichgekleidete Kinder, von denen die Mädchen große Kronen, Goldquasten, Schmetterlinge oder sonstiges Flitterwerk im Haar trugen, während die Knaben allerlei seltsame Tonsuren zeigten. Hinter

*) Eine 13saitige, liegende Harfe.

diesen kleinen Trabanten, die wie Falter um die Blumen gaukelten, kam je eine Gefeierte, lauter schöne Mädchen, selbst nach europäischem Geschmack, in wundervoll gestickten, kostbaren Seidenbrokatkleidern von einer Pracht des Stoffes und einem Geschmack der Farben, wie ich sie nie geschaut habe. Der Obi war vorn über die Brust, den Schoß bedeckend, gebunden. Bei aller Buntheit nichts Schreiendes; zwischen den hellen Farbentönen immer ein sanfter, gebrochener; alles in den feinsten Stimmungen und Schattierungen, daß man nichts hinzuthun, nichts hätte wegnehmen wollen. Diese Kostüme waren ideale Kunstwerke, die kein Alma Tadema herrlicher komponieren könnte.

Barfuß, auf sehr hohen lackierten Sandalen, schritten die Schönheitsprieesterinnen einher, so daß man auch ihre tadellosen, schneeweißen Füßchen bewundern konnte. Mit ihren zarten Händchen die Schleppe des kostbaren Gewandes vorn über die Brust gekreuzt haltend und ernst blickend, wie Hero, wenn sie zu Hymens Opferaltar zieht, wallten die Phrynen feierlich die Straße entlang, ohne eine Spur von Frivolität. Je ein Diener in farbigem Kimono hielt schützend über den Stolz seines Hauses einen großen Bambusschirm, damit die Sonnenstrahlen die zarte Menschenblüte nicht verfengten. Mitleid, nicht Verachtung empfindet die gute japanische Gesellschaft beiderlei Geschlechtes für diese jugendlichen, an ihrem Schicksal schuldlosen Geschöpfe, die von den Angehörigen oft schon im zartesten Kindesalter an die Soroyas verkauft werden.

Zu diesem ästhetisch vollendeten Anblick bildeten einen unwiderstehlich komischen Kontrast die braven Inhaber der Soroyas, die auf ihr Festgewand eine große Blume gestickt hatten und stolz neben dem Schönsten, das ihr Haus barg, durch die Menge schritten. So ehrbar sahen diese Herbergsväter aus, daß man sie für japanische Kommerzienräte hätte halten können, und eine Art Kommerzienräte sind sie ja auch. Noch drolliger wirkten

die besorgten Hausmütter auf mich; unübertreffliche komische Alten, die unausgesetzt an den schweren Prunkgewändern ihrer Lieblinge zupfend und zerrend sich alle Mühe gaben, die Dämchen im günstigsten Lichte erscheinen zu lassen.

Auf einmal flüsterte, gerade unter meinem Platz anhaltend, eine Schönheit — ich glaube, es war „Fr. berühmter Berg“ — der besorgten Duema etwas zu. Schon mehrmals hatte sie krampfhaft mit den Nasenflügeln gezuckt; nun zog die würdige Begleiterin ein Seidenpapier aus dem Ärmel und putzte die Nase ihres Schützlings, denn die festlich Bekleidete mußte ja die Schleppe vor Beschmutzung hüten.

Antlitz und Nacken der Auserwählten waren weiß geschminkt, ihre Frisuren sehr kompliziert. Hinten waren die Haare meist zu einer Mondscheibe geformt, mit Gold- und Silberbändern und großen Schildpattpfeilen besteckt; das Vorderhaupt zierte ein mächtiges Diadem mit vornüberhängendem Flitterwerk, das lustig in der Sonne glitzerte.

Als der Zug vorüber war, folgte ich, um das Volk zu beobachten. Das Benehmen war so musterhaft, wie man es eben nur in Japan finden kann. Man denke sich, wenn es überhaupt die Kulturzustände mit sich bringen könnten, ein ähnliches Fest in irgend einer Großstadt Europas. Welcher Schwall unflätiger Redensarten, welches Gebrüll und Gejohle wäre da zu hören, welche Orgien würde die Roheit feiern! Hier verhielt sich die Menge ohne Ausnahme so liebenswürdig, so rücksichtsvoll, ja so ritterlich gegen die armen Festopfer, daß alle Europäer bei diesem Heidenvolke in die Schule gehen könnten. Die Japaner sind gewiß nicht fehlerlos und haben, wie jede Rasse, ihre besondern Schattenseiten, aber sie sind ein fein organisiertes, vornehmes Volk.

Charakteristisch war das Erscheinen vieler buddhistischer Priester unter der Zuschauermenge, die ihr Interesse für weib-

liche Schönheit unverhohlen bekundeten, ohne dadurch Anstoß zu erregen.

Der Zug bog in eine Straße, die ins freie Feld führte. Auch hier saßen Tausende und Abertausende unter den blühenden Bäumen auf Matten und verfolgten mit angehaltenem Atem die Vorgänge.

Im letzten Hause verschwanden alle Schönen zu einem gemeinsamen Thee, doch vor dem Blumenwagen am Thor stand noch lange viel Volk und lauschte stillschweigend den Notoklängen, die durch die Papierwände auf die Straße drangen.

Allmählich verzogen sich die Leute. Mit Kind und Kegel, harmlos und manierlich, wie sie gekommen, eilten sie durch die Felder ihren lustigen Behausungen zu.

Das Fest war zu Ende, und obgleich es mir verhängnisvoll den Zorn einer tugend samen Miß zugezogen hat, werde ich immer gern zurückdenken an dies märchenhafte Tayū-no-Michiyuki.



Tanabatafest. — Schauspielerbegräbnis.

Theaterhistorisches.

Unbegrenztes Sehnen nach fremden Welten, die Liebe zu den Himmelskörpern im weiten All ist den japanischen Dichtern, wie dem ganzen Volke überhaupt ziemlich fremd. So hat auch der Japaner zum Unterschied von anderen Völkern keine Feiern, die mit den Gestirnen in Beziehung stehen. Eine einzige Ausnahme bildet das Tanabatafest, das alljährlich in der siebenten Nacht des siebenten Mondes nach chinesischer Zeitrechnung gefeiert wird; nach der gregorianischen, in Japan erst 1873 eingeführten, also einen Monat später.*)

Die Mythe, der dieses Fest entsprungen ist, stammt aus China und erzählt von der Liebe eines Schäfers zu einer jungen Weberin. Der Schäfer ist ein Stern (Aquila), desgleichen die Weberin, die am himmlischen Flusse, der Milchstraße, einander gegenüber wohnten, und sich niemals, als nur am siebenten Tage des siebenten Mondes sehen sollten.

Nach einer anderen Version war die Weberin beständig beschäftigt, Kleider für die Kinder des Himmels, die Götter, zu weben, so daß sie keine Zeit hatte, sich zu schmücken und über-

*) Bis zu diesem Zeitpunkte gab es nur Mondjahre mit Abschnitten von 29—30 Tagen. Um die chinesische Zeitrechnung mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen, wurde im 2., 5., 8., 11., 13., 16. und 19. Jahr eines jeden Mondzirkels ein Monat eingeschaltet, den man dem 2. Monat des Jahres folgen ließ, indem man diesen doppelt zählte.

haupt an sich selbst zu denken. Da erbarmte Gott sich ihrer und gab ihr den Schäfer drüben zum Manne. Nun wurde die Weberin lässig, worüber Gott derart erzürnte, daß er sie wiederum über den Fluß führte, gleichzeitig aber dem Schäfer verbot, sie öfter als einmal des Jahres zu besuchen.

Noch eine dritte Auslegung giebt es für das Fest. Nach dieser werden die Beiden als Menschenkinder bezeichnet, die im zarten Alter von 15 und 12 Jahren heirateten und starben, als er 103, sie 99 Jahre erreicht hatte. Beider Seelen flogen nach dem Tode gen Himmel, wo die oberste Göttin täglich im Himmelsströme badete. Kein Sterblicher durfte diesen durch Berührung entweihen; außer am siebenten Tage des siebenten Mondes, an welchem die Göttin, anstatt zu baden, sich ganz der Andacht widmete und heiligen buddhistischen Gesängen lauschte.

Die Japaner halten diese Nacht heilig; vor den Häusern hängen junge belaubte Bambuszweige, daran bunte Papierchnitzel mit Gedichten und abends farbige Laternen. Auch tragen die Kinder dann vielfach an Stäben schirmartige Dächer aus künstlichen Blumen, von denen Miniaturlampen und Papierchen herunterbaumeln. Nachts finden große Umzüge mit Riesenslaternen in den phantastischsten Formen statt. Eine große Truhe in Gestalt einer Opferlade wird dabei herumgetragen, in die das Volk seine auf Zetteln verzeichneten Wünsche hineinwirft. Wie eine Zauberposse giebt sich dieses allerliebste Fest und wenn die Weberin mit ihrem heißgeliebten Schäfer nur ein einziges Mal im Jahre glücklich sein darf, so muß ein Blick von den Ufern des himmlischen Stromes auf die harmlos lustigen Erdenkinder herab ihre Seligkeit erhöhen.

Eines Gottes will ich bei dieser Gelegenheit gedenken, des Seuchengottes Ekishinsha, dessen Fest eben jüngst gefeiert wurde. Es herrschte an diesem Tage großer Andrang zu allen Shintotempeln. Nahe den großen in den Hainen zerstreuten, wurde

vor kleineren dem Ekishinsha geweihten Heiligtümern ein Torii (Eingangsthor) aus Bambus erbaut und darein ein großer bis zur Erde reichender Kranz aus Wab (Stroh) gehängt, durch den alle schreiten mußten, die im Sommer gegen Cholera und andere Krankheiten gefeit sein wollten. Diese Ceremonie des „Wanufe“ (d. h. „durch den Reif gehen“) ist natürlich von einer Geldspende begleitet, die in die große Opferlade vor dem Götterbilde geworfen wird, denn gleich allen anderen Göttern zeigt sich Ekishinsha nun einmal für Gratiskonjultationen unempfänglich.

Einer, der jedenfalls unterlassen hatte, Ekishinsha den ihm zukommenden Tribut zu leisten, war der Vater des Schauspielers Ganshō, eines Lieblings der Theaterbesucher Osakas, der nicht nur gewerbreichsten, sondern vielleicht auch theaterlustigsten Stadt Japans. Der alte Ganshō erlag der Cholera. Als ich eines Tages nichtsahnend um die Mittagsstunde von der Nationalausstellung meinem Wohnsitz zuschritt, sah ich eine Menge Raketen aufsteigen und kolossale Menschenmengen mit Fahnen und Emblemen aller Art in weiter Ferne. Die Neugierde trieb mich an, zu sehen, was es gebe. Der Menge folgend, kam ich in die prachtvolle ungewöhnlich breite Pinienallee, die zum Otamitempel und dem Friedhof dahinter führt. Jedermann hätte die pomphafe Feierlichkeit für einen Festzug gehalten; nun aber erfuhr ich, daß die Knochenreste des bereits vor elf Tagen verbrannten alten Ganshō zur letzten Ruhe bestattet würden; auch erzählte man, daß die Ceremonie bereits für gestern angeetzt war. Da jedoch gestern die bei der großen Komödie unentbehrliche Sonne sich plötzlich launisch erwies und es daher auch an der erwünschten zahlreichen Zuschauermenge gefehlt hätte, so wurde das Fest vertagt; eine Berechnung, die sich auch bewährte, denn heute, bei wolkenlosem Himmel erfüllte eine dichtgedrängte Schar die breite Allee und alle Seitenwege.

Da der Abgeschiedene der Nichirensekte angehört hatte, der eigentlich einzig unduldsamen streitsüchtigen Sekte unter den Buddhisten, war ich höchlich erstaunt, daß Duzende von Shinthopriestern am Begräbnis teilnahmen und auch Embleme im Zuge



Buddhistische Begräbnisscene.

sichbar wurden, die rein shintoistisch waren; auch sah ich Träger von Sakakizweigen.*)

Eröffnet wurde der Zug von der europäisch uniformierten Musikkapelle der Stadt, das einzig stilwidrige Element bei der sonst echt japanischen Feier. Hierauf folgten Kuyado, Priester, die Musikinstrumente trugen, wie sie die Nichiren bei ihren lärmenden, wenig weihewollen Totenceremonien brauchen. Viele

*) Sakaki ist der den Shintoisten heilige Baum.

Laternenmänner gingen den Leichenträgern voraus, die den vier-eckigen Sarg in einer weißen Sänfte aus Hinokholz (d. i. von der Sonnencypresse) trugen.

Bei den Buddhisten sitzt der Tote mit aufgezogenen Knien im kistenförmigen Sarge, falls er nicht verbrannt worden ist. Es soll damit angedeutet werden, daß der Mensch einst in derselben Stellung im Mutterleibe verharrte, bevor er das Licht der Welt erblickte.

Hinter dem Sarge schritt ein Priester mit einem Pilgerstab an dessen Spitze sich Metallringe befanden; ein anderer trug einen Stab, der von einem Hirschgeweih bekrönt war.

Fünfundzwanzig von Kulis gezogene vierräderige Blumenwägelchen, auf denen goldgeschnitzte Postamente standen, schlossen sich an, beladen mit großen Körben voll hoher, teils künstlicher, teils frischer Blumen und Strauchzweige. Kleine Holztafeln, mit Tuscheln bemalt, trugen die Namen der Spender.

Sechs Wagen brachten in großen pagodenförmigen und bedachten Käfigen Hunderte von Tauben und Sperlingen herbei, die frei gelassen wurden; was die Herzengüte und das Wohlwollen des Verstorbenen symbolisieren sollte.

Hinter den Vogelwagen schritten Träger, die auf Ceremonientischen und in Kisten Speisen trugen oder auch Embleme, dazu zahlreiche andere, die lose Blumensträuße von beträchtlicher Dimension in Bambusrohren oder Zweige von dem den Buddhisten heiligen Strauche, dem Sikimi (*Illicium religiosum*), schleppten.

In Firnikijhas, von Kulis gezogen, folgten zahllose Priester, diesen die Schauspieler in weißen Ceremonienkleidern, mit flachen, tellerförmigen Bambushüten, weiße Schäferstäbe in Händen. Zum Schluffe wurden Fächer, leere Käfige, Tam-Tams nachgetragen.

Tausende von Zuschauern drängten dem Zuge nach, der den bewaldeten Hügel hinauf zum Kirchhof wallte. Die Hitze war an diesem Tage um 1 Uhr mittags fürchterlich; dazu

herrschte ein Gedränge, das keineswegs die Temperatur erträglicher machte, so daß ich mich bald nach Beginn der Totencereemonie, die in einer kleinen, nach allen Seiten zu offenen Halle stattfand, entfernte. Als ich gegen Abend meine Schritte nach dem Kirchhof zurücklenkte, stand auf dem Grabe ein längliches Brett, das in Katakana-Schrift den Namen und Todestag des Verstorbeneu angab, auch mehrere Sikimizweige, davor auf einem kleinen, kaum 1 Fuß hohen Ceremonientisch eine mit Sake gefüllte Schale.

Die Sonne ging zur Neige, als ich den Kirchhof, wo wunderbare Kampherbäume die Gräber überschatten, verließ. Das flammende Firmament erschien mir wie das Frührot einer neuen Zeit, in welcher für die Wahngelübde und den Kastengeist, die noch vor kurzem dies Land in seiner Entwicklung hemmten, kein Platz mehr sein wird.

Noch bis zum Jahre 1877 beherrschten in den südlichen Provinzen die Samurai (Kriegerkaste) das öffentliche Leben, herrschsüchtig drückten sie alles nieder und sahen mit Verachtung auf den Bürger herab. Nur wer das Schwert trug, hatte Ehre im Leib und durfte sich alles erlauben. Wenn damals sogar der Kaufmann, der *Kindo*, noch als unehrlich galt, so darf man sich nicht wundern, daß der Schauspielerstand, nicht nur der Künstler persönlich, sondern auch seine ganze Kunst noch verachteter war. Gesezlich bestehen nun freilich die Kastenunterschiede nicht mehr; die Macht der stolzen Samurai's ist gebrochen, der Kaufmann ist nun geachtet, der Schauspieler nimmt eine menschenwürdigere, dem Ansehen seiner Kunst entsprechende Stellung ein. Sie ist allerdings keine zu hohe, da



Auf dem Otami-Kirchhofe.

das Theater in Japan nicht als Kulturfaktor mitzählt, jedes ideale ethische Moment wegfällt, dramatische Dichter als unehrlich gelten, ja überhaupt nicht zu den Dichtern gezählt werden, und noch kein für anständig geltender Mensch für das Theater schreibt. Der talentloseste Reimschmied, der einen aus 31 Silben bestehenden Vers auf die Kirschblüte macht, steht im Ansehen unendlich höher als der Theaterdichter und würde empört die Zumutung zurückweisen, in ihm einen Geistesgenossen und Kollegen zu erblicken. Bei solchen Anschauungen kann natürlich von einer dramatischen Poesie, von einer Schauspielkunst in höherem Sinn und einer gedeihlichen Entwicklung kaum die Rede sein.

Der Ursprung des modernen japanischen Theaters ist ziemlich verwickelt; er geht zurück auf die Puppenspiele, worin die Japaner die höchste Stufe der Geschicklichkeit erreichten. Diese sogenannten „Nyatjuri Shibai“ wurden zuerst von Menukiya Chyojaburo und Hifida aus Nishinomiyä (zwischen Osaka und Kobe) 1587 in Gegenwart des Kaisers Goyozei aufgeführt.

Die Spiele, sowie der „Saru Gaku“, d. h. der „Affentanz“, den der berühmte Hattori vor dem Shogun Ashikaga Yoshimitsu (1392—1412) zum besten gab, bildeten die Grundlage für das japanische Theater, obwohl späterhin noch andere Tänze und Musik einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Entwicklung übten.

Die erste Vorstellung, die man als Theateraufführung bezeichnen kann, wurde unter Shogun Nobunaga (1573—1581) gegeben, und zwar von einem Weibe, Namens Okuni. Über diese Okuni giebt es zwei verschiedene Versionen. Nach der einen war sie eine Priesterin im großen Tempel von Kitsuki in Izumo (Nordwesten Japans), die sich in einen Schwerterverschluckter Nagoya Sanzai, verliebte, mit dem sie nach Kyoto floh. Auf dem Wege dorthin verliebte sich ein anderer Gaukler in das

schöne Weib, wurde aber von dem eifersüchtigen Sanzai getötet. Dies Ereignis machte auf die Okuni einen so tiefen Eindruck, daß ihr das Antlitz des um ihretwillen Erschlagenen in Visionen erschien. Zu ihrem Unterhalte gab sie im ausgetrockneten Flußbett des Kamogawa pantomimische Aufführungen; dann ging sie nach Jeddo (Tokyo) und begann dort regelrechte Stücke darzustellen. Sanzai selbst entwickelte sich zum vortrefflichen Schauspieler. Nach seinem Tode kehrte Okuni nach Kitsuki zurück, wo sie eine bedeutende Dichterin wurde und auch Unterricht in der Dichtkunst erteilte. Späterhin ließ sie sich, da sie den Tod jenes Opfers ihrer Schönheit sühnen wollte, das Haar abschneiden und wurde Nonne; auch erbaute sie, um seiner Seele Ruhe zu verschaffen, einen kleinen Tempel, worin sie bis zu ihrem Ende lebte und lehrte. Noch vor etwa 30 Jahren stand dieser Tempel; jetzt ist er ganz verfallen, und nur noch eine zerbrochene Statue des Gottes Sizo (eines Nothelfers) erhalten.

Okunis Familie existiert heute noch in Kitsuki, und bis zur Revolution (1868) hatte das Oberhaupt das Recht, von jeder Einnahme des dortigen Theaters einen Gewinnanteil zu fordern.

Die zweite Version ist folgende: Okuni kam von Izumo unter Nobunaga nach Kyoto; sie zog von Provinz zu Provinz, um Geld zu verdienen, womit sie den heimatischen Tempel herstellen lassen wollte. Man rühmte ihr viele Talente nach, auch produzierte sie mehrere selbst erdachte Tänze und Spiele. Zur selben Zeit war dort ein Ronin*), Namens Nagoya Sanzaimon, der in die Dienste des Shogun Nobunaga trat. Er schrieb

*) Ronin sind Krieger, die durch eigenes Verschulden oder durch ein Unglück, wie z. B. die Besiegung oder Verbannung ihres Daimio (Fürst), herrentlos geworden sind.

zuerst ein Stück über Yoshitune (um 1195), einen jüngeren Halbbruder des ersten Shoguns Yoritomo, in dessen Diensten er mit riesenhafter Kraft ausgestattete, jagenumspinnene Benkei stand. Dann verfaßte er „Die Rache der Brüder Soga“, eine berühmte Tragödie nach einer wahren Begebenheit, worin zuerst Darsteller beiderlei Geschlechts auftraten. Da dies die erste „Kabuki“ oder Schauspieldarstellung in Japan war, will ich den Inhalt des Stückes kurz erzählen.

Zur Zeit des Shogun Yoritomo (1185—1199) lebte ein Samurai, Namens Soga Sabura, ein tapferer und kluger Mann, der von seinem eifersüchtigen Rivalen Kudō Suketsune aus dem Hinterhalt ermordet wurde. Soga ließ ein Weib und drei Kinder zurück, die von ihrer Mutter zur unvergeßlichen Rache an dem Mörder ihres Vaters erzogen wurden. Jūro und Gorō, zwei mutige Knaben, wuchsen zu Männern heran; sie lernten fechten und konnten bald daran denken, den Mörder ihres Vaters zu töten. Vergeblich lauerten sie jahrelang auf eine Gelegenheit, ihren Rachedurst zu stillen, bis endlich das Schicksal ihren Wunsch erfüllte. Shogun Yoritomo zog mit seinen Vasallen auf die Jagd in die Niederungen des Fujiyama. Auch Kudō Suketsune, der Gehafte, befand sich im Gefolge. Sobald die zwei Brüder dies hörten, eilten sie bei Nacht nach dem Jagdgrund und erschlugen den Feind.*) Als so die Söhne den Manen ihres Vaters Sühne verschafft hatten, vollzogen sie an sich das Harakiri.**)

Dies der Inhalt des Dramas, in dem die Okuni, Mura-

*) Dies war der erste Fall der Blutrache, „Katakiuchi“ genannt, der in Japan vorkam.

***) Das Harakiri oder Bauchaufschlitzen war bei den Samurai's der ehrenvollste Tod; es kommt jetzt nur noch ganz vereinzelt vor, immerhin waren noch mehrere Fälle während des letzten japanischen Krieges zu verzeichnen.

yama, Mata, Zaemon, Kyoya Mantayu, Kasaya und andere Darsteller beschäftigt waren.

Von nun an spielte die Okuni mit anderen Schauspielern in Kitano, einem Vororte Kyotos, später in Gion, dem Centrum der Stadt.

Zu dieser Zeit wurde auch Musik in die Schauspiele aufgenommen, und zwar eine große und eine kleine Klopftrommel, die mit den Händen bearbeitet wird (Tsuji), dann Flöten, auch eine mit Schlägern zu rührende Pauke, die flach auf dem Boden aufliegt. Das Samisen, eine Art Guitarre, gab es damals noch nicht.

Der schauspielerische Nachwuchs rekrutierte sich stets aus den Kindern der Truppe, die sowohl die Stücke, als auch die Musik dazu erlernten. Unter der Aera Kwan-ei (1623—1643) scheinen verschiedene Patriziersöhne, die ihr Hab und Gut mit den Mägdlein vergeudeten und allgemeines Argerniß erregten, ein Gesetz, daß Frauen nicht mehr als Darstellerinnen auftreten durften, herausgefordert zu haben.

Von dieser Zeit ab bis auf den heutigen Tag wurden die weiblichen Rollen von Schauspielern dargestellt. Der erste solche Darsteller war ein hübscher junger Mann Namens Toman-tayū. Doch dies führte zu noch schlimmeren Unzükömmlichkeiten, und die Folge davon war die gänzliche Unterjagung von Theatervorstellungen in der Ara Shoo Gaumen 1652. Wiederholte Gesuche bewirkten nach zwei Jahren eine Aufhebung des Verbotes, unter der Bedingung aber, daß sich alle Darsteller den Vorderkopf und die Augenbrauen rasieren ließen, um fernerhin weniger begehrt zu erscheinen.

Hervorragende Schauspieler, wie Miako-Hautaya, Soün Nagatayū, Kameya Kumenojo u. a. erhielten unter der Ara Kwan-bun 1661—1672 die Erlaubnis, sieben Schauspielhäuser in Kyoto zu errichten, von denen heutzutage noch drei bestehen, und zwar in Gion, in Kitagawa und in Minamigawa.

Die ältesten Spuren der Entwicklung des Theaters in Osaka führen auf Danshi zurück, der unter der Ära Kuwan-ei (1623—1641) von Kyoto nach Osaka kam. Er suchte sich die schönsten und geschicktesten Mädchen in der Nanba (der Yoshiwara Osakas) aus, unterrichtete sie im Tanze (Odori) und gab dann öffentliche Vorstellungen unter dem Namen „Okuni Kabuki“, d. h. Spiele im Stile der Okuni.

Aus unbekanntem Gründen wurden die Vorstellungen bald unterjagt, doch erhielten 1670, im zehnten Jahre der Ära Kuanbun, verschiedene Bewerber Schauspiellicenzen, so z. B. Shioya Kurozaemon, Kuzaemon, Yamatoya Zinbei und viele andere, deren Unternehmungen auch gediehen. Die großen Bühnen in Dotombori, der berühmtesten Theaterstraße Japans, sind Überbleibsel zu jener Zeit errichteter. Allerdings gab es auch in Osaka wiederholte Verbote der Theatervorstellungen, und Feuersbrünste machten den Häusern zuweilen ein Ende.

Heutzutage ist Osaka vielleicht die blühendste Theaterstadt, wenn auch nicht die vornehmste. Diesen Rang beansprucht Tokio, oder wie es bis 1868 genannt wurde, Jeddo.

In einem Vororte Jeddos, Nakahashi, wurden von Saruwaka Kanjaburo die ersten Vorstellungen gegeben. Unter der Ära Kuwan-ei (1623—1643) hatte ein Taschenspieler Kyujabero ein kleines Theater innerhalb des Mandatempelhaines errichtet, dann brachte ein gewisser Maruyama Matasubo aus Sakai (Provinz Izumi) zum ersten Male Sänger und Samisenpieler aus Osaka.

Der japanische Theaterapparat war bis zur Ära Meireki (1655—1657) äußerst einfach. Dekorationen kannte man nicht, diese wurden damals durch Bänke ersetzt, wie heute noch im chinesischen Theater, auch der Zuschauerraum war armselig und ohne jede Annehmlichkeit.

Nach einem großen Feuer, das die Stadt zerstörte, schritt

man zum Aufbau neuer Theater und es entstand allmählich auf der Bühne das, was wir Ausstattung nennen; auch im Zuschauerraum machte sich Komfort geltend. Jeddo besaß damals drei Theater in verschiedenen Stadtteilen, als ein Erlaß diese Bühnen aus Sittlichkeitsgründen in die Saruwakastraße beim Makusatempel verlegte.

Damals waren die Schauspieler aus der Gesellschaft ausgestoßen, geächtet und bei den Männern sehr verhaßt; die Weiber aber teilten diese Gefühle keineswegs. Es wurde den Darstellern verboten, in Gesellschaft zu gehen, und wenn sie ausgingen, mußten sie einen Helmhut tragen, der über das Gesicht herabfiel.

Nun 20 Jahre sind es her, daß in Jeddo überall Theater erbaut werden dürfen; bis dahin waren sie, gleich den Joshiwaras, an eine von der Polizei bestimmte Straße gebunden.

Außer den drei berühmten Theaterstädten Jeddo, Kyoto, Osaka hatten noch Ise und Miyama großen Ruf als Vorbildungsschulen für jene, und die Schauspieler drängten sich herbei; denn wer hier einschlug, der konnte hoffen, bald in einen Hauptort vorerst wenigstens für zweite Rollen engagiert zu werden. Nun aber haben Osaka und Jeddo ihren Theaterruhm eingebüßt, und an ihre Stelle ist Nagoya in der Owari-provinz getreten.

Früher fehlten im Zuschauerraum des japanischen Theaters sogar die Matten und die Sitzpolster, auch waren die sogenannten Logen nur durch Stricke abgeteilt, während heute fußhohe Holzbalustraden die einzelnen abgrenzen. Bloße Matten trennten damals, was übrigens auch heute noch vielfach der Fall ist, die Vorhalle vom Zuschauerraum.

Heute, wie damals, sitzen am Eingang die Billetverkäufer auf Tischen; die Billets, hölzerne Brettchen, sind stoßweise geschichtet.

Das japanische Theater hat vier verschiedene Plätze, und zwar „Sajiki“, Logen, die sich über dem Parkett und im ersten

Stoß an den Seitenwänden des stets rechteckigen Theaterraumes hinziehen. Durch fußhohe Brüstungen sind die schachtelförmigen Logen, die Platz für vier Personen bieten, voneinander getrennt, und in den Sajikis sitzen — selbstverständlich auf dem Boden und ohne Schuhe — die verschiedensten Leute.

Unterhalb zieht sich eine Logenreihe, „Takodoma“ genannt, die zweitbesten Plätze. Was bei uns Parkett ist, heißt hier „Doma“; es enthält die drittbesten Plätze und ist wie ein großes Schachbrett in viereckige Felder eingeteilt, die ebenfalls durch kleine Balustraden von einander getrennt sind.

Unser Parterre und die Mittelplätze im ersten Stoß sind die wenigstgeschätzten Plätze, sie heißen „Mukosajiki“ und sind auch am billigsten.

Von der Bühne aus führt durch den Zuschauerraum bis zum Ausgang ein etwa 2 m breiter Steg, der einen Bühnenbestandteil bildet und auf dem sich ganze Szenen abspielen, oft gleichzeitig mit den Vorgängen auf der eigentlichen Bühne.

Leute, die von Reisen kommen oder scheiden, Krieger, die ins Feld ziehen, Verschwörer u. s. w. erscheinen immer auf dem „Hanamichi“ (Blumenweg), so genannt, weil früher längs desselben Blumen gepflanzt waren. Wenn man z. B. Shakespeares „Richard III.“ im japanischen Theater aufführte, so würde sich zweifelsohne, während Clarence im Kerker schmachtet, die Scene zwischen Richard und den beiden Mördern auf dem „Hanamichi“ abspielen.

Diese Einrichtung dünkt mich keineswegs widersinnig, da viele Vorgänge an Leben und Wahrscheinlichkeit gewinnen und die Zuschauer dadurch mitten in das Getriebe der Handlung veretzt werden.

Das Repertoire des japanischen Theaters zerfällt in drei Arten von Stücken: 1. „Jidaimono“, d. h. historische Dramen, in denen man förmlich im Blut wadet; die mörderischsten

Stücke Shakespeares, wie Titus Andronicus, sind dagegen die reinen Schäferspiele. 2. „Diemono“ (Die, Haus eines Edlen) aristokratische Familientragödien, die sich im Palast eines Daimio (Fürsten) abspielen. 3. „Sewamono“, bürgerliche Komödien.

Unsern Begriffen von Menschendarstellung entspricht weitaus am ehesten die Aufführung eines „Sewamono“, jedoch ganz



Scene aus einem historischen Drama.

unfaßbar, selbst jetzt, wo ich den Schlüssel dazu gefunden habe, ist mir der historische Tragödienstil Japans. Er gehört zu dem, was der Engländer mit „Topsy-turvydom“ bezeichnet, zu den Berrücktheiten, wobei das Oberste zu unterst gekehrt wird und jedes Raisonnement aufhört.

Der tragische Schauspieler Japans hat nämlich nicht gleich allen Menschendarstellern, einerlei ob deutscher, französischer, englischer oder italienischer Zunge, das Bestreben, dem Schein der Wahrheit möglichst nahezukommen und den Charakter eines Menschen durch Ton und Gebärde so naturgetreu als möglich

wiederzugeben. Das will der japanische Tragöde nicht: er ist nicht Menschendarsteller, sondern im strengsten Sinne des Wortes „Puppenspieler“, denn sein ganzes Augenmerk geht dahin, die Gliederpuppen des „Nyutsumi Shibai“, der japanischen Marionettenspiele, nachzuahmen.

Es ist unbegreiflich, wie sich eine solche Verirrung so lang erhalten konnte, und nur aus der Geschichte des Landes erklärlich, da Japan 200 Jahre hindurch von jedem Verkehr und jedem Einflusse fremder Nationen völlig abgeschlossen war.

Die historische Tragödie, zuerst auf Puppentheatern aufgeführt, wurde dann eben von lebenden Puppen dargestellt, die in Gang, Bewegung, Augenaufschlag, Grimassen aller Art ihre hölzernen Vorbilder zu erreichen suchten. So ein sterbender tragischer Held, der mit Händen und Füßen zuckt, zappelt und sich überschlägt, erinnert mich immer auf das lebhafteste an einen mangelhaft abgeschlachteten Hahn. Eine japanische Kampf- und Sterbeszene grenzt nicht nur an die Karikatur, sondern treibt die Karikatur auf die Spitze, und ich konnte daher bis jetzt — ich will noch nicht endgültig urteilen — nie von tragischen Schauspielern in Japan sprechen, sondern nur von mehr oder weniger geschickten Hampelmännern; schließlich wollen sie auch gar nichts anderes sein, denn ihr höchstes Ziel im Affekt ist wie gesagt eine groteske Gliederpuppe täuschend ähnlich zu kopieren.

Eine verblüffende Specialität der japanischen Bühne sind ferner die männlichen Liebhaberinnen. Sie werden von frühester Kindheit an von ihren Eltern, stets Schauspielern, dazu erzogen, und dürfen schon im zartesten Alter nur mit Mädchen, nie mit Knaben spielen, denn das Weibische, das sich bei den Japanerinnen noch viel stärker als bei den Europäerinnen ausdrückt, muß ihnen zur zweiten Natur werden.

So ein Zwitter geht von Kindheit auf bis an sein Lebensende als Weib gekleidet und frisiert, schläft wie ein Weib mit dem

„Makura“, dem kleinen Kopfschemel unter dem Nacken, damit die Haartour nicht zerstört wird, raucht aus dem doppelt so langen Pfeifchen, das den Frauen eigen ist; kurz, er ist Mamsell nicht nur auf der Bühne, sondern auch im Leben.

Die jetzt berühmteste Liebhaberin Japans ist Fjkusuka, ein junger Mann von ungefähr 29 Jahren, Vater eines Sohnes! Ich fuhr einmal mit ihm, oder besser gesagt mit ihr, von Tokyo nach Yokohama, und hätte mich nicht beim Aussteigen jemand darauf aufmerksam gemacht, daß diese Dame ein verkleideter Herr sei, ich wäre nie darauf gekommen. Es könnten sich somit in Japan leicht einmal Scenen abspielen wie in Halses „Wildfeuer“, nur daß der seines Geschlechts Unbewußte dort ein Jüngling wäre.

Unter den Schauspielern giebt es gegenwärtig drei Sterne: Danjuro, Kikugoro und Sedanji, die vor allen anderen Darstellern geschätzt werden.

Danjuro ist der neunte dieser Künstlerdynastie, denn in Japan ist es seit Jahrhunderten Brauch, daß nicht nur die Maler, sondern auch die Schauspieler, selbst die Kinger stets Schüler haben, die auf ihre Unkosten leben und mit ihnen spielen. Der Lieblingschüler wird vom Meister adoptiert, zum Träger des Namens ernannt, und so giebt es Künstlerdynastien, die schon seit Jahrhunderten bestehen.

Das System der Adoption beherrscht überhaupt in Japan alle Kreise des öffentlichen Lebens, und wenn es in einer Familie an einem Stammhalter fehlt, so wird einer adoptiert. Dies gilt auch für die kaiserliche Familie, und daher ist ihr Stolz, das älteste Herrscherhaus der Welt zu sein, nicht so ganz berechtigt, da beim Mangel eines direkten Erben der Sohn einer Nebenfrau (Mekake) in die Rechte eines legitimen Thronerben trat. Auch der jetzige, fünfzehn Jahre zählende Kronprinz Yoshitio Shinno Haru=no=miya ist der Sohn einer Nebenfrau

und wurde 1890 adoptiert, d. h. offiziell zum Thronerben ernannt.

Der erste Danjüro spielte von 1673—1688; dies war wenigstens nach den damaligen Berichten seine Glanzzeit.

Berühmte Darsteller hat heute nur Tokio und Osaka, während Kyoto auf die Gastspiele angewiesen ist.

Wenn auch das japanische Theater keine höhere Mission ausübt, wie in den europäischen Kulturstaaten, und in geistiger Hinsicht mit unserem Theater gar nicht verglichen werden kann, so ist es an sich doch ungemein interessant, ja, religiöse Feste ausgenommen, bietet es die einzige Gelegenheit, altjapanische Sitten, Bräuche, Trachten und Gewohnheiten zu studieren.

Was die Bühnenlitteratur anbelangt, so sind die Kyoto-dichter Chikamatsu Monzaemon*) und Takeda Izumo die berühmtesten. Ersterer schrieb unter der Genroku-Ära (1688 bis 1703), wo er in hohem Amte lebte, aber seine Stellung, als er fürs Theater eine „Sewamono“ (Komödie) schrieb, niederlegen mußte. Diese seine erste Komödie, die erste überhaupt, die es in Japan gab, war ein Liebestück, betitelt: „Roman Gengobei“. Takeda Izumo, der berühmte Tragödiendichter, schrieb die „Siebenundvierzig Ronin“, zum Preise der Lehens-treue der Ronin gegen ihren Herrn, dessen Tod sie nach Jahren rächten, um dann, nachdem sie das Haupt des Feindes auf sein Grab gelegt, sich selbst den Tod vermitteltst Harakiri zu geben. Diese wahre, auch in einem meisterhaften Roman geschilderte Begebenheit, die sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts in Tokyo abspielte, lebt im Gedächtnisse eines jeden Japaners, und gleich Heiligen werden diese Märtyrer vom Volke verehrt; ihre Gräber in Sengakuji bei Tokyo sind stets umringt von Andächtigen, die dort Weihrauch und andere Opfer darbringen.

*) Chikamatsus berühmtestes Stück behandelt die Piratenabenteuer des Kofusen-ya, der zur Zeit Karls II. die Holländer von Formosa trieb.

Die meisten historischen Tragödien, die Ereignisse aus den Daimiokriegen, und zwar mit Vorliebe die blutigsten, behandeln und heute noch dargestellt werden, verfaßte Takeda Izumo in Gemeinschaft mit Miyoshi Shoraku und Namiky Senrin (1716—1735).

Was die Dichter Neddos anbelangt, so waren Tsuuchi Gehei und Oka Seibei, vor allen aber Tosanpachi, die berühmtesten Komödiendichter, die von 1711—1735 das Theater mit Stücken versorgten.

Vor ungefähr dreißig Jahren fing man in Osaka an, im „Nyatsuri Shibai“ (Puppentheater) statt der Marionetten kleine Mädchen agieren zu lassen. Diese wuchsen heran und so entstanden allmählich die Frauentheater, worin Frauen männliche wie weibliche Rollen darstellten. Bühnen, auf denen die Männerrollen von Schauspielern, die Weiberrollen von Frauen dargestellt werden, giebt es in Japan nicht.

Seit ein paar Jahren hat sich auch eine neue Darstellungsweise, die realistische, hervorgewagt, deren Spiel man „Katjugeki“, d. h. „lebendiges Spiel“ im Gegensatz zu dem tragischen Puppenstile nennt. Diese Theater, obwohl sie in jeder Hinsicht japanisch blieben — ich glaube, es giebt vier oder fünf — bemühen sich wirkliche Menschen darzustellen. Der geistige Urheber dieser „Soshi Shibai“, d. h. „Schauspiele junger Leute“, da die Darsteller meist Studenten sind, ist Kawakami, der längere Zeit in Paris gelebt und die dortigen Theaterverhältnisse studiert hat. Besonders das „Soshi Shibai“ Kawakamis in Tokyo findet lebhafteste Unterstützung und Teilnahme von seiten des Publikums, und so dürfte sich mit der Zeit, obwohl der Japaner in Kunstfachen außerordentlich konservativ ist, in der Darstellungsweise ein Wandel vollziehen und endlich die tragierenden Menschenpuppen verschwinden.

Auch das Publikum der japanischen Theater ist ungemein anziehend für den Fremden. Die Schaulustigen sitzen auf Matten

und haben ihr Rauchzeug, „tabaco-bon“ genannt, sowie Reissnapf und Theetopf vor sich stehen. In den vornehmeren Theatern bringen die Zuschauer nicht ihr Essen mit, auch steigen nicht in den Zwischenakten die Lebensmittelverkäufer von einer Loge in die andere, sondern alles wird von den umliegenden Theehäusern besorgt. Diese sind leider der Ruin so vieler Theater, denn sie machen den Besuch für japanische Verhältnisse so kostspielig, daß sich die meisten Leute das Vergnügen nicht oft leisten können. Es ist Stil, daß, wenn eine Familie ins Theater gehen will, sie in einem nahe gelegenen Theehause ein bis zwei Tage vorher die Anzeige macht, worauf das Theehaus für den bestimmten Tag die Loge und die Verpflegung besorgt, was für vier Personen etwa 10—12 Yen ausmacht (1 Yen ungefähr $2\frac{1}{2}$ Mark). Von diesen 12 Yen erhält aber, wenn es gut geht, das Theater höchstens zwei, alles andere fließt in die Tasche der Theehausbesitzerin (gewöhnlich einer abgetafelten Geisha, Tänzerin). Vier Yen rechnet das Theehaus für Verpflegung, dafür werden drei Mahlzeiten von 11 Uhr vormittags bis 10 Uhr abends ins Theater gebracht und während der Vorstellung verzehrt. $2-2\frac{1}{2}$ Yen fallen auf die Loge; dazu kommen Gelder für die Sitzpolster, dann „Hana“ (d. h. Blumen= resp. Trinkgeld) für die verschiedenen Mesans, die das Essen ins Theater bringen, und schließlich das Geschenk an die Theebude, das mehrere Yen beträgt und sich nach der Würde und dem Stande der Besucher richtet.

Viele der besseren japanischen Theater sind jetzt elektrisch beleuchtet; es hängen von der Decke herab oberhalb der Rampe, die etwa 1 m. höher als das Parkett liegt, drei bis vier Bogenlampen, die Bühne selbst, die weder Ober- noch Seitenbeleuchtung hat, wird je nach Bedürfnis durch Kerzen erhellt. Die Zwischenakte werden durch Zuziehen eines Vorhanges gekennzeichnet, während die Verwandlungen bei offener Scene vermittelt einer großen Drehscheibe, die das Podium bildet, stattfinden.

Dies System — man erkennt die Münchener Neuerung hier als alt wieder! — ist ungemein praktisch; es ermöglicht, während einer Scene gleichzeitig die Vorbereitungen für die nächste Verwandlung zu treffen. Ist eine Verwandlung zu Ende, so dreht sich die Scheibe und bringt die nächste Dekoration nebst den Darstellern zum Vorschein, sofern sie nicht in der vorhergehenden Scene beschäftigt waren.

Rechts und links, zu beiden Seiten der Bühne, sitzen, oftmals hinter Gitterstäben oder einem Bambusvorhange, die Musikanten (*Bidayus*) und Sänger, die die Stelle des altgriechischen Chors einnehmen. Das *Samisen* (*Guitarre*) begleitet fast unausgesetzt den Dialog der Schauspieler.

Dekorationen, d. h. gemalte Prospekte, sieht man selten; sie sind meist massiv, z. B. ein Haus, was allerdings bei einem japanischen nicht viel Schwierigkeiten erfordert, da diesem ja alle Möbel fehlen.

Seitencouliissen kennt die japanische Bühne nicht, und was nicht auf der Drehscheibe aufgebaut steht, sind *Bersahstücke*, die einfach hingestellt werden. Blumen, Sträucher, Bäume werden durch frische Zweige dargestellt, die man in Bretter steckt. Brücken, Thore, Stege sind meist plastisch, und wenn ein gemalter Prospekt vorkommt, dann werden, damit man ihn besser sieht, zahllose Lichter gleichsam aufgeklebt. So gewährt zum Beispiel eine Walddekoration für europäische Augen einen Anblick, als ob man einen mit Weihnachtslichtern besteckten Wald vor sich hätte.

Doch auch für die Ohren der Europäer bietet das japanische Theater Kuriositäten genug. Die gefürchtetste Persönlichkeit — für mich wenigstens — ist der *Hioshige-Schläger*, der auf der Bühne vor den Musikanten sitzt und ein langes Brett vor sich mit seinen viereckigen Schlaghölzern unablässig mißhandelt und so die Zeichen zu Verwandlungen und Aktschlüssen

giebt, als auch jedes Wort von Bedeutung durch seine fürchterliche nervenpeinigende Trommelei unterstützt. Bei Beginn der Liebescenen, bei Aufforderungen zum Kampfe, der oft 10 Minuten dauert — denn so ein japanischer Held übertrifft an Zähigkeit tausend Katzenleben —, hörte das Skandalmachen mit den Hioshiges gar nicht auf, und im Interesse meiner Ohren war ich immer froh, wenn der Held seinen letzten Seufzer ausgehaucht hatte.

Mit Blut wird nicht gespart; ich bin zwar in dieser Hinsicht schon an vieles gewöhnt, aber bei meinem letzten Besuch in einem Theater, in dem nur Frauen spielen, erlebte ich das Ärgste. Daß die Helden, wenn sie kämpfend abgelaufen sind, in der nächsten Verwandlung mit blutigen Köpfen und Händen auftreten und weiterfechten, das ist selbstverständlich; aber hier waren auch die Waden und Schenkel mit Blut überströmt!

Sehr nützliche und verdienstvolle, aber auch auf das Zwerchfell des Europäers erschütternd komisch wirkende Leute, sind die Kurombos (eigentlich „Neger“), eine Art Theaterinspicienten, die vermurmt, gleich Richtern der heiligen Behme, vor den Augen des Publikums hantieren, ohne daß dieses Notiz von ihnen nähme. Der Kurombo verfolgt z. B. mit einer Kerze am Ende einer langen Bambusstange einen Darsteller, der eine ergreifende Scene darzustellen hat, auf Schritt und Tritt und hält ihm das Licht unter die Nase, damit dem Publikum ja nichts vom Mienenpiel entgehe. Fällt ein Held oder stirbt eine der handelnden Personen, so ist der brave Kurombo sofort zur Stelle, der vor den Frischentseelten ein schwarzes Tuch hält, hinter dem der Tote dann auf allen Vieren von der Bühne abläuft. Ist eine männliche Liebhaberin nach einem heftigen Auftritt mit ihrem Gatten ohnmächtig geworden, so bringt der gefällige Kurombo schnell ein Schälchen Thee, das die geschwächte Dame zu sich nimmt, um gleich darauf von neuem in die tiefste

Dhnmacht zu versinken. Zuweilen sitzt der Kurombo auch vor einem Darsteller mit einer Rolle in der Hand und souffliert, oder er trägt die Schwerter gefallener Helden von der Scene oder er schleppt dem müden Darsteller einen Schemel nach. Es würde mir nicht schwer fallen, noch manch schönen sympathischen Zug vom Kurombo zu erzählen, aber ich glaube, seine Nützlichkeit und Vielseitigkeit schon zur Genüge beleuchtet zu haben.

Auf die Aufführungen werde ich zurückkommen; hier sollte nur ein kleiner Überblick über die historische Entwicklung des japanischen Theaters und einige charakteristische Erscheinungen gegeben werden.



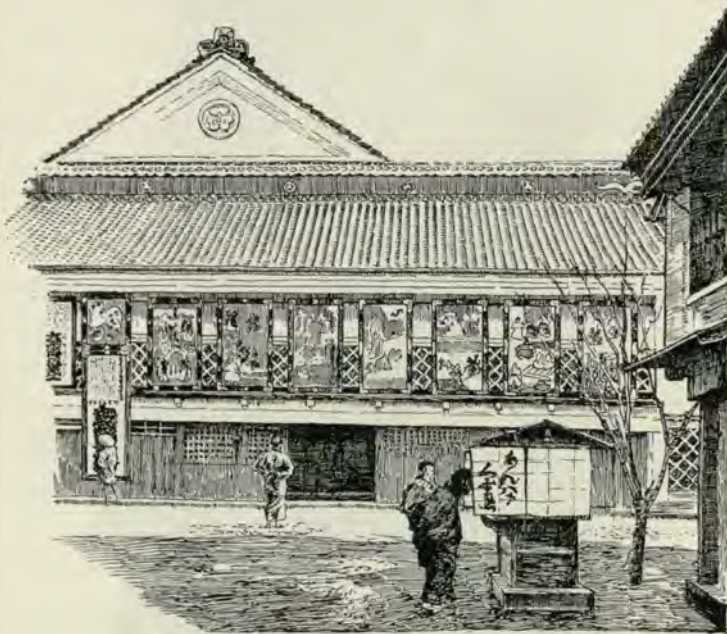
Fikusuka (2) (Japans berühmtester Darsteller weiblicher Rollen) und Danjuro (1).

Ein Besuch im Sōshitheater.

Eine Theatervorstellung in Japan ist nicht wie bei uns ein kurzes, nur einige Stunden füllendes Vergnügen, sondern erstreckt sich auf eine altgriechische Dauer. So mußte ich mich denn auch, um das Sōshitheater kennen zu lernen, dazu entschließen, ihm einen ganzen Tag zu opfern. Die Sōshitheater sind die Theater der „Jungen“, der „Realisten“, die mit der alten Tradition gebrochen und sich von dem Njatsuri-, dem Puppenkomödiensstil losgesagt haben. Begreiflicher Weise haben sie einerseits viele erbitterte Gegner, andererseits auch wieder eine große Zahl Anhänger, wie jede neue Kunstichtung in irgend einem Lande der Welt; Japan macht davon keine Ausnahme. Während meiner Anwesenheit spielte nur in Tokyo eine Sōshigejellschaft, die des Yamaguchi, der Direktor und zugleich Hauptschauspieler seiner Gesellschaft ist. Es giebt außer dieser noch zwei solcher Sōshitruppen ersten Ranges in Japan, nämlich die des Kawakami und die des Zukui.

Die Vorstellung, der ich beizuwohnen mich entschloß, wurde mir als sehr kurz bezeichnet, sie dauere nur von 10 Uhr vormittags bis 7 Uhr abends, und obgleich denn also die Gefahr vorlag, ich könnte dabei nicht auf meine Kosten kommen, so ließ ich doch mein Mittagessen in einen Korb packen und fuhr, so geschützt vor leiblicher Nothdurft, in einer Jinrikisha zum Theater „Engiza“.

Wie bei jedem japanischen Theater, so war auch bei diesem die Fassade ähnlich unseren Jahrmakktbuden mit bunten Bildern in Rahmen geschmückt, die Scenen des Stückes darstellten. Man führte mich in eine Seitenloge im ersten Range, wo ich es mir auf der ausgebreiteten Matte bequem machte, nachdem ich mir an den glühenden Kohlen des Tabakobon, das man sofort brachte,



Außenseite eines japanischen Theaters.

eine Cigarette angezündet hatte. Gespielt wurde, da man die hölzernen Seidenwände ausgehoben hatte, bei Tageslicht, wie in so manchen europäischen Sommertheatern.

Der Titel des Stückes lautete: Eine Gidayu. Bevor ich den Inhalt desselben in den Hauptzügen erzähle, möchte ich einiges über den Ursprung der Gidayu oder, wie der ältere Name lautet, Joruri, vorausschicken. Über diese musikalisch-dramatische Vortragskunst Japans giebt es verschiedene Ansichten.

Das Joruri oder Gidayu wird nach einem gewissen Rhythmus gesprochen, so daß es mit dem begleitenden Samisen harmoniert; es deckt sich ungefähr mit dem Begriff unseres Melodrams, indem das halbgesungene Wort sich der Begleitung anpaßt.



Gidayus.

Für das japanische Drama sind die Gidayus von größter Bedeutung; sie nehmen die Stellung ein, die der Chor im altgriechischen Theater vertritt, nur daß ihr Spielraum ein größerer ist. Wenn nämlich ein Schauspieler große Seelenkämpfe darzustellen hat, die nach Ansicht der Japaner nicht durch das Wort allein zur Geltung kommen können, oder wenn allgemeine Empfindungen und Reflexionen ausgedrückt werden

sollen, so werden diese innern Vorgänge durch den Zoruri verdolmetscht. Doch auch ganz unabhängig vom Theater existieren in allen größeren Städten Gidayuhäuser, die zu bestimmten Tag- und Nachtstunden geöffnet und meist sehr besucht sind. Hier werden von einem männlichen oder weiblichen Gidayu unter Samisenpiel alte Dramen vorgetragen, und zwar alle Rollen von einer Person mit den dazu gehörigen Gesängen. Der Gidayu sitzt in einem altjapanischen Ceremonienkleid auf den Matten einer kleinen Bühne, vor einem kleinen Lacktischchen, auf dem er seinen Part liegen hat. Der Samisenspieler richtet seine Begleitung ganz nach der größeren oder geringeren Bewegtheit der betreffenden Scene ein und feuert in Momenten der Leidenschaft den Vortragenden durch langgezogene *U—u—i*-rufe an. Je nachdem die Handlung von ruhiger oder leidenschaftlicher Natur ist, schlägt der Gidayu auf das vor ihm stehende Tischchen, das wie ein Lesepult eingerichtet ist, mit einem kleinen Fächer, ohne den überhaupt ein Gidayu so undenkbar ist, wie bei uns ein Kapellmeister ohne Taktstock. Der Vortragende paßt seine Stimme stets dem Charakter seiner Rolle an, und das japanische Publikum ist bei Vorstellungen gefeierter Gidayus stets so ergriffen und erschüttert wie im Schauspielhause. Auf mich und meinen Begleiter hingegen wirkte das Mienenspiel, die Art des Gesanges, das Wippen mit dem Oberkörper, das Schlagen mit dem Fächer auf das Lesepult, sowie das anfeuernde Geheul des Samisenpartners im höchsten Grade erheiternd, so daß wir Mühe hatten, nicht loszuplatzen und von den in weisevoller Stimmung daisenden Japanern als Kunstfrevler an die Luft befördert zu werden.

Die Gidayus gingen vom Puppentheater (*Njatsuri*) auf das Kabukitheater über, wo Menschen an die Stelle der Puppen traten. In alten Zeiten soll ein Puppenmacher, der zugleich Zoruri war, einem Mikado eine vortreffliche Puppe verehrt

haben, wofür ihm dieser den Ehrentitel Tayu verlieh, den damals nur Angehörige der Samurai-(Krieger-)Kaste, nie aber Kaufleute und andere geringgeschätzte Kasten tragen durften. Mit der Zeit setzten sodann alle Joruri die Bezeichnung Tayu unter ihren Namen, woraus sich später das Wort Gidayu bildete, das allmählich den älteren Namen Joruri verdrängte. Meist sind es zwar Theaterstücke, die die Gidayus zum Vortrag bringen, doch giebt es auch Dichtungen, die speziell für diese Art des Vortrages verfaßt werden. Wie die Thatsachen beweisen, kann der Gidayu unabhängig vom Theater existieren; dieses jedoch würde ohne ihn eine Haupteigentümlichkeit und Hauptzugkraft einbüßen.

Nach diesen kurzen Bemerkungen über die Gidayu im allgemeinen will ich auf das Stück gleichen Namens zurückkommen und den Inhalt in den Hauptzügen erzählen. Gleich Schillers „Kabale und Liebe“ verdankte dieses Drama seine Entstehung Tagesereignissen. Auf dem Theaterzettel, der mit Holzschnitten zu den einzelnen Szenen des Stückes reich illustriert war, stand zu lesen: „Das Stück wurde nach einer Zeitungsnotiz, die in Miako Shinbun (Name der Zeitung) stand, verfaßt.“

Eine aus vier Köpfen, nämlich einem Mann, seiner Frau, seiner Mutter und einem kleinen Sohn bestehende Familie lebte in den glücklichsten Verhältnissen. Der Mann, Tsoguchi mit Namen, war Leiter einer Musikkapelle auf einem japanischen Kriegsschiff, verliebte sich aber zu seinem Unglück in eine Gidayu, Namens Mon-Chiyo, eine ebenso leichtfertige als herzlose Person. Sie hatte schon gleich mancher europäischen Circe viele um Geld und Ehre gebracht, so auch einen jungen Mann Taguchi, der, nachdem er sein Vermögen an sie verschwendet, sich im Flusse ertränken wollte.

Eine andere Gidayu, die ebenso tugendhafte, als um die Hebung ihrer Standesehre besorgte Kiyohama, begegnete dem

tief gebeugten und verzweifelten jungen Manne im entscheidenden Augenblick, und es gelang ihrer Überredungskunst, den Lebensmut des Verzweifelten von neuem zu heben und seinen Entschluß, gewaltsam aus dem Leben zu scheiden, zu ändern. In einer großen Anrede an das Publikum drückte sodann Kiyohama ihre Entrüstung darüber aus, daß viele Gidayus darauf ausgehen, sich zu verkaufen, die Männer anzulocken und zu verderben, während sie doch von ihrer Kunst, nicht aber von der Schande leben sollten. Nun trat Mon-Chiyo — die Verworfene — auf und mußte eine große Moralpauke seitens der sittsamen Kiyohama über sich ergehen lassen, über die sie jedoch mit frivolen Bemerkungen hinwegging, die darin gipfelten, daß es ja nicht ihre, sondern der Männer eigene Schuld sei, wenn sie sich so dumm und verblendet zeigten.

Die böse Mon-Chiyo hatte nun gerade zur Zeit einen Liebhaber Koide, dem sie alles Geld, das sie aus anderen herauspreßte, zusteckte. Ihren Verführungskünsten gelang es nicht nur, den bethörten Männern sämtliches Bargeld abzunehmen, sondern sie veranlaßte sie sogar, um ihre Habgier und Verschwendungssucht zu befriedigen, sich immer tiefer in Schulden zu stürzen.

Auch der genannte Sjoguchi erlag immer mehr von den sündigen Reizen Mon-Chiyos, ja, er verlor darüber endlich ganz den Verstand, so daß er sein Weib von sich stieß, Mutter und Kind aufgab und späterhin durch schlimme Unregelmäßigkeiten um seine Stellung kam.

Mon-Chiyo hielt selbstverständlich dem Sjoguchi gegenüber das Verhältnis mit dem von ihr unterhaltenen Liebhaber geheim; sie bildete mit diesem und ihrer grenzenlos habgierigen Mutter ein Komplott, das darauf hinzielte, den bethörten Sjoguchi bis auf den letzten Tropfen auszupressen, ihm dann aber selbstverständlich den Laufpaß zu geben. Mon-Chiyos Mutter war

jedoch nicht ihre wirkliche, sondern nur ihre Adoptivmutter, wie es denn in den niederen Volksklassen Japans sehr häufig vorkommt, daß hübsche Mädchen von armen Eltern adoptiert werden und in der Musik Unterricht erhalten, um späterhin Männer anzuziehen, die dann ausgebeutet werden. So erging es auch Sjoguchi, der bald nicht nur seine eigenen, sondern auch ihm anvertraute Gelder verschwendet hatte und, als schließlich alle Quellen versiegeten, von der unerfättlichen Mutter, die ihm Mon-Chiyo zur Frau versprochen, ohne weiteres an die Luft gesetzt wird. Der so schwer Gebränkte schäumte vor Wut und sann auf Rache, und als er Mon-Chiyo begegnete, stürzte er auf sie los und schlug sie. Doch die Falsche versuchte, den Zorn des betrogenen Unglücklichen zu besänftigen, schwor ihm ewige Liebe und schmähete ihre Mutter, indem sie ihm versprach, wenn er diese getötet hätte, sofort sein Weib zu werden, denn mit ihr räume er das Hindernis hinweg, das ihr verwehre, sich ihm für immer zu verbinden. Selbstverständlich dachte Mon-Chiyo nicht daran, ihr Versprechen zu erfüllen; ihr war es nur darum zu thun, den lästigen, gefährlichen Liebhaber dadurch los zu werden, daß er den Gerichten in die Hände fiel.

Nun folgt eine fürchterliche Scene. Der vom Wahnsinn befeffene Sjoguchi stürzt nachts bei Sturm und Gewitter in das Haus der Alten und ersticht sie, während sie beim Schein eines Lichtes auf dem Boden sitzt und arbeitet. Eine grauenvolle Schlägerei zwischen dem blutüberströmten Mörder und seinem Opfer findet ihre Fortsetzung auf dem Dache des Hauses, wohin die Schwerverwundete flieht, um nochmals in ihrer Verzweiflung mit Sjoguchi zu ringen. Der Mörder rast durch die Straßen, wie von Furien getrieben; endlich macht er vor einer Gasse, die sich längs der Häuser hinzieht, Halt und wäscht darin schnell sein Messer, seine Kleider und Hände. Da kommen im stärksten Regen, mit aufgespannten Schirmen — es regnete hierbei wirklich

in Strömen vom Schnürboden auf die Bühne herab — Mon-Chiyo mit ihrem Liebhaber Koide. Sie lachen über den verblendeten Fjoguchi, freuen sich, daß er nun bald gehenkt werde und daß sie ihn dann für immer glücklich los seien, doch empfehlen sie sich gegenseitig Vorsicht an, da er noch in Freiheit sei, und falls er wüßte, daß er hintergangen worden, ihnen nach dem Leben trachten würde. Fjoguchi, der zitternd vor Schmerz und Wut dieses Zwiegespräch belauscht hat, will nach seinem Messer greifen, das er jedoch in der Aufregung nicht gleich finden kann, so daß es Mon-Chiyo und ihrem Liebhaber gelingt, zu entkommen. Fjoguchi verfolgt sie und erreicht beide in einem stillen, von Leuchtkäfern durchschwärmten Parke; doch auf die verzweiflungsvollen Hilferufe Mon-Chiyos eilen Polizisten herbei, und es erfolgt nun eine minutenlange Balgerei und Hekjagd. Dem Fjoguchi, der schon mehrmals im Begriffe stand, sich auf die treulose Mon-Chiyo zu stürzen, um sie zu töten, fällt noch im letzten Augenblick ein Polizist in den Arm. Da wirft er plötzlich sein Messer von sich, gesteht den Mord an der Alten, streckt seine Arme der Scharwache entgegen, damit man ihn fessele und der Gerechtigkeit überliefere. Gegen das Publikum gewendet, hielt er dann ungefähr folgende Rede: „Ich bin ein Mann von Satsuma*), doch bethört durch diese Elende, verlor ich Ehre, Weib, Kind und meine Stellung. So viele Männer fielen diesen gewissenlosen Dirnen schon zum Opfer, ich warne daher jeden jungen Mann vor ihnen, möge er sich an mir ein abschreckendes Beispiel nehmen.“

Hiermit war die Komödie zu Ende. Yamaguchi trat nun mit den auf der Bühne befindlichen Schauspielern an die Rampe, und indem er dem Publikum für heute Lebewohl sagte, schloß er mit einem Hoch auf die Menge, in das alle Darsteller begeistert

*) Die Männer von Satsuma sind durch ihre Tapferkeit und Ehrenhaftigkeit besonders berühmt und geachtet.

einstimmten, wobei sie jubelnd die Arme in die Luft schwenkten. Das Publikum klatschte auf das Lebhafteste in die Hände und rief im Chorus: „Yamaguchi ban-zai“, d. h. „lang lebe Yamaguchi“. So endete alles in Liebe und Güte.

* * *

Das in jeder Hinsicht moderne Drama, den Boulevarddramen nachgebildet, führte ein Stück modernen Tokyoeer Lebens vor. Alle Darsteller waren mit Ausnahme der Polizisten und Soldaten selbstverständlich japanisch gekleidet, nur trugen die Gentlemen den in Japan so beliebten und grauenvoll langweiligen chapeau melon, eine Erfindung, auf die Europa nicht stolz zu sein braucht. Echt modern-japanisch, also halb europäisch, halb amerikanisch, war in diesem Stücke eine Scene, in der verschiedene Gidayus in einem Theehause zusammenkommen. Eine Gidayu wurde von ihren Kolleginnen befragt, wieso es komme, daß sie bei dieser Hitze gar nicht schwitze, worauf die Dame antwortete, daß sie ein ausgezeichnetes Pulver gegen Transpiration kaufe, das gleichzeitig verschönere; bei dieser Gelegenheit wurde dann ein Paß Adressen, die angaben, wo man dies Mittelchen zu kaufen bekomme, vom „Hanamichi“, dem Blumensteg, ins Publikum geworfen.

Das Orchester befindet sich im Sōshitheater vorn auf der Bühne, hinter einem Bambusvorhange, wie im altjapanischen Theater. Souffleure oder „Leisefager“, um das neudeutsche Wort für diese Retter in der Not zu gebrauchen, giebt es im Sōshitheater nicht; dieses Geschäft besorgt der so vielseitige und nützliche „Kurombo“, der im altjapanischen Theater vor aller Augen ungeniert herummanipuliert. Aber das reformierte japanische Theater hat den Kurombo in Acht und Bann gethan; auch der Schläger der Hioshiges, der beim altjapanischen Theater mit seinen Klopshölzern unablässig Spel-

tafel macht, ist in seinen Kraftübungen auf ein erträgliches Maß beschränkt.

Im altjapanischen Theater existiert gewöhnlich nur ein „Hanamichi“; hier kamen zwei in Anwendung, der eine zog sich an der linken, der andere an der rechten Seite des Parquetts hin. Sonst ist im Äußeren alles, wie im altjapanischen Theater; auch hier klettern, sobald am Schlusse eines Aktes der Vorhang zugezogen wird, Neugierige von ihren Plätzen auf die Rampe, um durch die Spalten des Vorhanges, den sie auseinander ziehen, die Dinge auf der Bühne zu beobachten. Ich sandte dem Haupte dieser Söshigejellschaft, dem Yamaguchi-san meine Karte mit dem Wunsche, ihn, da ich mich für das Söshitheater sehr interessierte, kennen zu lernen. Es dauerte keine zehn Minuten, so kam er im vollen Kostüm, einer Uniform — er hatte eben seine Scene zu Ende gespielt — zu mir in die Loge. Da nun aber die Logen in japanischen Theatern nicht durch Wände voneinander getrennt sind und auch keine Vorzimmer haben, in die man sich ungestört zurückziehen könnte, so war mir der Besuch, der vor aller Augen stattfand und die ganze Aufmerksamkeit des Publikums von der Bühne ab und auf uns lenkte, höchst fatal. Ich that mein Möglichstes, ihn auf gute Weise baldigst hinaus zu complimentieren, und ersuchte ihn, mich wissen zu lassen, wann ich ihn auf der Bühne besuchen könnte. Nach einer Stunde ungefähr kam ein Diener und begleitete mich auf die Bühne zu den einen Stock höher gelegenen Garderoben, wo die Darsteller in Kostümen herumspazierten, wie sie bei uns in den Schwimmschulen getragen werden, die jedoch der herrschenden Temperatur sehr angemessen waren.

Yamaguchi, der im Stücke die Hauptrolle, den verblendeten Ehemann Isoguchi darstellte, saß am Boden und schminkte sich eben für die Episodenrolle der guten moralischen Gidayu

Kiyohama, die er auch zu spielen hatte, denn, sagte er, er mache nicht so unmoralische Experimente, wie diesen letzten Winter sein Rivale Kawakami, der versuchte, ganz gegen jedes Herkommen, die Frauenrollen von Frauen spielen zu lassen, womit er aber auch glänzend Fiasko gemacht habe. Während er so dajaß und mir erzählte, daß bei seiner Gesellschaft nur Männer



Yamaguchi.

Frauenrollen verkörpern dürften, da sonst leicht die bedenklichsten Verhältnisse daraus entstünden, schminkte er zuerst sein Gesicht, dann seine Zehen und die Füße hinauf bis zu den Fesseln. Einer seiner Schüler setzte ihm hierauf seine Frauenperrücke auf, ein anderer rieb Tusche zur Bemalung der Augenbrauen, ein dritter erhitzte Schminke über glühenden Kohlen, ein vierter schälte eine Birne, die er dem Meister überreichte. „In Europa, begann Yamaguchi abermals, „mag es ja sein, daß die Weiber die Frauenrollen besser spielen als die Männer, aber hier in Japan ist das ganz anders, denn schon seit Jahrhunderten ist dies unser Recht.“ Nun muß ich der Wahrheit gemäß gestehen, daß ich in Erscheinung und Bewegung schon verschiedene japanische Frauendarsteller so vollendet gesehen habe, daß sie in keinem Menschen Zweifel an ihrer Echtheit hervorgerufen hätten; sobald sie jedoch im Affekte sprachen, war es mit der Täuschung aus. Die Japaner merken das nicht, da die Gehörwerkzeuge bei ihnen sehr mangelhaft entwickelt zu sein scheinen, denn sonst könnten sie keine so infernalische Musik vertragen. Auf meine Aufforderung sagte Yamaguchi mir freundlichst zu, nach der Vorstellung, um 8 Uhr abends in das Hotel zu kommen, um mit mir zu dinieren. Ich empfahl mich ihm und verblieb bis zum Schlusse der Vorstellung im Theater.

Mit japanischer Unpünktlichkeit kam Yamaguchi eine halbe Stunde später in seidnem Galafimono im Hotel an; er entschuldigte sein verspätetes Erscheinen damit, daß er noch schnell in zwei Zeitungsredaktionen gefahren sei, damit morgen in den Blättern eine Notiz darüber erscheine, welche Ehre ihm widerfahren sei, von einem europäischen Kunstfreunde geladen worden zu sein. Ist das nicht unglaublich komisch für ein Land, das im Jahre 1872 zum ersten Mal eine Zeitung hat erscheinen sehen? Übrigens ging der damals ausgestreute journalistische Samen rapid auf, denn heute zählt Japan über 650 Zeitungen und Zeitschriften, ja es giebt nunmehr im ganzen Lande keine größere Eisenbahnstation, wo nicht im Wartesaale verschiedene Blätter, eingespannt wie bei uns in den Caféhäusern, zur freien Benutzung aufliegen. Die Reklame, der Schwindel in der Kunst, existiert hier bis heute noch nicht; aber wie lange wird es dauern, so wird auch Japan seine Macher und Reklamehelden haben, die jeden Augenblick ihres Lebens, aus dem sie nicht eine brauchbare Zeitungsnotiz münzen können, für einen verlorenen halten. Auch mein Yamaguchi-san hat, so scheint es mir, recht viel Anlage dazu, ein japanischer Kunstschwindler nach europäisch-amerikanischem Zuschnitt zu werden. Er ist ein Mann von 33 Jahren mit großen schwarzen, ausdrucksvollen Augen in einem hübschen, nichtjapanischen Gesicht; an seinem Kopfe finde ich überhaupt nur die steifen, schwarzen, borstenartigen Haare japanisch. Zwei Jahre spielte er im altjapanischen Matsuritheater, dann schloß er sich der zwei Jahre bereits bestehenden realistischen Richtung an und gründete eine Sôshi-gesellschaft.

Die Theaterverhältnisse Japans erinnern vielfach an die alte Prinzipalwirtschaft, wo eine Theatertruppe eine Familie bildete. So wohnen Yamaguchis Mitglieder alle mit ihm in seinem Hause, bekommen jährlich drei Kimonos und haben das

ganze Jahr, ob gespielt wird, oder nicht, freie Station. Gewöhnlich haben in Japan die Schauspieler bloß einen fixen Gehalt; Yamaguchi bezahlt jedoch seinen Mitgliedern eine geringere Gage, beteiligt sie aber am Gewinn. Er hat einen Sekretär für seine geschäftlichen Angelegenheiten, die Mitglieder ihren eigenen. Er wacht streng über seine Schüler, beobachtet sie scharf und korrigiert Fehler und Irrtümer, die bei ihrem Spiel unterlaufen; aber es scheint, daß sich hierauf auch der ganze sogenannte Unterricht beschränkt. Gewöhnlich wird in einer Stadt ein Zyklus von 20—23 Vorstellungen gegeben. Er pflegt daher mit den Theatereigentümern folgende Abmachungen zu treffen: Von der Bruttoeinnahme werden die Kosten für Beleuchtung, technisches Personal, Wächter u. s. w. abgezogen, hierauf wird die übrigbleibende Summe in zwei gleiche Hälften geteilt. Yamaguchi muß von seiner Hälfte alle Darsteller bezahlen, während der Theatereigentümer von der anderen, ihm zufallenden Hälfte alle Kostüme, Dekorationen und die Musiker bestreiten muß. Die neu aufzuführenden Stücke, wofür der Dichter ein für allemal 100—300 Yen bezahlt erhält, müssen beim Sôshitheater mindestens 4 Wochen vor der Aufführung eingereicht werden, denn die Zensurbehörde ist sehr streng und wachsam den Sôshitheatern gegenüber, da in diesen Stücken oftmals soziale und politische Tagesfragen delikater Natur auf die Bühne kommen. Es dauert daher ungefähr 2 Wochen, bis ein Stück die verschiedenen Instanzen passiert hat. Stücke, die in anderen, altjapanischen Theatern zur Aufführung gelangt sind, werden von der Zensurbehörde spätestens innerhalb dreier Tage erledigt. Kontrakte zwischen Yamaguchi und seinen Mitgliedern giebt es nicht; dies ist seiner Meinung nach auch nicht notwendig.

Sein besonderer Stolz ist, daß all seine Stücke eine moralische Tendenz verfolgen, was beim altjapanischen Theater

bekanntlich nicht der Fall ist. Im Sôshitheater kommt eben europäische Denkweise, auf japanische Verhältnisse übertragen, zum Ausdruck.

Yamaguchi spielt gewöhnlich acht Monate im Jahr; er ist entschieden ein sehr talentvoller, guter Schauspieler, wenn er auch in der Darstellung leidenschaftlicher Scenen in einer, europäischem Empfinden nach, lächerlichen Weise übertreibt. Der Japaner empfindet nun aber einmal ganz anders als der Europäer; er ist ein anderer Mensch, er lacht, er weint anders, er hat eine andere Ausdrucksweise seiner seelischen Empfindungen und mag daher auch Yamaguchis leidenschaftliche Scenen mit Recht natürlich und meisterhaft finden.

Eine Eigentümlichkeit des japanischen Theaters ist, daß das feinere Publikum die Premieren prinzipiell meidet, da der Besuch derselben als unfein gilt. Premieren finden daher auch zu halben Preisen statt, um ein möglichst großes Publikum heranzuziehen, das dann für die Novität Reklame machen soll. Auch die letzte Vorstellung eines Stückes wird stets zu halben Preisen gegeben; dies jedoch aus dem Grunde, weil die Darsteller dann nie mehr mit Ernst bei der Sache sind und oft den größten Uff treiben.

Als ich mit einem Freunde und Yamaguchi nach dem Diner rauchend in meinem Zimmer saß, machte ersterer eine vortreffliche Porträtskizze Yamaguchis, dessen Augen vor Vergnügen leuchteten, als er sein fertiges, wohl gelungenes Conterfei erblickte; er stieß unartikulierte Laute aus und rutschte, in seine Hände klatschend, ungeduldig auf dem Fauteuil umher. Plötzlich sprang er auf, zog meinen Dolmetsch in eine Ecke des Zimmers und flüsterte ihm etwas ins Ohr; es war unschwer zu erraten, was. Er wollte eine Kopie der Skizze haben, und als ihm dies zugesagt wurde, kannte seine Freude keine Grenzen mehr. Er ergriff den auf dem Tische liegenden illustrierten Theaterzettel

und erklärte uns, daß es einen großartigen Effekt und unglaubliches Aufsehen machen würde, wenn er dies sein vortreffliches Porträt inmitten des Programmes drucken ließe und wenn darunter geschrieben stände, daß es von einem berühmten europäischen Künstler gezeichnet sei. Und dann — dabei lachte er, daß die Wände zitterten — wie werden meine Rivalen sich darüber ärgern, wenn sie das sehen! Der berühmte Ausspruch des Kladderadatsch: „Die größte Freude ist und bleibt die Schadenfreude“ scheint sich auch im Lande des Sonnenaufganges zu bewahrheiten.



„Ishinotami.“

Ein historisches Schauspiel in 5 Akten.

Das Drama „Ishinotami“, das ich im Meji=Sa-Theater sah, spielt zur Zeit der Kämpfe der beiden mächtigen Adels-geschlechter Minamoto und Taira, die beide schon lange das Land beherrschten, in der Zeit von 1156—1185 miteinander um die Oberherrschaft des Landes rangen und bei Ishinotami die Entscheidungsschlacht schlugen.

Es war damals eine Zeit des wildesten Kampfes. Ab-stoßende, schaurige Gewaltakte wechselten mit Thaten eines glänzenden Heroismus, die von einer Selbstverleugnung und Aufopferung der Vasallen für ihre Feudalherren zeugten, uns modernen Menschen einer westlichen Kultur schier unfaßbar, aber altgermanischer Art verwandt. Befremdet uns doch schon eine dichterische Gestalt wie Grillparzers „treuer Diener seines Herrn“, der Statthalter Bankban! Doch was dieser ertrug, wird weit übertroffen von dem Opfer, das Kumagae in dem genannten Schauspiel „Ishinotami“ für seinen Herrn vollbringt.

Personenverzeichnis.

Atsumori Taira, Erbe des Fürstenhauses Taira.

Atsumoris Mutter.

Kagekiyo, Anhänger der Taira, als Bettler verkleidet.

Yoshitjune, Feldherr der Minamoto.

Kumagae, Hauptvasall der Minamoto.

Kumagaes Gattin.

Kojiro, deren Sohn.

Tamaori Tokitada, Tochter eines Anhängers der Minamoto, Atsumoris Braut.

Otachi Genban, Abgesandter von Tamaoris Vater.

Kunitoshi, Anhänger der Minamoto, als Komuso verkleidet.

Hirayama, Anhänger der Minamoto.

Der erste Aufzug spielt im Hause Atsumori Tairas, des Erben des Fürstenhauses Taira, der mit der Tochter eines Anhängers der Gegner seines Hauses verlobt ist. Da ihr Vater eine solche Verbindung nicht zugiebt, weilt Tamaori flüchtig im Hause ihres Bräutigams, wo nun Otachi Genban, ein Abgesandter des Vaters, des Minamoto-Basallen Tokitada, auftritt. Sie erbebt bei seinem Anblick und rutscht auf den Knien in einen Winkel des Raumes.

„Tamaori“, spricht Otachi, „mein Gebieter Tokitada, dein Vater, sendet mich, um dich zu ihm zurückzuführen, denn Atsumori und mit ihm das ganze Haus der Taira, unsere gehaßten Feinde, werden untergehen. Komm, folge mir, eh' es zu spät ist!“

In einem leidenschaftlichen Zwiegespräch weist das Mädchen entrüstet dies Ansinnen zurück. „Nichts auf Erden kann mich bewegen, meinen geliebten Atsumori zu verlassen. Mein Los ist unzertrennlich mit dem seinen verknüpft. Hat es das Schicksal beschlossen, daß sein und seines Hauses Stern erblasse, so will auch ich mit ihm enden, denn im Leben und im Tode gehöre ich zu ihm.“

Ob dieses unerwarteten Widerstandes gerät der Bote in Wut, umschlingt Tamaori und ruft: „Rasende! Wenn du nicht den Bitten und der Vernunft Gehör schenkst, so werde ich dich

zu deinem Glück mit Gewalt von hinnen führen und so die Schmach von dem Haupt meines Herrn abwenden.“ Verzweifelt ringt Tamaori mit ihrem Gegner, reißt ein Schwert aus seinem Gürtel und tötet ihn.

Schon während des Kampfes ist die Mutter ihres Liebsten eingetreten. Ihre Fragen beantwortet Tamaori kniefällig und schwört wiederum, daß sie lieber jeden Tod erleiden, als Atsumori verlassen wolle.

Die Mutter, die bisher einer Schwiegertochter aus dem feindlichen Lager abhold gegenübergestanden hatte, wird durch so viel Liebe gerührt, und als ihr Sohn heimkehrt, vollzieht sie sofort die Hochzeitsceremonie.

Unerwartete Hiobsposten aber rufen Atsumori alsbald ins Feld; mit einem Speer bewaffnet, folgt ihm sein getreues Weib.

Zweiter Aufzug. Die Scene stellt eine gebirgige Winterlandschaft dar. Auf einem Plateau, zu dem mehrere Wege hinanführen, sitzen ein Komuso (Pilger) und ein Bettler rauchend und sich wärmend an einem Reisigfeuer. (Den Bettler gab Japans gefeiertster Mime, Danjuro, den Komuso der ebenfalls hochberühmte Sedanji.) Beide reisen verkleidet als Spione ihrer Parteien. Instinktiv wittert jeder in dem anderen einen Feind und giebt sich als Anhänger der Gegenpartei aus. Der Bettler beginnt, scheinbar harmlos, folgendes Gespräch: „He Kamerad, es trifft



Danjuro.

sich doch wirklich schön, daß wir uns in dieser lieblichen Mondnacht zusammenfinden und sie in angenehmem Geplauder verbringen können.“ Beide kommen alsbald auf die das ganze Land durchwühlenden Kämpfe der Minamoto und Taira zu sprechen und suchen einander lügenhaft hinter's Licht zu führen und auszuholen.

In dem Augenblick, als der Bettler behauptet, ein den Minamoto bis in den Tod ergebener Anhänger zu sein, der Komuso hingegen versichert, er schwöre zu den Taira, treten kämpfend Tamaori, Atsumoris Weib, und ein Mann auf. Sobald der Bettler das Weib des Tairaerben in Gefahr erblickt, stürzt er auf ihren Gegner und entwindet ihm den Speer. Die gerettete Tamaori eilt auf der anderen Seite ab, um zu ihren Anhängern zu stoßen.

So haben sich die beiden verkleideten Spione gegenseitig verraten. Als nun wieder Ruhe auf dem Plateau herrscht, tritt der Bettler das allmählich verglimmende Feuer aus und rät zum Aufbruch, da die Nacht zu kalt und windig für längeren Aufenthalt sei. Mit diesen Worten will er aufbrechen, als ihm der Komuso zuruft: „Kagekiyo, warte doch ein wenig; meinst du etwa, ich kannte dich nicht, der du als Bettler verkleidet umherziehst, um unseren Meister und Gebieter Josphitjune*) bei passender Gelegenheit zu ermorden? Ich aber, Schurke, damit du es wissest, bin Kunitoshi, Josphitjunes Getreuer, und fordere dich, wenn du Mut hast, hiermit zum Zweikampf heraus.“

Ohne Zögern erwidert hierauf der Taira-Vasall: „Du irrst dich nicht, Prahler, denn ich bin wahrlich Kagekiyo und möchte in dieser Verkleidung eine Gelegenheit erspähen, um den verhassten Josphitjune zu töten. Doch vorerst, Glender, will ich dein Haupt vom Kumpfe trennen.“

Es folgte dieser packenden und meisterhaft gespielten Scene ein verzweifelter Kampf, in dem Kagekiyo fiel.

Dritter Aufzug. Ein Feld vor dem besetzten Lagerplatz der Taira. (Danjuro spielte von nun an die Rolle des Kumagae, eines der Hauptvasallen der Minamoto.)

*) Josphitjune war Feldherr der Minamoto und Halbbruder Joritomo's, ihres Oberhauptes.

Kumagaes jugendlicher, thatendurstiger Sohn Kojiro, der sich die ersten Sporen verdienen will, tritt mit Hirayama, einem Anhänger der Minamoto, auf. Er ladet diesen ein, mit ihm den eingefriedeten Lagerplatz der Taira zu betreten, um Zeuge seines ersten Waffenganges zu sein. Kojiro schlägt mit dem Schwert an das Thor und bittet die Wache um Einlaß und sendet seine Herausforderung ins Lager. Diese wird angenommen, das Thor geöffnet, Kojiro verschwindet mit Hirayama dahinter. Wüster Kampflärm und Waffengeklirr erschallt, als Kumagae, bereits von der Tollkühnheit seines Sohnes unterrichtet, zur Rettung herbeistürzt. Siegreich führt er nach einer Weile Kojiro durchs Thor.

Diese Nacht bricht herein, und Ruhe herrscht alsbald. Kumagae und Kojiro lassen sich erschöpft auf dem Platz vor dem Lager nieder. Man bringt den von den Minamotos verwundeten Atsumori, den Erben Tairas, einen zarten Jüngling in prächtiger Rüstung, der dem Kojiro zum Verwechseln ähnlich sieht.

Der Feldherr Yoshitune läßt überall verkündigen, man werde den hohen Gefangenen töten und so dem hartnäckigen Krieg der Vasallen Tairas ein Ziel setzen. Dies Gerücht soll Taira zu Ohren kommen und die Gegner irre leiten, denn in Wirklichkeit hat es Yoshitune ganz anders beschlossen.

Im Drama ist Atsumori, gegen die Geschichte, der Sohn des Kaisers Goshiratawa und einer Hofdame. Als diese sich Mutter fühlte, mußte sie Tsunemori heiraten, der dann den Nichteingeweihten für Atsumoris Vater galt. Nun soll nach echt japanischer Anschauung verhütet werden, daß kaiserliches und somit göttliches Blut vergossen werde: stammt doch der Kaiser von der Sonnengöttin Amaterasu. Kumagae erhält daher von seinem Feldherrn den Auftrag, statt des Atsumori seinen eigenen diesem zum Verwechseln ähnlichen Sohn Kojiro zu töten. Jeder-

mann im Lager werde das Haupt des verhassten Erbfeindes zu erblicken wännen. Atsumori aber müsse heimlich in ein abgelegenes Kloster gebracht und in strenger Hut für immer unschädlich gemacht werden.

Als nun Kumagae mit Atsumori und Kojiro allein zurückbleibt, befiehlt er ihnen, ihre Kleider zu vertauschen, und übergibt dann dem zurückgerufenen Hirayama den in Kojiros Gewand steckenden Atsumori mit der Weisung: „Hirayama, dir vertraue ich mein Liebstes, meinen Stolz, meinen Sohn Kojiro an, der heute seinen ersten Waffengang glorreich bestanden hat. Führe ihn heim und sieh zu, daß seine Wunden in guter Pflege bald heilen. Im guten Glauben geleitet Hirayama den Erben Tairas nach Kumagaes Haus.

Eine lange Pause. Unheimliches Schweigen herrscht auf der Bühne, als Kumagae mit Kojiro allein bleibt, der ihn fassungslos anstarrt und vergeblich in seines Vaters Mienen eine Lösung des rätselhaften Vorganges zu lesen sucht. Wie zerstückt sinkt Kumagae auf einen Felsblock nieder und bricht in krampfhaftes Schluchzen aus. Kojiro, in Atsumoris Rüstung, beschwört ihn kniefällig um Enthüllung dieser Schmerzen.

Mit thränenersüchtigter Stimme spricht Kumagae zitternd: „Deinetwillen, mein heißgeliebter Sohn, vergieße ich diese Zähren, denn morgen mußt du sterben, und zwar durch deinen Vater selbst.“ Ein verzweifelter Schrei entringt sich Kojiros Brust, der mit schreckgelähmten Gliedern dasteht.

Nun folgt eine hochdramatische Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, darin gipfelnd, daß Kojiro sich glücklich preist, für das Heil und die Ehre der Minamoto sterben zu dürfen und ruhmvoll zu enden, aber den Vater beklagt, der seinetwillen leiden müsse.

Gramgebeugt schleicht Kumagae, auf Kojiro gestützt, von der Bühne, die nur einen Augenblick leer bleibt. Da erschallen

Klagerufe. Mühsam schleppt sich die in der Schlacht verwundete treue Tamaori zu einem Stein, vergeblich nach ihrem geliebten Gatten Atsumori rufend. Hirayama, der sie leidenschaftlich liebt, findet sie und sagt ihr, sie solle das Gejammer um den Gemahl stillen: der sei gefangen und müsse morgen sterben; drum sei es viel klüger, sich an die Lebenden zu halten. Er bietet ihr Schutz und Hand an, sucht die empört seine Zudringlichkeiten Abwehrende endlich mit Gewalt an sich zu reißen, und als ihn Tamaori nun erdolchen will, streckt er sie mit dem Schwerte nieder. Im Glauben, sie sei tot, verläßt er den Schauplatz.

Auch diese mit großer sinnlicher Kraft und Leidenschaft gespielte Scene wirkte überwältigend.

Vierter Aufzug. Im Vordergrunde der Strand, hinten die offene See.

Beim Aufrollen des Vorhanges geht die Sonne im Meer unter. Finstere Nacht bricht herein. Kojiro kommt in Atsumoris Rüstung zu Pferde angesprengt. Er reitet in die See, scheinbar um ein weit draußen liegendes Boot zur Flucht zu erreichen; eine mit dem Vater verabredete Einleitung. Kojiro reitet denn auch alsbald herbei und folgt dem Fliehenden in die Flut nach.

„Ha, Schurke, Feigling,“ ruft er ihm zu, „ist das der Mut der Taira, statt kämpfend dem Gegner ins Angesicht zu sehen, ihm den Rücken zu kehren! Steh, Memme!“

Der falsche Atsumori wendet nun sein Roß und ruft: „Eitler Prahler! Büße die freche Kampflust mit deinem elenden Leben, du Sklave der verhaßten Minamoto!“

*) Jedes Pferd wurde von zwei Kulis dargestellt, ähnlich wie bei uns von den Klowns im Zirkus, natürlich ohne scherzhafte Extempores. Nach Überwindung des ersten komischen Eindrucks mußte man zugeben, daß die Bewegungen, so namentlich das Aufbäumen, sehr geschickt nachgeahmt wurden.

Von einem Felsen (auf dem Hanamichi, dem sogenannten Blumenpfade aufgebaut) sehen viele Minamotos mit Spannung dem Kampfe zu, indem sie dem Kumagae anfeuernde Worte zuzurufen. Von dem stärkeren Kumagae gegen das Ufer getrieben, ergiebt sich der Jüngling seinem Gegner.

Zubelnd enteilen nun die Zeugen, um die frohe Kunde dem Feldherrn zu bringen und im ganzen Lager zu verbreiten. Der Vater aber nimmt in furchtbarem Seelenkampfe vom Sohn Abschied und fleht um den Beistand der Götter für die unmenschliche That. Wüstes, ungeduldiges Geschrei vom Felsen herab unterbricht ihn; denn Hirayama und die früheren Zuschauer des Kampfes sind erstaunt, Atsumori noch lebend zu finden.

„Was säumst du,“ ruft Hirayama drohend, „den Erbfeind zu töten? Willst du zum Verräter an uns werden, das Vertrauen unseres erhabenen Feldherrn so schmählich täuschen? Warte, wir kommen herab, wenn du zögerst, denn uns ist es eine Lust, ihn zu erschlagen!“

Außer sich vor Verzweiflung ruft Kumagae mit donnernder Stimme: „Bleibt, wo ihr seid, und wagt es nicht, mich weiter zu schmähern, denn sonst, bei den Göttern, sollt ihr es bereuen! Mein ist Atsumori, und nur durch meine Hand soll er sterben!“ „Kniee nieder, Sohn,“ flüsterte nun Kumagae Kojiro zu, „es muß sein, bete, sei stark, denn nun gilt's zu sterben.“ Kojiro entblößt hierauf eilig seinen Hals und kniet betend nieder. Auch Kumagae betet, doch seinen zitternden Händen entfällt das Schwert. Vom Fels herab ertönen von neuem drohend wilde Schmährufe. Da springt Kumagae wie ein wütendes Raubtier auf und erschlägt seinen Sohn.

Während unter wildem Triumphgeheul Hirayama und die anderen forteilen, um das Ende des Erben ihres Todfeindes auszurufen, bricht Kumagae mit einem furchtbaren Aufschrei bewußtlos neben der Leiche seines Sohnes zusammen. Unter

dem Geheul eines Sturmes läßt er dann der väterlichen Totenklage freien Lauf, trennt das Haupt vom Rumpfe und übergiebt diesen dem Meere. Das Haupt des geliebten Sohnes im Mantel bergend, setzt er sich auf einen Felsblock, wo er gleich einem Standbild des Schmerzes mit tief gesenktem Antlitz, die Hände krampfhaft im Schoß gefaltet, bewegungslos ruht.

Der Chor leibt in einem Trauergesange dem Jammer des Vaters und der Größe seines Opfers berebten Ausdruck.

Da hört man durch die dunkle Nacht ein Wimmern und Ächzen: „Atsumori, Atsumori!“ Die schwerverwundete Tamaori schleppt sich mühsam zu Kumagae hin: „Mann, seid barmherzig mit mir Armen und gebt mir, wenn ihr könnt, Kunde von meinem Atsumori!“ Als keine Antwort erfolgt, rüttelt sie in ihrer Seelenangst den wie versteinert Dastehenden: „Könnt Ihr mir denn keine Kunde geben, was mit Atsumori geschehen ist?“ Ein Schauer durchzittert Kumagae, und das Weib zu seinen Füßen anstarrend, raunt er heiser: „Was mit Atsumori geschah, willst du wissen?“ Stumm nickt Tamaori. „So sieh!“ spricht er, und indem er seinen Mantel zurückschlägt, hält er ihr das Haupt seines Sohnes hin, das sie für das Atsumoris hält. Bei diesem Anblick stürzt sie mit einem markerschütternden Aufschrei rücklings zu Boden und reißt dann, aus der Ohnmacht erwacht, den Verband von ihrer Stirn: „Dir zu folgen, Atsumori, heißt Pflicht und Wunsch des Weibes, das nur mit dir leben kann und mag!“

Nachdem Kumagae das Haupt seines Einzigen wieder in seinen Mantel geborgen hat, drückt er die verhüllte Bürde liebesosend ans Herz und ruft: „Komm nun, Geliebter, komm, laß uns heimwärts ziehen!“

Unter furchtbarem Brausen des Sturmes, der wie eine Symphonie des Schmerzes, wie ein Wehklagen der Natur erkönte, schloß sich der Vorhang.

Fünfter Aufzug. Kumagae's Haus.

Ceremoniell erscheinen der Feldherr Yoshitsune und drei Vasallen des Hauses Minamoto, um das vermeinte Haupt des Atsumori in Empfang zu nehmen.

Als Kumagae den Kopf zeigt, erbebt Yoshitsune zunächst; dann ruft er mit geheucheltem Triumphgefühl: „Fürwahr, dies ist Atsumori, der Erbe unseres unveröhnlichen Feindes. O welches Glück! Fortan wird Minamotos Haus ungeschädet blühen!“ Hierauf preist er Kumagae's Heldenmut, seine Vasallentreue, seine Verdienste ums Vaterland.

Schluchzend ist inzwischen Kumagae's Weib aufgetreten. Beim Anblick des Hauptes verliert sie alle Fassung. Ihr Gatte zieht sie beiseit und beschwört sie, sich vor den anderen zu beherrschen, da sonst kein übermenschliches Opfer für die Größe und das Wohl des Hauses Minamoto unnütz sei. Die arme Frau läßt sich willenlos hinausführen.

Nach einer kurzen Weile kehrt Kumagae mit kahlgeschorenem Kopf zurück, fällt zu des Feldherrn Füßen und bittet um seinen Abschied, da er den Rest seines Lebens mit Kojiro in einem buddhistischen Kloster verbüßen wolle. Auf einen Wink Yoshitsunes entfernen sich die Mannen. Tief bewegt hält er dann folgende Anrede: „O du edler, getreuer Kumagae! Größeres, als du für deinen Herrn und seines Hauses Ruhm gethan, vollbrachte noch nie ein Vasall. Mögest du dereinst in einer anderen Welt den Lohn finden, der solcher That gebührt. Leb wohl, du Wackerer! Nimm das Bewußtsein mit dir, daß Minamotos Haus auf ewig dein Schuldner bleibt. Leb wohl!“

Nach feierlich wehmütigem Abschied schreitet Kumagae, auf Atsumori gestützt, dem Ausgang zu. Bewegungslos sieht ihm Yoshitsune nach. Dann ruft er, den Kopf Kojiros emporhebend, laut: „Kumagae, sieh ihn dir noch einmal an, der dir das Liebste auf der Welt gewesen!“ Mit einem Aufschrei verbirgt

Kumagae das Gesicht in seine Hände und stöhnt: „O Götter, gebt mir Kraft, dies Leben und das Gefühl meiner Schuld zu tragen. Was ich mich zu thun vermaß, fordert die Kraft eines Gottes.“

Tiefbewegt und zärtlich besorgt hilft ihm Atsumori: „Kommt, Vater, laßt mich Unglücklichen Euch, dem ich das Leben gegen meinen Willen danke, mich, für den ein Besserer schuldlos sterben mußte, als Stütze für das Leben dienen. Gleich Euch weih' ich den Rest meines Lebens der Buße, dem Dienste der Götter. Kommt, teurer Vater, ich geleite Euch!“

Während Kumagae unverwandt rückwärts nach seines Sohnes Haupte blickt, führt ihn Atsumori langsam ab.

* * *

Das Schauspielhaus Meijiza, worin diese glänzend und historisch treu ausgestattete Aufführung stattfand, besteht erst seit zwei Jahren; das schönste in Tokyo, doch nicht etwa ein Prachtgebäude im Stile der Wiener oder Pariser Oper; vielmehr ein Holzbau wie alle japanischen Theater, wenn es sich auch durch größere Eleganz und elektrische Beleuchtung auszeichnet.

Um die Schaulust der Vorübergehenden zu reizen, waren nach allgemeinem Brauch die Hauptscenen des Stückes in einer Reihe von Bildern auf der ganzen Breite der Fassade aufgehängt. In dem Cyklus von 33 Vorstellungen dieses so populären Dramas „Tshinotami“ herrschte ein solcher Zubrang, daß das Theater stets schon acht Tage vor jeder Vorstellung ganz ausverkauft war.

Denn nicht nur Meister Danjuro trat auf, sondern auch der kaum minder gefeierte Sedanji, und der als Darsteller von Frauenrollen hochgeschätzte Shucho spielte Kumagaes Weib. Ein solches Zusammenwirken dreier „Stars“ ist in Japan etwas ganz Ungewöhnliches.

In den Zwischenakten wandelte das Publikum in gedeckten bazarartigen Gängen, wo Kopfpuz für die kleinen Musmes (Mädchen), Haarnadeln in Blumen- und Schmetterlingsform, Theaterstücke, Photographieen und Holzschnitte sowie Seidentüchlein mit aufgedruckten Bildnissen der beliebten Künstler feilgeboten wurden. Auch ein kleiner Garten mit Theelauben und dem obligaten Teich fehlte nicht, und es war allerliebste zu sehen, wie die putzigen Musmes in Festkleidern die großen Goldfische fütterten. — Doch nicht das bunte Leben und Treiben in den „Foyers“ und vor dem Hause will ich schildern, sondern in den Theaterraum zurückkehren, um noch einige Einrichtungen zu erwähnen.

Im Meijiza befand sich das Orchester und der Chor, wie fast überall, links vom Zuschauerraum, dem Publikum durch Matten verborgen; aus Samisen-, Koto-, Tsutsumi- und Flötenspielern zusammengesetzt. Gegenüber auf der rechten Seite, ebenfalls hinter einem Vorhang, standen in einer Art Prosceniumsloge die Gidayus, die Sänger. Von den raschen Verwandlungen und Überleitungen in die neue Aktion hinein mittelst der, von dem Münchener Theatertechniker Lautenschläger nachgeahmten, Drehscheibe war schon die Rede.

Für die japanischen Kinder sind die Zwischenakte stets eine große Erholung. Da dürfen sie sich ungeniert im Zuschauerraum herumwalgen; sie jagen einander auf dem Hanamichi, hüpfen auf der Bühnenrampe umher und lüften nach Belieben den Vorhang, um ihre Neugier zu befriedigen.

Im Meijiza wurden während jeder Pause mehrmals die Vorhänge gewechselt, denn es ist in Japan üblich, daß Vorhänge den Theatern teils von kunstsinigen Vereinen oder Städten, teils von spekulativen Geschäftsleuten zu Reklamezwecken (wie in minder vornehmen Häusern Europas), oder endlich von begeisterten Verehrern einzelner Künstler gewidmet werden.

Oben in der rechten Ecke des Vorhangs ist stets das pfeilartige Nashi gestickt oder gemalt, das ihn als Geschenk kennzeichnet. Falls der Vorhang einem Künstler gestiftet ist — wie der am Schlusse des zweiten Aktes von „Ishinotami“ vorgezogene dem jugendlichen Liebhaber Yonezo, dem Darsteller des Kojiro und des Atsumori —, so sieht man seine Hauptrollen aufgestickt. Sehr schön war ein von der Stadt Yokkaichi beschertter Vorhang im dritten Akt; der wertvollste jedoch, ein wunderschöner blau-seidener, mit einer überlebensgroßen weiblichen Figur, das Geschenk der Weber Tokyos.

Bevor der Vorhang zum zweiten Akt sich teilte, traten ein Gidayu und ein Samisenspieler, beide als Künstler hochberühmt, vor die Rampe. Der Gidayu sang und recitierte Verse mit Bezug auf die nächste Scene, worin der große Danjüro als Bettler erscheinen sollte. Wie mir versichert wurde, ist derlei sonst nicht üblich. Da aber Danjüro in diesem Stück zum erstenmal diese Bühne betrat, wollte der spekulative Theaterunternehmer die Spannung des Publikums möglichst hoch steigern. Ob diese Idee nicht auch in Europa wandernden Virtuosen und Theaterunternehmern mit elastischem Gewissen zu empfehlen wäre?

* * *

Wie im altgriechischen Theater den Tragödien ein heiteres Satyrspiel folgte, so auch heute noch in Japan. Zuvor aber spielte sich ein originelles Ereignis auf der Bühne ab: die Künstlertaufe von Gonjuro junior. Der Vorhang teilte sich, und es erschienen Gonjuro Vater, ein vortrefflicher Schauspieler und Schüler des großen Danjüro, sein Sohn, ein Bürschchen von etwa dreizehn Jahren, Danjüro selbst, sowie zwei andere Schauspieler. Zur üblichen Begrüßung berührten sämtliche Mimen mit der Stirn den Boden, worauf Danjüro ungefähr also anhub:

„Ich habe das Vergnügen, den verehrten Zuschauern einen kleinen Jungen vorzustellen. Er ist der Sohn und Erbe meines Schülers Gonjuro, und ich wünsche lebhaft, das Publikum möge diesem Knaben hold sein, der berufen ist, seines Vaters Nachfolger zu werden.“

Hierauf ergriff Gonjuro senior das Wort:

„Verehrte Anwesende. Nur wenig will ich den Worten meines verehrten Meisters beifügen, der Ihnen bereits gütigst meinen Sohn vorgestellt hat. Zweifellos wird er gleich mir ein Ihrer Nachsicht bedürftiger Künstler werden; lassen Sie ihm diese, wie bisher mir, in vollem Maße zu teil werden.“ Eine letzte tiefe Verbeugung beschloß die Weihe.

Nun folgte ein Schwank: „Djakazuki Shusen Tjuwams“, d. h. „Ein feuchtes Turnier zwischen zwei Trinkern“.

Erster Aufzug. Schauplatz: Das Innere des Hauses eines niederen Samurai (Kriegers).

Drei bis vier Personen sitzen auf den Matten und plaudern. Nach einer kleinen Weile taumelt ein stark angeheiteter Kneipbruder herein und wirft sich der Länge nach auf den Boden. Die Hausgenossen raten ihm zur Mäßigkeit, denn ohne seine Trunkenheit würde er als ebenso tapferer wie geschickter Fechter leicht aufrücken. In einer humoristischen Rede versetzt der feuchtfrohliche Krieger, daß er nie aufhören könne zu trinken, da sein Durst nie ende, und daß nur das Zechen sein Lebenszweck, er auch zu nichts anderem gut sei. „Darum trink' ich und kümmer mich den Teufel um alles andere, und saufe drauf los, wo und wann ich etwas Feuchtes finde!“

Die Thür öffnet sich, und herein tritt ein vornehmer Samurai, der sich zu der Gesellschaft setzt und im Verlaufe des Gesprächs den Trunkenbold fragt, welches Quantum er denn eigentlich vertragen könne? Darauf müsse er, antwortet dieser, ihm die Antwort schuldig bleiben, denn bisher habe er

noch niemals genug gehabt. Nun läßt der Herr den Weinschweig ein ihm zu einer unerschöpflichen Sakequelle zu folgen, und der von dieser Aussicht Entzückte erhält auf den Gang gute Kleider sowie ein kostbares Schwert. Der vornehme Samurai ist ein Vasall des Daimio Saito und soll einen starken Zecher als Kneipumpen für die Gäste seines mächtigen Gebieters aufreiben; vor allem um einen Gast, das berühmte Kneipgenie Yuino Ramon, unter den Tisch zu trinken.

Zweiter Akt. Schauplatz: Ein Festgemach am Hofe des Daimio Saito.

Der Daimio sitzt umringt von jungen Edlen, die nach dem Brauch früherer Jahrhunderte, wie Weiber gekleidet und frisiert sind; ihm gegenüber Yuino Ramon. Der neuentdeckte Virtuose wird dem über diesen Fund hocherfreuten Herrn vorgestellt. — „Yuino Ramon,“ ruft er seinem Gaste zu, „nun kommt Euer Ruhm in Gefahr, daß Ihr in Japan beim Sake der gefährlichste Mann seid!“ Nun beginnt die Mensur, die der Daimio von der Mitte des Saales aus kommandiert. Lackschalen, in allen Größen übereinander getürmt, werden von den jungen Mundschenken herbeigebracht.

Der Sake wird in mächtigen Gefäßen über glühenden Kohlenbecken erhitzt. Auf Befehl des schmunzelnden Daimio kommen immer größere Schalen heran, bis zum Umfang von Waschschröpfeln, und Yuino Ramon muß endlich beschämt anerkennen, daß er auf ein so hohes Maß nicht geacht sei, wie die ausgepichte Gurgel des Soldaten. „Sagt mir doch,“ fragt er weiter seinen Zechgenossen, „wie kommt Ihr zu der großen Narbe über der Stirn?“ Ausweichend antwortet der Sieger, daß sie von einem Falle herrühre, den er einst im Rausch gethan.

„Nein,“ erwidert Yuino Ramon, „das glaubte ich jedem anderen, als Euch, denn so viel Sake giebt es in ganz Japan nicht, daß Ihr davon trunken werden könntet. Gern wüßte ich

jedoch, wie Ihr zu der Wunde kamt; denn seht, obwohl Ihr mir Euren Namen verbergt, kenn' ich Euch; Ihr seid Baba Saburo und wart einst ein vortrefflicher Samurai des Daimio Taketa. Nun kann ich den Gedanken nicht loswerden, daß Ihr der sein müßt, mit dem ich unter Hydeoshi einst in der Schlacht bei Tsaka einen harten Kampf bestand.“ — „Da Ihr mich erkennt, Juino Ramon, so will ich's nicht länger leugnen; ja denn, ich bin Baba Saburo.“ — „Hört, Kamerad, Ihr müßt mein Samurai werden, Ihr sollt's wahrhaftig gut bei mir haben und trinken, soviel Ihr wollt.“

Baba Saburo lehnt aber dieses Anerbieten ab, da er unabhängig bleiben will. Doch Juino Ramon giebt nicht nach, und so willigt Baba Saburo endlich unter der Bedingung ein, daß jener ihn in einem Kampf mit stumpfen Waffen zuerst mit dem Schwert berühre. Unter vielen Ceremonien findet nun ein Kampf mit Holzschertern statt, und schließlich muß Juino Ramon es aufgeben, den ebenso unübertrefflichen Fechter als Trinker zu besiegen. Daimio Saito, von Baba Saburos glänzend bewährter Vielseitigkeit begeistert, adoptiert ihn hierauf und ernennt ihn zu seinem ersten Samurai. Nach dieser Ceremonie tanzte Baba Saburo singend einen feierlichen No-Tanz, und das „feuchte Turnier zwischen zwei Trinkern“ ist beendet.



Das No-Theater in Kyoto.

Eine in Japan eigentlich nur von den gebildeteren Klassen gepflegte Kunstgattung, die am ehesten der europäischen Oper entspricht, ist der sogenannte Notanz („No“ heißt „können“); doch würde die Bezeichnung als Tanz keineswegs zutreffen, da sich der Fernstehende darunter eher eine Art Ballet vorstellen möchte, während der Notanz sich vielmehr halb als Pantomime halb als gesungenes Schauspiel giebt. Es ist merkwürdig, daß über das Noispiel so irrige und unklare Vorstellungen herrschen, ja, daß in der ganzen Litteratur über Japan, soweit ich sie kenne, zwar der Name wiederholt erwähnt, nirgend aber ein Aufschluß über die historische Entwicklung dieses Kunstzweiges gegeben wird.

Wie mir Japaner versicherten, sind die Notänze, um den üblichen Ausdruck beizubehalten, in einer heute nicht mehr verständlichen Sprache abgefaßt, zudem in einer gezierten, unnatürlich verschnörkelten Manier geschrieben, die vor Jahrhunderten am Hofe der Shogune geläufig gewesen sei. Ich wandte mich nun an die Notänzer selbst um Auskunft, denn diese mußten doch einiges über ihre Kunst und deren Anfänge wissen, und erfuhr von den freundlichen Beratern folgendes:

Die Notänze stammen aus Shiotoku Taijhis Zeit (7. Jahrhundert n. Chr.), dem Gründer des Horiujitempels, des ältesten in Japan erhaltenen; sie sind also gleich unseren Mysterien kirchlichen Ursprunges. Später kamen sie an die Höfe der

Shogune und des Mikado und wurden in den Palästen, sowie im Krieg in den Zelten der Fürsten und Feldherren aufgeführt. Bis zum 14. Jahrhundert blieb die Kofunst eine ausschließlich höfische, und erst um diese Zeit erbaute der Shogun Ashikaga Yoshimitsu im Orte Kamo bei Kyoto eine Notanzhalle für das Volk.



Uospiel auf der Kagurabühne auf dem Hofe eines Shintotempels.

Wegen der Unverständlichkeit der Sprache sind die Notänze trotzdem mehr auf die höfischen und vornehmen Kreise beschränkt geblieben, und man sieht im Notheater manche Zuschauer, die sich aus Büchern die Vorgänge auf der Bühne interpretieren. Auch gehört es zum guten Ton, daß junge Leute aus vornehmen Familien Nagesänge und -tänze studieren und sogar öffentlich darin mitwirken. Da ein Auftreten solcher Aristokraten in einem anderen japanischen Schauspielhause ganz undenkbar wäre, ist dies sehr bezeichnend für den hohen Rang der Gattung bei den Japanern.

Novorstellungen finden nur in Tokyo und Kyoto statt. Die Mimen, die seit vielen Generationen die Kōkunst in der Familie ausüben, sind stolz auf ihren künstlerischen Stammbaum, und ein Herr erzählte mir mit großem Selbstbewußtsein, daß zu Ehren eines seiner Ahnen eigentlich jener Shogun vor fünf Jahrhunderten das erste Theater erbaut habe. Auch das jetzige Notheater in Kyoto, das in seiner Anlage sich gründlich von den anderen japanischen Schauspielhäusern unterscheidet, wurde von Kunstfreunden und nicht zu Spekulationszwecken errichtet.

Da nur einmal im Monat gespielt wird, die Künstler eigens von Tokyo herkommen müssen und die Eintrittspreise ziemlich niedrig sind, so könnte das Theater ohne die Beisteuer der Mäcene nicht bestehen. Auch die Lage der Darsteller wäre sehr mißlich, wenn sie nicht durch Unterricht in ihrer Kunst sehr viel Geld — wenigstens nach japanischen Begriffen — verdienen. Die soziale Stellung der Notänzer ist überhaupt ungleich besser als die der übrigen Schauspieler in Japan, einige Celebritäten ausgenommen. Die Ursache mag darin liegen, daß die Kōkunst eben eine vorwiegend aristokratische ist und die Damen der guten Gesellschaft diese Vorstellungen besuchen, während sie, außer bei einigen historischen Stücken, die Schauspielhäuser meiden, da man dort zuweilen Dinge zu sehen bekommt, die unsere verwegensten Modernen kaum mit Worten anzudeuten wagen.

Der fruchtbarste Nodichter war Shiotoku-Taijshi, der im 14. Jahrhundert lebte. Er allein dichtete und komponierte sechsunddreißig Stücke; im ganzen zählt man deren zweihundert- und zehn. Noch in neuester Zeit, in der Periode Meiji (der



„erleuchteten Regierung“, nach der Revolution von 1868) sind zwei Kostücke entstanden. Wie bei den meisten historischen Theaterstücken, die jeder Japaner kennt, und deren Inhalt in zahllosen, überall käuflichen Farbendruckten wiedergegeben ist, kennt man auch die Namen der Dichter nur selten. Der Japaner hat offenbar kein Interesse an den Autoren, sondern ihm gilt nur die Sache; er faßt das Kunstwerk als etwas Unpersönliches auf.

Begierig zu erfahren, wie die Notätze einstudiert würden, fragte ich einen der Künstler: „Wie erlernen Sie den musikalischen Teil ihrer Rollen? Sie haben doch meines Wissens keine Noten.“ — „Noten wie die Europäer haben wir nicht,“ erwiderte der Angeredete, „aber Sie können hieraus unser System ersehen.“ Er zeigte mir ein Buch, worin über jeder gedruckten Textzeile zahlreiche Beistriche standen, die einen ungefähren, nicht präzisirten Grundton angaben; darüber und darunter einzelne Schnörkel als Winke, daß der Sänger mit der Stimme höher oder tiefer zu gehen habe. Zeichen, die den Wert oder die Dauer einer Note bestimmen, kennt der Japaner, wie mir versichert wurde, nicht. Man sieht: das ganze Notensystem ist, wie die gesamte japanische Musik, äußerst primitiv. Aber kann dieses Gewinsel, Gurgel, Geheul, das unsere europäischen Nerven martert, überhaupt Musik heißen? Vom ästhetischen Standpunkte mag man getrost mit nein antworten; aber es bleibt doch immerhin die Ausdrucksweise eines genialen, auf so vielen anderen Kunstgebieten hoch stehenden Volkes, so daß ich nicht entsezt davon rannte, sondern nach einem Schlüssel suchte, der mir halbwegs ein Thor zum Verständnis dieser Musik öffnete.

Ich sann hin und her und stellte schließlich auf die Gefahr, die lebenswürdigen Künstler zu verletzen, die Frage: „Wie ist es denn nur möglich, daß Ihre Sänger unter sichtbar physischen Beschwerden Töne hervorzubringen suchen, die, der

menſchlichen Stimme zuwider, auf die Stimmbänder geradezu vernichtend wirken müſſen?“ — „Die Töne unſerer Sänger ſollen auch keineswegs klingen wie Töne der menſchlichen Stimme,“ antwortete mein Gewährsmann, „das wäre zu profan und widerſprüche der Würde der Handlung, ſie müſſen übermenſchlich ſein.“ Nun war das Räſſel gelöst. Einem falſchen Beſtreben, zu idealisieren, verdankt dieſes Monſtrum von Muſik das Daſein. Iſt es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode! Ferner erfuhr ich, daß gewiſſe elementare Naturlaute wie der Donner, das Rauſchen des Waſſerfalles, das Erdbeben, das Säufeln des Windes nachgeahmt werden ſollen, ſo daß der Sucht zu charakterisieren jeder Wohlklang geopfert und eine uns folternde Menge unartikulierter Laute erzeugt wird. Von ſämtlichen exotiſchen Muſiken, die ich hörte, ſei es unter nubischen Stämmen, ſei es auf Java, Ceylon, im Süden oder Norden Indiens, in Kaſchmir oder anderen Himalayaſtaaten, iſt mir keine ſo qualvoll, wie die japaniſche.

Nun zur Aufſührung ſelbſt! Der Holzbau iſt rechteckig. Drei Reihen ſchachtelförmiger Logen ſind in geringer Höhe hintereinander aufgebaut. Die Bühne erhebt ſich podiumartig aus dem Parkett, nimmt faſt die Hälfte der rechten Seite ein und iſt mit einem nach dem Zuſchauerraum offenen Gang, dem bereits öfters erwähnten Hanamichi, verbunden. Ein Kiesweg trennt die Bühne vom Parkett. Drei Föhrenbäumchen nehmen, alter Sitte gemäß, die Breitſeite des Weges ein. Couliſſen, Orcheſterraum, Souffleurkaſten ſind hier unbekannt. Die Muſiker, die vor Beginn eines jeden Stückes, gleich dem Chor, feierlich in langen, ſchleppenden Hoſen (Kaya-hakama) mehr hereingerutscht als gegangen kommen, nehmen an einer Seite der Bühne in Hufeifenform Platz. Der Chor war hier acht Mann ſtark. Das Orcheſter beſtand aus einem Flötenſpieler, einem Taiko, der eine flache Trommel mit Schlägeln bearbeitet, und

zwei Tjutschumis, die ihre mit Seidenschnüren umwundenen Klopftrommeln auf die rechte Schulter legen und von unten herauf mit den Fingern der linken Hand rühren: je nachdem man die Stricke stärker oder loser anzieht, klingt der Ton höher oder tiefer. Diese Trommeln sind die Hauptmiffethäter im Ohrenschmaus.

Die Musik spielt anfangs eine dem Charakter des Stückes entsprechende Introduction. Dann erzählt der Chor in Recitiven, was sich ereignen wird, und stellt die auftretenden Personen den Zuschauern vor. An diesem Tage gab man acht bis zehn Modichtungen zum besten; die Aufführung begann um 9 Uhr morgens und währte ununterbrochen den ganzen Tag bis — ich weiß nicht wann, da ich um 7 Uhr abends das Theater verließ.



Da dem Japaner der Theaterbesuch keine Erbauung oder Zerstreuung nach des Tages Last und Müh', sondern ein volles Tagewerk bedeutet, so bringt sich jeder Speis' und Trank, Theetopf und Rauchutenjilien mit, um das Materielle mit dem Geistigen zu verbinden. Kein Mensch findet es komisch, wenn nach einer erschütternden Scene die Dame, die soeben mit den Tamotos (den sackartigen Ärmeltaschen des Kimono) die letzten Thränen aus den Augen gewischt hat, flugs einen herzstärkenden Schluck Sake nimmt und mit den Gßstäbchen nach Belieben aus einem flachen Kistchen nascht, dessen Fächer Fische, Reis, Lotos, Bambuswurzeln und kalte Eierkuchen enthalten.

Um einen annähernden Begriff eines Notanzes zu geben, will ich die Handlung kurz erzählen; er hieß „Koi=no=omoni“, d. i. „Die erdrückende Liebeslast“.

Auf der dekorationslosen Nobühne werden die weitgehendsten Ansprüche an die Phantasie des Zuschäuers gestellt. Er soll nicht nur sehen, was er nicht sieht, sondern muß sich auch vieles hinwegdenken, was thatsächlich auf der Bühne vorhanden ist.

In das erstere konnte ich mich leicht finden, nachdem mir der Inhalt der Chorgesänge erklärt worden war; dagegen fiel es mir recht schwer, Personen auf der Bühne, die gar nicht in die Handlung eingriffen und zu den jeweiligen Vorgängen in keiner Beziehung standen, einfach vor meinem geistigen Auge verschwinden zu lassen. So saß die Kaiserin, trotz ihrer bloßen Episodenrolle, von Anfang bis zu Ende vorn an der Rampe; und dergleichen Ungereimheiten gab es manche.

In „Koi-no-omoni“ verliebt sich ein alter Hofgärtner sterblich in die Kaiserin, die er zufällig beim Spaziergang erblickt hat. Diese Leidenschaft zehrt am Mark seines Lebens; er wird siech und unfähig, seine Amtspflichten zu erfüllen. Seiner Umgebung bleibt der Grund nicht verborgen; das Gerücht, daß der Greis liebeskrank sei, verbreitet sich immer mehr und kommt schließlich zu Ohren des Hofministers. Im Verhör gesteht der Alte rückhaltlos die Wahrheit und bittet um die Gnade, nur noch einmal die Kaiserin zu sehen, dann wolle er gern sterben.

Nun mußte sich der Zuschauer einen Wechsel des Schauplatzes vorstellen, denn die folgende Scene spielt im Palaß. Der Hofminister wandte sich nun einfach an die, wie gesagt, schon von vorn herein anwesende Kaiserin; der Darsteller des alten Gärtners blieb ruhig auf der Bühne, durfte aber fortan für das Publikum nicht mehr zugegen sein. Der Hofminister



trug der hohen Frau das Leid des alten Mannes singend vor; sie erklärte gerührt, daß sie sich ihm noch einmal zeigen wolle, wenn er eine schwere Bürde (eine bereitstehende Kiste) tausendmal um den Palastgarten getragen hätte.

Abermaliger unsichtbarer Scenenwechsel führte in den Audienzsaal des Hofministers zurück, der dem Gärtner die Botschaft der Kaiserin verkündet. Jubelnd vor Freude, daß er noch einmal das Antlitz seiner Göttin sehen solle, stürzt er sogleich auf die Last zu, aber ach! die Kiste ist ihm zu schwer, und aller Hoffnung

beraubt, geht er tieftraurig ab und jammert, nun müsse er vor Liebesgram sterben. Die Scene wurde meisterhaft gespielt und würde auch auf jeden empfänglichen europäischen Zuschauer gewirkt haben. Nun setzte der Chor von neuem ein. In ergreifenden Worten beklagte er das Los des Unseligen und erging sich nach der Art griechischer Chöre in

allgemeinen Betrachtungen über das den Erdenkindern so selten beschiedene Glück.

Darauf meldete ein Bote, der Alte sei gebrochenen Herzens, den Namen der Kaiserin auf den Lippen, verschieden.

Dann folgte ein neuer Chorgesang. Obgleich auf einmal der Taiko-Schläger, wahrscheinlich um in Naturlauten den Schmerz über den Toten auszudrücken, unter den tollsten Grimassen wie ein wahnsinnig gewordener Kater miaute, bezwang ich doch meine Lachlust, da die Mienen aller Zuschauer tiefste Ergriffenheit bekundeten.

Die Kaiserin, vom Hofminister unterrichtet, beweinte in flagenden Gesängen das Ende des Greises. Um der armen Seele Ruhe zu verschaffen, will sie über seinem Leichnam Worte



des Friedens sprechen. Wirklich tritt sie in der nächsten Scene zu dem für das Publikum unsichtbaren Toten, unter dem ernstesten Gesang des Chores. Scheinbar hält sie ihm eine Gedenkrede, worauf sie sich weinend an sein Grab setzt. Da erscheint, gespenstisch den Gang entlang schreitend, der Tote, eine wunderbar geschnittene Maske vor dem Gesicht, die einen schauerlich überirdischen Ausdruck hat, mit langem, weißem, den Rücken hinabwallendem Haar, gestützt auf einen von hellem Tuch umwundenen Stock. Vor der Kaiserin kniet er nieder und starrt ihr lange regungslos ins Gesicht. Während der Geist, der allein dem unheimlich gebannten Zuschauer sichtbar sein soll, nur wie eine Vision auf sie wirkte, betete sie, um sich zu beruhigen, für seinen Seelenfrieden. Da erhob sich der Geist, breitete segnend die Hände über sie, gelobte, ihren Leib vor allen Gefahren zu schützen, und für ihr Mitleid dankend, verschwand er langsam auf dem langen, offenen Bühnengang.



Unter einem feierlichen Gesang folgten die anderen Darsteller; schließlich Chor und Musiker in feierlich abgemessenem Schritt, einer hinter dem andern.

Nach diesem großen Drama kam eine andere Kunstgattung an die Reihe, eine Art Schwank: „Sava tateju“, etwa „Ärgere dich nicht“.

Dorfbewohner bauen einen Tempel und suchen einen Priester. Als sie nun darüber auf offener Straße beraten, kommt einer des Weges gegangen, den sie denn auch auffordern, ihr Kirchlein zu verwalten. Als er seine Geneigtheit an die Be-

dingung genügender Reisportionen knüpft, fragen sie, wie er heiße; „Ärgere dich nicht“, lautet die Antwort. Darob brechen die Bauern in ein lautes Gelächter aus und fragen, woher er denn diesen sonderbaren Namen habe? Weil er sich nie ärgere, versetzt der Priester. Das sei unmöglich, erwidern jene und stecken die Köpfe zusammen, um ihn sofort auf die Probe zu stellen. Sie werfen zunächst ihrem Seelsorger in spe etliche Grobheiten an den Kopf, die jedoch nicht versangen, denn, erhaben über solche Dinge, lacht er vor sich hin. Dann kommen sie mit stärkerem Geschütz; da wallt das Pfäfflein zornig auf, faßt sich aber, als er sieht, daß er verspielt hat, und erklärt lustig, er habe nur böse gethan, in Wirklichkeit könne er sich doch gar nicht ärgern. Die Bauern trauen jetzt dem Frieden nicht mehr recht und behandeln den ehrwürdigen Mann nun immer respektwidriger. Darüber verliert schließlich der Stellvertreter Buddhas die Geduld und läuft unter dem Hohn gelächter der Bauern wütend davon: „Der Teufel mag bei euch Priester sein, verwaltet euren Tempel selbst!“

Mich machte der Schwank herzlich lachen, zumal da der Darsteller des Priesters eine ungemein beredte, überzeugende Komik hatte und das mannigfaltigste Gebärdenspiel entfaltete.

Beim Abschied bat ich vier der Kofünstler, mir den nächsten Abend zu schenken und in einem bekannten Theehause mit mir zu soupiereu. Auf ihre freundliche Zusage trug ich meinem Dolmetsch die nötigen Abmachungen auf. Spät kam er zurück und sagte: „Herr, die Vorbereitungen sind getroffen, ein Zimmer ist für morgen Abend reserviert. Der Theehausbesitzer läßt Sie nur noch fragen, wie viele Geishas Sie wünschen?“ — „Mein Lieber, Sie scheinen mich mißverstanden zu haben; ich habe die Herren ja zu einem harmlosen japanischen Nachtmahl und zu keiner Orgie geladen. Sagen Sie dem Mann, daß ich auf Tänzerinnen verzichte.“ — „Unmöglich!“ rief mit entsetztem

Gesicht mein Jamulus, „das wäre ja eine furchtbare Beleidigung und Geringschätzung Ihrer Gäste, wenn Sie keine Geishas kommen ließen; was würden die Herren von Ihnen denken!“ Diese sittliche Entrüstung verblüffte mich, denn daß man über die Achsel angesehen wird, wenn man ohne Ballerinen soupiert, war mir neu. „Beruhigen Sie sich, wenn dies Landesitte ist, so werde ich aus Rücksicht für meine Gäste mit Ballet soupiere. In einer halben Stunde hören Sie weiteres.“ Ich erkundigte mich anderwärts und erfuhr, daß es allerdings als Knauferi und Mißachtung ausgelegt werden würde, wenn ich im Theehaus eine Gesellschaft ohne Geishas gäbe, ja daß man die Geishas zu feierlichen Gelegenheiten in die ehrbarsten Familien lade. Da gab's keinen Zweifel mehr. „Also Souper mit Ballet,“ rief ich dem Dolmetsch zu. „Wie viele Geishas, Herr?“ Da stand ich wieder in meiner europäischen Unschuld, und mußte errötend gestehen, mir fehle der richtige Maßstab. „Was meinen Sie?“ fragte ich schüchtern. „Weniger als vier wäre nicht schicklich.“ So ließ ich denn ein weibliches Quartett bestellen.

Nächsten Abend zur bestimmten Stunde fand ich mich im Theehause ein, und meine Gäste ließen nicht lange auf sich warten. Gegenseitige Verbeugungen von einer fast unheimlichen Tiefe bildeten das Entree. In einem geräumigen Zimmer lagen



auf den Matten in Hufeisenform flache Polster; davor brannten auf sechs hohen Leuchtern dicke Kerzen aus Pflanzentalg. In den Ecken standen mit blühenden Zweigen besteckte Vasen, an den Wänden hingen einige Kakemonos. Uns gegenüber und mit dem Gesicht zugewandt, saß inmitten des Halbkreises eine Nejan, die fortwährend höchst aufmerksam und liebenswürdig einschenkte und Speisen aussteilte. Neben ihr stand auf dem mit glühenden Kohlen gefüllten Hibachi ein Dreifuß, ein Gefäß mit warmem Wasser zum Erwärmen des Sake. Nach dem Thee erhielt jeder eine Portion Kügelchen aus gebadenem Reismehl zugemessen.



Auf einmal hörte ich ein Lachen und Trippeln. Die vier Geishas erschienen; aber ihre Gesichter bekam ich erst später zu sehen, denn kaum waren sie im Zimmer, so lagen sie auch schon respektvoll auf allen Vieren: Oheio (guten Tag!) hin, Oheio her. Nach der ersten Begrüßung bat ich die Damen um ihre Namen, für die ich mich stets lebhaft interessiere, um späterhin

vielleicht einmal europäischen Familien, die sich in Taufnöten befinden, mit einem noch unabgenutzten auszuhelfen. Sie hießen: Korokjan, Frä. kleines Vergnügen; Satogikusan, Chrysantheme auf der Flur; Reikasan, kommendes Glück; Unosan, großes Feld. Die beiden älteren spielten „Shamisen“ (eine Art Guitarre) und trugen sehr einfache und vornehme perlgraue Seidenkimonos mit schönen breiten, stahlblauen Obis (Gürtel); die zwei jüngeren, etwa fünfzehnjährigen, waren wie bunte Falter gekleidet und hatten ihre Obis aus Goldbrokatstoff schmetterlingsförmig hinten aufgebunden.

Niedlich waren sie alle; das „kleine Vergnügen“ am an-

mutigsten. Als jedem von uns ein Eßtischchen, ein viereckiger, fein lackierter Schemel gebracht worden war, auf dem Tassen, Schalen und Eßtäbchen standen, wurde zuerst die köstliche Fischsuppe getrunken. Alle anderen Speisen, von denen man hierzulande nicht heißhungrig große Portionen zu rascher Füllung des Magens schluckt, sondern nur ab und zu nascht, waren kalt; besonders lecker ein roher Fisch, in dünne Scheiben geschnitten, die man in eine braune pikante Sauce (Shoyū) tauchte. Sehr ansehnliche Quantitäten verzehrt der Japaner nur vom Reis; daran sättigt er sich. Der Reis wird immer zuerst in einem großen Lackgefäß hereingebracht, und für jeden Gast wird daraus in eine Schale geschöpft, die er nach Belieben oft auffüllen läßt. Zwischen dem Essen wird geraucht und fleißig getrunken. Man legt das flache Sakegeschälchen an die Stirn, leert es, wäscht es in warmem Wasser und reicht es dann einer Dame oder einem Herrn der Gesellschaft. Das Zutrinken nimmt kein Ende, und so wird schließlich doch, trotz der Winzigkeit der Schälchen, ein recht bedeutender Stoff vertilgt. Zum Schlusse des Mahls giebt es nochmals Fischsuppe.

Das „kommende Glück“ und das „große Feld“ tanzten reizend und führten mit ihren Fächern die graziösesten Bewegungen auf. Besonders hübsch und charakteristisch drollig war der Tanz der sieben Glücksgottheiten.

Einmal verabredeten sich diese, noch einmal vor dem Volke zu erscheinen, das sie jedoch sehr dreist zu kritisieren begann; der eine war ihnen zu schwarz, der andere hatte ein zu langes Gesicht, kurz, alle wurden durchgehehelt. Nur Benten, die Göttin der Schönheit, fand Beifall, was die übrigen böse und neidisch stimmte. Da sprach Gott Ebisu: Wie dumm ist euer Ärger, seid fröhlich und lacht, dann kommt das Glück! Die Japaner beherzigten denn auch Ebisus Rat, und ein altes Sprichwort lautet: Lachen bringt Glück.



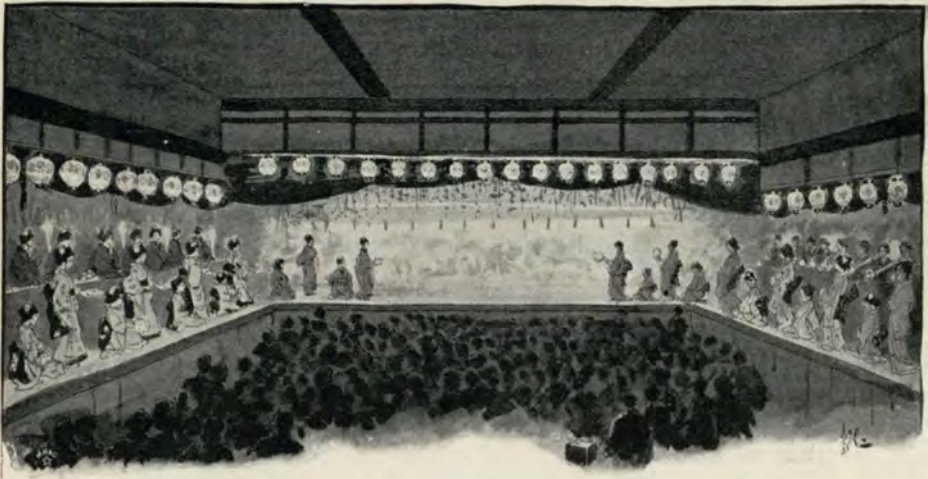
Die Stunden verflogen wie Minuten. Auf einmal klatschte die Kesan in die Hände und mahnte zum Aufbruch, da es bereits 1 Uhr sei; das mich gestern so gefährlich dünkende Souper mit Geishas war zu Ende. Die Dämchen fielen ehrfürchtig nieder, nachdem jede in einem bemalten zierlichen Kouvert ihr sogenanntes Blumengeld (Hanadai) erhalten hatte, und trippelten davon. Unter vielen Bücklingen komplimentierte ich meine Gäste bis auf die Straße, wo alle in Inrikishas stiegen.

Unschuldiger verlief noch nie ein Kinderball.

Auf dem Heimwege fiel mir ein alter Freund ein, der einst ein toller, von Lebenslust überschäumender Kumpan war.

Wie ich mich dunkel entsann, erzählte er mir einst, daß er in verschiedenen Großstädten Europas zuweilen mit „Geishas“ in Theehäusern soupiert habe. Dort trank man aber statt Sake Sekt, auch fuhr man nicht in einsitzigen Inrikishas nach Hause, sondern in Fiakern, und überhaupt soll die Lustbarkeit anders, lange nicht so harmlos geendet haben, als hier am Kamogawa.





Der Myakoodoritanz in Kyoto, Theeceremonien.

In jedem Frühjahr gelangt drei Wochen hindurch in Kyoto der Myakoodoritanz, zu deutsch der „Tanz der Residenz“, zur Aufführung. In einem eigens dazu erbauten einstöckigen Holztheater, das selbst nach japanischen Begriffen nur von mäßiger Größe ist, finden täglich von 5 bis 11 Uhr nachts vier Aufführungen statt. Vor dem Theater stehen außer einigen Fackeln an der Kasse mehrere an Pfählen befestigte Eisenkörbe, worin harziges Kiefernholz verbrannt wird, das den Platz hell erleuchtet. Die Zuschauer lassen ihre Stelzpantoffeln draußen und bekommen dafür eine Nummer eingehändigt; dem Europäer hingegen werden über die Schuhe Überzüge gebunden, damit er die sauberen Binsmatten (Tatami) nicht beschmutze. Von der Vorhalle, die man sich aber nur als großes rechteckiges, nicht eben hohes Zimmer denken darf, wird man in den Theesalon geführt, wo man als Gast behandelt wird und keine Extrazahlung zu leisten hat. Längs den Schieberwänden stehen Tischen, nicht höher als in unseren Kinderstuben, dahinter

niedrige Tabourets. Sobald man zum Sitzen eingeladen ist, wird ein Räuchergefäß mit einer Wohlgeruch verbreitenden Substanz auf den Tisch gestellt; sechs kleine Mädchen in phantastischer Haartracht, bestehend aus Kronen, Blumen, Haarpfeilen und sonstigem Glitterwerk, kommen wie die Orgelpfeifen, der Größe nach geordnet, hereingetrippelt, und indem sie sich tief vor den Gästen verbeugen, die ihrerseits wieder tiefe Bücklinge machen, stellen sie vor jeden ein Täßchen mit Kuchen und kleinem Zuckerzeug, das die Form von Niefernadeln hat. Bald verschwinden diese allerliebsten Frauenzimmerchen geräuschlos wie sie erschienen.

„Bin ich denn in Liliput?“ fragte ich mich, als diese kleinen Wesen durch eine Seitenthür verschwanden. Was mich umgab, war unter der normalen Größe; Tische, Stühle, Teller, Kuchen, kurz alles. Sonderbares, niedliches Völkchen, das sich an so kindlichem Spiel erfreut!

Wir blieb nicht viel Zeit zum Grübeln, denn es trat die Ceremoniendame herein in wunderbar prächtigem, altjapanischem Kostüm aus schwerem Seidenbrokat, weit und bauschig, äußerst unpraktisch, denn die es trug, konnte kaum darin gehen. Ihr Kopf war mit zwölf großen Nadeln aus Schildpatt geschmückt, die eine Art Heiligenschein bildeten; das Antlitz weiß geschminkt, die Lippen rot, wie es die feine Lebensart von der japanischen Dame erheischt. Die Gäste mit heiligem Ernste begrüßend, schritt die Theegöttin zu einem Tischchen, auf dem über einem mit glühenden Kohlen gefüllten Unterfuß ein großer bronzener, dampfender Kessel stand, daneben ein feines Gefäß aus rotem Lack für kaltes Wasser zum Nachgießen und ein Schöpfeimerchen an langem Stiel. Mit nicht minderem Grandezza, als sie gekommen, holte nun die Würdige die Chaire, ein mit einem Elfenbeindeckel versehenes Döschen hervor, in dem sich der pulverisierte Thee befindet, der bei den Cha-noyas, den feierlichen

Theegesellschaften, getrunken wird. Unter vielen gezierten Bewegungen putzte sie mit rotem Seidencrepe die Dose und steckte das feierlich gefaltete Tuch in den Gürtel, der wie eine Schürze hinunterfiel. Nochmals wälzte sich die Schöne feierlich aus dem Saal, um eine Chaman, eine schmucklose Schale aus Steingut, zu holen, die die Größe unserer Theetassen hat, also viermal so groß als die gewöhnlichen japanischen ist. Nun begannen erst die ernstesten Ceremonien des Theebereitens, wie es die jungen Damen der vornehmen japanischen Welt von eigenen Ceremonienmeisterinnen lernen, da die Cha-noyas eine große Rolle in der Geselligkeit spielen.

Eine heilige Würde wird bei alldem entwickelt, als handle es sich um ein Menschenleben und nicht um eine Tasse Thee.

Mit gesucht grazioser Fingerstellung beschreibt die Agierende langsam einen Bogen, wenn sie ein Gerät fassen will, das sie nun erst senkrecht, dann wagrecht vor die Stirne hält. In der „Fixigkeit“, mit Unkel Bräsig zu sprechen, ist der Dame bald jemand über, über die „Richtigkeit“ wage ich nicht zu urteilen.

Endlich quirlt die Theegöttin mit einem unseren Rasierpinseln ähnlichen Instrument aus gespaltenem Bambus den in der Schale aufgegoßenen Thee, bis er schäumt. Diese Prozedur soll sehr viel Geschicklichkeit erfordern. Die junge Dame schien zum erstenmal einer Cha-noya zu präsidieren, denn sie zitterte am ganzen Leibe wie Espenlaub, wie bei uns eine Sängerin vor ihrem ersten Debut. Fragt mich nun jemand auf Ehre, wie denn dieser mit vielem Studium, Herzklopfen und Würde erzeugte Thee schmeckte, so kann ich nur sagen: Wie ein in heißes Wasser geschüttetes Bacherlpulver. Da ich bisher keine Wotten in meinem Magen habe, werde ich ihn nur in Fällen höchster Not trinken.

Es ist klar, daß in einer Gesellschaft von etwa 60 Personen die letzten der Reihe, selbst wenn sie im zartesten Alter stünden,

den weisevollen Moment des Kredenzens nie erleben und früher in ein theeloses Jenseits gehen würden. Daher brachten die sechs dienstbaren Mesans, in rote Seide gehüllt, aus einem Nebenraum Tassen, die wie üblich nur zu einem Viertel gefüllt waren.

Selbst das Trinken bei der Cha-noya weicht von der gewöhnlichen Art ab, denn mit beiden Händen zugleich umfaßt man die Schale, führt sie alsdann bedächtig zum Mund und leert sie auf drei Züge, jedesmal an einer anderen Stelle ansetzend.

Nach einiger Zeit wurden die Anwesenden in einen Seitenraum komplimentiert, um zu warten, bis die Zuschauer der soeben beendeten Vorstellung das Theater verlassen hatten.

Einige Minuten verstrichen, da öffnete sich wieder eine Papierschibewand, und wir traten in die mit Matten und Decken belegte Nobelgalerie; hinten standen für Fremde zwei Reihen Bänke. Der Zuschauerraum ist rechteckig, das Parkett liegt etwa 4 Schuh tiefer als die Bühne; das Publikum sitzt selbstverständlich auf dem Boden, wo es Platz findet. Diener wendeten die soeben von anderen Zuschauern benutzten Decken. Die Bühne ist ungleich breiter als hoch. Zwei Bretterwege, die von der Bühne aus links und rechts den Zuschauerraum einfassen, führen, einen Teil der Scene bildend, bis zu den Ausgängen. Der im Parkett weilende Zuschauer sitzt also von der Bühne eingerahmt und lebt gewissermaßen zwischen den Vorgängen auf derselben. Zwölf dicke, fackelartige Wachskerzen beleuchten die Breitseite der Bühne, je sechs die Seitenarme. Unterhalb der Decke des Zuschauerraumes hängt die Wände entlang je eine Reihe großer, weiß-roter Lampions. Der zweiteilige Vorhang ist mit einem großen Matsubaume bemalt und erweckt eine trauliche Stimmung durch die mächtige Warnungstafel: „Hier wird vor Taschendieben gewarnt!“ Links und rechts von der Bühne sitzen zu beiden Seiten des Parketts, oberhalb jener Brettergänge, in einem logenartigen Verschlag

die Musikantinnen, sämtlich junge Mädchen, die bis zum Beginne der Vorstellung den Augen der Zuschauer entzogen sind.

Auf der rechten Seite sitzen in einer Reihe elf Shamisen=spielerinnen, die ihr gitarrenartiges Instrument mit einem Stäbchen aus Elfenbein behandeln und dazu singen, auf der anderen Seite neun jüngere Mädchen, die Cimbale, Glocken und Trommeln schlagen.

Große Modulations= oder Ausdrucksfähigkeit besitzen diese Instrumente keineswegs, sie geben nur den Takt für die Tänzerinnen an; die Grundstimmung soll im Gesang liegen, der oft koloraturenreich, aber für meine europäischen Ohren nun einmal kein sogenannter Genuß ist. Dem Japaner geht es übrigens mit der europäischen Musik gerade so; das europäische Orchester ist ihm zu geräuschvoll und thut ihm weh.

Der japanische Tanz ist kein Tanz nach unseren Begriffen, und verrät er auch etwas mehr Temperament, als der zum Gamelang getanzte auf Java, der auf mich stets eine einschläferndere Wirkung ausübte als alle Schlummerpunsch der Welt, so drückt er doch weder Heiterkeit, noch Leidenschaft aus. Die Füße verlassen kaum den Boden; es ist mehr ein Wiegen und Biegen des Körpers, ein Spiel der Hände mit dem Fächer, einem Blumenzweig oder mit den flügelartigen Armen des Kimonos, wobei eine Tänzerin allerdings viel Anmut und Behendigkeit entwickeln kann.

Sängerinnen wie Tänzerinnen waren gleich gekleidet und frisiert; die Kimonos mit blühenden Sakura=(Kirschbaum=)zweigen bestickt und von vornehmstem Geschmack.

Der ungebundensten Freiheit erfreut sich auf der japanischen Bühne der Lichtpußer, denn er wird vollkommen ignoriert, wengleich er inmitten des Tanzes auf die Bühne kommt und mit einer Kneipzange die verglühten Dochte abzwickt. Bei uns

würde er einen schallenden Heiterkeitserfolg erzielen, hier verzieht kein Mensch eine Miene.

Das Ballet Miyakoodori soll eine Verherrlichung der vier Jahreszeiten, sowie des Kaisers, der vor 1100 Jahren Kyoto gründete, darstellen.

Das geschah in reizenden Bildern bei offener Scene, die Verwandlungen klappten musterhaft, und zum Schlusse kam eine Apotheose auf die Kirschblütenzeit, die Ausstellung, und den neu zu eröffnenden Tempel dahinter. Das letzte Bild war wirklich von märchenhaftem Glanze. Aus allen Ecken und Enden des Zuschauerraumes kamen Sakurazweige zum Vorschein, zahllose Lichter umspielten die zweiunddreißig kleinen Tänzerinnen und übten eine bezaubernde Gesamtwirkung aus. Der Vorhang schloß sich: mit feierlich gemessenen Schritten, je einen Sakurazweig in der Hand, durchschritten die Geishas auf den beiden Seitengängen das Theater und verschwanden in einem Raum hinter dem Parkett.

Mit dem letzten Ton fielen auch die Vorhänge vor den musizierenden Puppen, und die Feerie war zu Ende. Ohne Geschrei und Gedränge holte nun jeder Zuschauer seine Stelz pantöffelchen am Ausgang.

In Gedanken versunken über diese eigenartige, liebliche Welt, die mich oft wie ein Märchen aus frühester Kinderzeit anheimelte, schlug ich einen Seitenweg zwischen herrlich blühenden Bäumen ein, während ich noch aus weiter Ferne durch die Stille der Nacht das Klipp-Klapp der Heimkehrenden vernahm. Dies ewige Leitmotiv, das für Japan ebenso charakteristisch ist wie der Bafschijschruf für den westlichen Orient. In diesem glücklichen, geordneten Land aber giebt es keine Bettler. Möge es immer so bleiben.



Ringer. — Teufelsgeschichten.

Unter den vielen charakteristischen Eigenheiten im Leben der Japaner, die zu Vergleichen mit dem klassischen Altertume herausfordern, ist auch die Klasse der „Sumotori“, der Ringer, eine den römischen Gladiatoren analoge Erscheinung. Wie sich der Engländer für die Jockeys begeistert, und es unter diesen Nationallieblinge giebt, so findet man auch unter den Sumotoris „favourites“, die von ihren Gönnern reich beschenkt und ausgezeichnet werden. Nicht nur durch ihre das Normalmaß des Japaners weit überragende Größe fallen diese Sumotoris auf, sondern auch durch eigenartige Haartracht. Ihr langes, nach rückwärts gestrichenes Haar wird vom Hinterhaupt nach vorn gekämmt, zu einem festen, stark geölten, glatten Zopf gedreht, den sie mit lederartigem Papier zusammenbinden und vorn auf dem Scheitel befestigen. Früher war diese zeitraubende Frisur allgemein gebräuchlich, und noch jetzt tragen sie sehr viele alte Herren als Zeichen ihrer konservativen Anschauung, nur mit dem Unterschiede, daß die Nichtringer ihren Scheitel handbreit ausgerasiert haben, so daß sich bei ihnen der gewichste, schwarze Zopf, „Mage“ genannt, wie ein Räucheraal auf weißer Platte präpariert.

Meist sind die Sumotoris niederer Herkunft; oft giebt es feiste Gestalten darunter, die in China häufig, in Japan hingegen sonst selten zu sehen sind. Daß die Mitglieder dieser

Gilde, deren Hauptbeschäftigung im Sichenmästen, Saufen und Raufen besteht, keinen geistig vornehmen Gesichtsausdruck haben, darf nicht wunder nehmen. Die berühmtesten Ringspiele des Landes, denen man übrigens in allen größeren japanischen Städten begegnen kann, sollen stets im Mai in Kyoto abgehalten werden.

Um diese Jahreszeit, also vor der großen Regenperiode, wird in dem breiten, teilweise ausgetrockneten und steinigten Bette des Kamogawafusses das „Sumo“, das Ringtheater, erbaut. Es besteht aus Matten, die auf Bambusstangen hängen, mißt etwa 50 bis 60 m im Geviert und dürfte an den Seitenwänden eine Höhe von 8, in der Mitte von 12 m haben. Vor dem „Sumo“ sitzt auf einem wackeligen, hohen Bambusturme, der mit einer Fahne geschmückt ist, ein Paukenschläger, der zum Glück mehr sichtbar als hörbar ist. Diese Warten sind überall das Wahrzeichen des „Sumo“; ich möchte sie den reklamebedürftigen europäischen Virtuosen als neues unfehlbares Reizmittel empfehlen. Schon hundert Schritt vor dem „Sumo“ sieht man eine Allee gerad herabhängender bunter Fahnen mit Inschriften an hohen Bambusstangen; Siegesgeschenke von Verehrern.

Neben der Kasse, wo man als Eintrittsbillet ein mit Tusche bemaltes Holzbrettchen löst, steht eine mächtige Pyramide, erbaut aus aufeinandergetürmten, mit buntem Papier und Strohseilen umwundenen Fässern voll Reiswein, Gaben von Freunden des Ringsportes. Auf einem tragbaren Gerüst, das mit frischen Zweigen und Goldpapier geschmückt ist, hängen Zettel, die besagen, daß der Gönner X dem siegreichen Sumotori Y eine Ehrengabe von so und so viel Yen gemacht habe.

Auf vier eingerahmten Holztafeln standen die Namen der bei den diesjährigen Ringkämpfen beteiligten Sumotori von Auf, 102 an der Zahl; die noch unberühmten, die „Wilden“, meist Eleven der Meister, denen sie fürs Futter dienen müssen,

bleiben unbenannt. Ein kleiner Vorhof trennt den Eingang vom Zuschauerraum; rechts davon ist die Garderobe der Herkulesse. Auf Matten liegen die nackten Gestalten umher, meist mit Brandmalen bedeckt, da sich viele mit dem präparierten Mark einer Pflanze



(*Artemisia vulgaris*) brennen lassen, was ihrem Aberglauben nach vor Krankheit schützt. Um sich die Zeit zu vertreiben, essen, rauchen, trinken diese Kraftmenschen, andere lesen Zeitungen, lassen sich wie eine Dame fristern und ihr langes Haar salben oder, wenn sie bald an die Reihe kommen, einen dunkelblauen Seidengürtel mit langen Franzen um die Lenden schnüren. Die Wände des

Zuschauerraumes entlang zieht sich eine 4 Fuß hohe Tribüne; das übrige Publikum sitzt auf Matten um den in der Mitte sich erhebenden Kampfplatz, der etwa 3 Fuß höher gelegen und von einer Art Baldachin mit herabhängenden weiß-roten Tüchern überdacht ist. Die runde Arena ist mit Erde bedeckt; wer mit einem Fuße heraustritt, gilt für besiegt.

Die Spiele beginnen schon um 10 Uhr morgens, doch kämpfen in den Vormittagsstunden selten die Meister, sondern nur die Knappen und Amateurs. Der „Giozi“, d. h. Kampfwart, ruft vor Beginn eines jeden Ganges die Namen der Streiter auf, indem er vorher, um das Publikum aufmerksam zu machen, die „Giozhigis“ (Klapphölzer) aneinander schlägt. Über seinem Kimono trägt der Giozi stets noch ein Ceremonienkleid mit weit abstehenden Achselklappen; er hält ein sächerartiges, mit Quasten behängtes Instrument, „Touchiwa“, vor sich ausgestreckt, verbeugt sich nach allen Seiten und ruft in hohen Fisteltönen die Namen der jeweiligen Sumotori aus. Nachdem diese noch mit kleinen Lackschalen Wasser aus den an Bambuspeilern stehenden Behältern geschöpft und sich gestärkt haben, reißen sie von den hängenden Paketen einige Blätter Papier ab und trocknen sich die Hände. Die Kämpfer begrüßen einander, indem sie mit gespreizten Fingern die Arme in die Höhe strecken, und beginnen dann den Kampf stets in der Kniebeuge.

Trotz der Anspannung aller Kräfte und großer Erbitterung wird doch nie ein Stoß oder Schlag geführt, denn dies wäre gegen die Regeln. Der Kampfwart, der stets neben den Streitenden einherläuft, beseuert sie durch Zurufe, die wie das Gekacker einer Henne klingen, und warnt sie zugleich, ja keinen Fuß außerhalb des abgesteckten Kreises zu setzen. Je hartnäckiger und länger ein Gang ist, desto lauter wird dem endlichen Sieger zugejubelt. Der Lohn folgt aber auch oft auf die rühmliche



廣重
重五

That und der Kampfwart ruft dann aus, daß der Sumotori X als Anerkennung sieben von Z=San eine bestimmte Summe erhalten habe.

Mit den edlen Gestalten der Ringer, die ich vor zwei Jahren in Dodeypore am Hofe des Maharaja bewundert hatte, und die sich wie lebendig gewordene Bronzestatuen aus den vatikanischen Museen ausnahmen, können die feisten japanischen Ringer keinen Vergleich aushalten, denn mit Schönheit hat nun



einmal die Natur die Japaner nicht bedacht; darin werden sie von den meisten asiatischen Völkern übertroffen.

In den Schulen geschieht neuerdings in Japan sehr viel, um die physische Entwicklung der heranwachsenden Jugend zu fördern; nirgends dürfte so viel geturnt, exerziert und spaziert werden, als hier. Eine bessere Körperhaltung, freiere Bewegungen lassen sich auf diese Weise gewiß heranbilden; aber der für uns Europäer nun einmal unschöne Typus dürfte kaum je eine Umwandlung erfahren.

Von den Ringkämpfen aus machte ich einen Spaziergang in einen mir unbekanntem Stadtteil Kyotos und fand an einer

Straßenecke einen Mann sitzen, der auf einer großen Fahne ein Skelett mit einem Teufelskopf gemalt hielt. „Was bedeutet das?“ fragte ich meinen Dolmetsch. Er antwortete mir, daß im ganz nahe gelegenen Shairujitempel gegen ein kleines Entgelt der Teufel gezeigt werde, und der Mann freundlichst zum Besuch einlade. Nun habe ich als Kind den Herrn Katecheten viel von Hölle und Teufel erzählen hören, so daß meine Neugierde, endlich einmal den Satan zu sehen, begreiflich war.



Ich betrat also das Kloster, wo neben einer Kwanon, der Göttin der Barmherzigkeit, ein mindestens 10 Fuß hohes Skelett stand, dessen Schädel zwei kurze Hörner schmückten: die Reste des Teufels! Ein vom Geist Häckels befeffener, gottloser Materialist hatte nun behauptet, die übrigens ganz geschickt aneinander gereihten Knochen seien einst von einem Ochsen, Esel, Pferd, der behörnte, breitmaulige Schädel aber zweifellos von einer jungen Kuh spazieren getragen worden. Selbst mein frommes Gemüt warf Blasen des Zweifels auf, doch nur einen Moment, denn alsbald erzählte ein buddhistischer Mönch, der unausgesetzt vor dem Teufel Weihrauch verbrannte, der andachtsvoll lauschenden Menge, daß vor 600 Jahren bei Kusudani in der Provinz Shimaneken ein böser Teufel lebte, der haarsträubende Dinge verübte. Auf einmal sei er verschwunden; niemand wußte wohin, bis vor 29 Jahren nach einer Feuersbrunst unter den Trümmern eines Hauses dieses sein Skelett gefunden wurde. Es sei Eigentum des Dannotempels in Kyoto; da dort aber ein geeigneter Platz fehle, so hätten es die Mönche dem Shairujitempel geliehen. Das Spielhonorar, die Abmachungen über die Einnahmen berührte der Brave nicht;

aber ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß ein Kompagniegeschäft dahinter steckt, denn der selige Teufel ist eine Zugkraft ersten Ranges, er rentiert, zumal da er völlig anspruchlos ist und nichts frißt.

Denselben Abend erzählte ich einem Freunde, was für eine interessante Bekanntschaft ich im Laufe des Tages gemacht hätte; er geriet außer sich und rief: „So etwas ist doch nur in Asien, nur bei buddhistischen Mönchen denkbar, in Europa wäre es einfach unmöglich!“ — „Glauben Sie?“ erwiderte ich. „Nun, ich kenne, umspült von den blauen Fluten der See, im Süden Europas ein herrliches Eiland, wo ich unter dem betäubenden Dufte der Orangen- und Limonienhaine Dinge sah, die — — Urteilen Sie selbst. Am Fuße des Atna, zwischen Messina und Catania, wird alljährlich im Wonnemonat Mai in Calatabiano das Fest des San Filippo gefeiert. Den Ort überragt ein schroffer Berg, dessen zerklüftete Abhänge mit wildwachsenden, jahrhundertalten Kakteen bedeckt sind; den Gipfel zieren die malerischen Ruinen eines Kastells aus der Normannenzeit.

Auf halbem Wege zum Kastell steht eine Kapelle, worin die Holzstatue des San Filippo steht, nebenbei gesagt, eines Mohren, was die wenigsten wissen dürften. An seinem Namensfeste wird unter großem Gejohl und nicht ohne Gefahr für die Beteiligten die Statue des Heiligen den steilen Felsweg auf schwerem Traggerüst hinabgeschleppt, um im Dome von Calatabiano aufgestellt zu werden.“ — „Ja, was hat denn der San Filippo, der gewiß ein sehr biederer, wenn auch schwarzer Herr war, mit dem Teufel zu thun?“ warf mein Gefährte ein. — „Sehr viel,“ antwortete ich, „bitte, gedulden Sie sich nur ein wenig. An diesen Tagen werden aus den Gebirgsdörfern der ganzen Provinz Irrsinnige, Blöde, Fallfüchtige herbeigezerrt und den Ärmsten unter Anrufung des San Filippo im Dom der Teufel ausgetrieben. Einerlei, ob Mann oder Weib, wird

der Hammermann bis zu den Lenden entblößt, auf eine Art Kanzel geschleppt, geprügelt, gezwickt, gestoßen und an den Haaren gerissen, daß das Blut den Körper herabrinnt. Eine fanatische Menge in drohender Stellung ruft dem vor Schreck und ob der erlittenen Mißhandlungen halb Bewußtlosen immer „San Filippo, San Filippo!“ zu, und indem man ihm rohe Holzschnitte des Heiligen zeigt, haut man den Unglücklichen, der kaum mehr stammeln kann, von neuem verlangend, er solle den Heiligen anrufen, damit er ihn vom Teufel befreie.

Nie vergesse ich solch' eine Märtyrerin des Volkswahnes, ein armes Weib, das halbnackt, mit aufgelösten zerrauften Haaren, mit heulenbedecktem Körper, Schaum auf den Lippen, den stieren Blick gegen die Decke der Kirche gerichtet, unter den Prügeln zusammensank. Man rief ihr rohe Witze, derbe Zoten ins Ohr, worauf sie endlich den Mund krampfhaft zu einem Lächeln verzog. „Ha, seht ihr,“ rief die Menge, „der Teufel ist noch in ihr!“ Und von neuem begann das Reißen und gewaltsame Schütteln der Ärmsten, die schrie, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen! Als sie halbtot war, schleppte man sie vor den Hauptaltar, wo die Statue des San Filippo aufgestellt war, hielt ihr einige Linnen vor und entkleidete sie vollends.

Linker Hand vom Altar in der Sakristei wurde sie neu angezogen; die alten Lumpen aber mußten verbrannt werden, da der Teufel doch noch darin stecken konnte. Dieser Prozedur mußte sich jeder und jede unterwerfen, die geheilt werden wollten; auch mußten alle einen andern Weg einschlagen, als den sie gekommen, denn auf dem alten hätten sie dem Teufel abermals begegnen und unterliegen können. Von 10 Uhr morgens bis nach Sonnenuntergang währten diese Austreibungen; ich selbst war vom bloßen Anschauen wie gerädert und hielt diese krasse Wirklichkeit zuweilen für einen Trug meiner Sinne. Ekel, Scham und Empörung kämpften in mir, ich stand Dualen aus und

hätte aufschreien mögen: Himmel, hast du denn keine Blitze, um diese Rotte zu vernichten.“

„Und die Priester,“ — fragte mein erstaunter Zuhörer — „was thaten denn die?“ „Die Priester lehnten im Chor, sahen vergnügt zu und murmelten Litaneien, oder saßen in Beichtstühlen und — vergaben Sünden. Ja, mein Lieber, dies geschieht heute in einem ganz unbuddhistischen Kulturstaat Europas. Sind Sie aber nicht gleich mir der Ansicht, daß der Gottseibeius, mit dessen Resten ich heute die Ehre hatte persönlich bekannt zu werden, ein viel harmloserer, gutmütigerer Teufel ist, als der, der auf der Insel der Cyclopen noch spukt?“





Der Matsushima-Archipel.

3 Ein
Traum auf Kinkwazan.

u den „Sankei“, den drei schönsten Ansichten Japans, zählen die Pinineninseln von Schiogama („Schiogama=Matsumishima“), einem Küstenort, der eine Landschaft von ganz eigenartigem Reiz eröffnet. Als Ausgangspunkt für den Besuch des Matsumishima-Archipels dient Sendai, wohin man von Tokyo aus mit dem Schnellzug in etwa sechzehn Stunden gelangt. Sendai ist die Hauptstadt der Provinz Mikuzen, ein Ort von 80 000 Einwohnern und bis zur Revolution (1868) Sitz des mächtigsten nördlichen Daimios.

In einer halben Stunde erreicht man das lieblich gelegene Hafenstädtchen Schiogama, von wo aus täglich ein kleiner Dampfer die Küste bis Ishonomaki entlang fährt. Stürmische See hatte den Tags zuvor ab-

gegangenen Steamer verhindert, zurückzukehren, so daß ich gezwungen war, meine Fahrt auf einem winzigen primitiven Notdampferchen, einer Art Kaffeemühle, anzutreten, dessen erste Kajüte kaum 4 Fuß hoch war, keinerlei Sitzgelegenheit bot, und worin knapp sechs Personen mit aufgezogenen Beinen aneinander gedrückt kauern konnten. So verbarrikadierte ich mich denn auf Deck zwischen Kisten und Ballen, die mir zugleich das fehlende Geländer ersetzen mußten. Auf diesem Posten konnte ich auch den Anblick der Küstenlandschaft und der zahlreichen Inseln besser genießen, während das Dampferchen auf der stampfenden See tanzte.

Der Matsushima-Archipel zählt nicht weniger als achthundertundacht Inselchen; die höchste Erhebung über den Meeresspiegel beträgt etwa 90, durchschnittlich jedoch nur 18 bis 24 m. Viele haben nicht nur eine höchst phantastische Form, sondern führen auch die seltsamsten Bezeichnungen, wie „Buddhas Eintritt in Nirwana“, „Frag- und Antwortinsel“, „Die zwölf kaiserlichen Gemahlinnen“ u. s. w. Diese durchweg von Pinien geschmückten, dünn bewölkerten Eilande aus vulkanischem, brüchigem Tuffstein entstanden dadurch, daß die wühlenden Fluten viele Halbinseln und weite Landzungen durchbrachen und die so häufigen Erdbeben ein übriges thaten.

Die Einwohner leben fast ausschließlich vom Fischfang, doch sind viele kleinere Inseln völlig unbewohnt. Unablässig anstürmende Wogen haben durch manche dieser Eiländchen Tunnels gebohrt, andere sind wieder von einer Seite so unterwaschen, daß man jeden Augenblick befürchtet, die überhängenden Felsmassen durch ihre Schwere in die See gezogen zu sehen.

In diesem von den Japanern so bewunderte Archipel mit seinen spielzeugartigen Miniaturinseln scheint die Natur einmal so ganz den Neigungen dieses Volkes für das Zierliche und Fußige entgegen gekommen zu sein; den meisten Europäern

aber wird in dieser idyllischen Welt des Kleinen ein freier, kühner Zug fehlen.

Bei dem starken Wellengang durfte unsere Rußschale sich nicht allzuweit von der Küste entfernen, sondern mußte einen zehn Meilen langen Kanal durchqueren. Er verbindet Kobiru, den Haupthafen der Sendaibay, mit dem Katakamiflusse, der sich nahe bei Ishinomakis in den Stillen Ozean ergießt. Unglücklicherweise fuhren wir, da gerade Ebbe war, in dem seichten Bett auf, und es bedurfte der größten Anstrengung nicht nur der Mannschaft, sondern auch der Passagiere, um das Schifflein nach einer Stunde wieder flott zu machen.

In Ishinomaki hoffte ich einen Dampfer nach Mikawa zu finden, dem äußersten Punkte der den Norden der Sendaibucht einschließenden Landzunge, denn von dort aus hatte ich nicht mehr weit nach Kinkwazan, dem Endziele meiner Wanderungen. Leider waren zu wenig Passagiere vorhanden, als daß die schäbige Kompagnie den programmmäßigen Dampfer abgehen ließ, und wohl oder übel mußte ich mich für die Nacht in ein Theehaus geleiten lassen. Schon unterwegs erblickte ich viele verstörte Gesichter; alle Kinnjale, alle Wände waren mit Chlorfalk beschriftet, in vielen Häusern die Fußböden aufgerissen, und so wußte ich bald, hier wüthete die Cholera. Der unheimliche Gast war vor neun Tagen eingekehrt und hatte bereits unter den 4000 Einwohnern 130 Opfer gefordert. Das allgemeine Entsetzen war daher nur zu begreiflich, fühlte doch jeder die Hand des Todes schon an seiner Gurgel. Ein warmes Bad wurde mir verweigert, weil man nur Quellwasser von weit her benutzen, aber bei strenger Strafe nicht aus dem Fluß schöpfen dürfe. Eben deshalb wurden mir dann zu meinem Reis die Fische verweigert. Wohin ich sah, wohin ich hörte, überall drohte das Gespenst der Cholera. Ich beschloß daher dies Jammerneft um jeden Preis zu verlassen und rückte mit

meinem Dolmetsch der sogenannten „Dampferkompagnie“ energisch auf den Leib. Man wandte ein, daß kein Dampfer gerüstet sei und es überhaupt an den nötigen Passagieren fehle, worauf ich erklärte, unter allen Umständen müsse der Kessel binnen zwei Stunden geheizt und das Dampferchen seefertig gemacht werden. Nach allerlei Ausflüchten wurde das verheißen, wenn ich — den halben Dampfer mietete. Diese ausschweifende Zumutung ging mir erst über den Spaß, denn man schien in mir einen Banderbilt zu sehen; als ich aber erfuhr, es handle sich nur um 8 Yen (kaum 20 Mark), biß ich in den sauern Apfel, um der Cholera den Rücken zu kehren und einen ganzen Tag zu gewinnen.

Noch vor der bedungenen Zeit fuhr ich denn auch leichten Herzens ab; doch der Mensch entgeht seinem Schicksal nicht, auf der Rückreise mußte ich in diesem verwünschten Ishinomaki übernachten.

Nach etwa zwei Stunden näherten wir uns ganz dicht dem zerklüfteten und zerrissenen Felsgestade und erreichten, als eben der Mond die wundervoll scheidende Sonne ablöste, den an der Spitze einer weit vorspringenden, krummen Landzunge gelegenen Hajen des Dorfes Aikawa, der Endstation des Matsumajima-Archipels. Da die Bootsleute durch ganz unvershämte Forderungen Schwierigkeiten machten, mich nach der noch unsichtbaren Insel Kinkwazan hinter dem Höhenzug zu fahren, so entschloß ich mich, bei Laternenlicht über den Gebirgspaß zu gehen. In einer Stunde sollte ich drüben in einer kleinen Bucht Fischerboote finden, die verspätete Pilger nach dem etwa zwei englische Meilen entfernten heiligen Giland brächten.

Auf der Höhe ruhte ich unter einem Steintorii aus und lauschte dem Schweigen der Natur. Die schattigen Umrisse der bewaldeten Berge leuchteten verschwommen im melancholischen Glanze der matten Lichtwellen. Im Stillen Ozean ruhte zu

meinen Füßen, traumverloren im bläulichen Dufte, die Insel Kinkwazan, „der goldene Blumenberg“. Der helle Mond zerteilte das zarte Gewölk und spiegelte sich in breiten Streifen auf dem Ozean, wie die silberne Brücke zu einem Feenland. Das Gezirp der Cifaden bildete die Marschmusik, als ich den steilen Abhang zur Bucht hinabstieg. Im Waldesdunkel verborgen stand märchenhaft, wie der Wohnsitz einer Fee, von bunten Lampions erleuchtet, ein Theehäuschen. Daneben ragte auf einem Vorsprunge, von dem aus man Kinkwazan erblickte, ein Campanile empor mit einer großen, wegen ihres herrlichen Klanges berühmten Glocke, die von den Pilgern gerührt wird, wenn sie von den Fährleuten des Tempels auf Kinkwazan abgeholt werden wollen.

In der wildromantischen Bucht hatte ich, denn es war bereits nachtschlafende Zeit, meine liebe Not, Bootsleute aufzutreiben, die mich ans erwünschte Ziel brächten. Erst durch allerlei Versprechungen gelang es mir doch noch, ein paar Schlaftrunkene aufzurütteln, und so landete ich nach halbstündiger Fahrt in einem mit Nezen und Fischen überfüllten, widrig riechenden Kahn an der Küste des goldenen Blumenberges.

Ich atmete erleichtert auf, als endlich trotz aller Fährlichkeiten das Ziel erreicht war und ich den Wald hinanstieg. Kein Lebewesen regte sich. Nur heilige Rehe, deren es Tausende auf Kinkwazan giebt, huschten zwischen den Schatten der Bäume über das tautropfende Gras.

Nach kurzer Frist durchschritt ich die Thore der Tempelanfiedelung. Man weckte einen Priester, der bei Fackelbeleuchtung meinen Namen in ein Buch tuschte, das aus gehefteten, langen Streifen bestand. In den Vorhallen stand auf großen Tafeln unter der Decke zu lesen, daß man hier für 1 bis 3 Yen beherbergt werde. Natürlich richtet sich die Verpflegung nach dem Preis; darin unterscheidet sich die priesterliche Herberge auf

dem „goldenen Blumenberg“ nicht im geringsten vom „goldenen Lamm“ oder anderen unheiligen Kneipen. Nach Erlegung der Taxe nahm ich auf einem Polster Platz und bekam, ausgehungert wie ich war, allerlei Zeug in Lacttäßchen, nicht größer als sie bei uns kleine Mädchen beim Kochenspielen verwenden. Die Augen zudrückend, schluckte ich herzlich die mir unbekanntem Gerichte hinunter. Was es war, weiß ich nicht, will's auch niemals wissen. Ein Priester schenkte mir aus einer lang-



halbigen Porzellanflasehe unermüdlich Sake ein, der auf Kintozan den Ruf genießt, niemals Kopfschmerz zu verursachen und überhaupt der beste in ganz Japan zu sein; so leerte ich denn das Schälchen weit öfter als sonst.

Daß ich als Gast erster Klasse behandelt wurde, sah ich bald, als man begann, mir mein Nachtlager aus wattierten Seidendecken, Kimonos und Matragen auf dem Boden aufzubauen. Mehrere Shintopriester leisteten mir während der Mahlzeit Gesellschaft, und nachdem der Dolmetsch ihre Neugierde befriedigt hatte, stellte auch ich verschiedene Fragen und erfuhr zu meinem großen Erstaunen, daß der Gouverneur die Priester einsetzt, sie aber auch jederzeit wieder absetzen kann.

Bis zur Revolution von 1868 war das Heiligtum der Göttin Benten geweiht. Zahllose Andächtige strömten alljährlich aus ganz Japan zu Opfer und Gebet herbei, trotz der großen Entfernung und der vielen Mühseligkeiten der Reise.

Doch auch die Aphrodite des Landes mußte den Shintogöttern weichen. Nur einmal im Jahr kehre, von unstillbarem Sehnen getrieben, Benten mit ihren Himmelscharen nach Kinkwazan zurück. So erzählte der heilige Mann, während ich in dem matt erhellten Gemach übermüdet nur noch mit halbem Ohr auf vermittelnde Worte des Dolmetsch achtete.

Unter vielen ceremoniellen Kniefällen zog er sich endlich zurück. Die Schiebewände, die mein Gemach vom Gang trennten, wurden vorgerückt. Aus dem Tempelhain drang durch die Stille der Nacht die Schummermusik der Käuzchen und Grillen.

* * *

So ruhte ich denn in tiefem Schlaf, während die Traumphantasie rastlos wob.

Gegenwärtiges, Vergangenes, Zukünftiges glitt wie irre Schatten durch meine Seele.

Mir war's, als ruhte ich an einem regungslosen, schwülen Sommertag auf Kinkwazan; ermattet von den brennenden Sonnenstrahlen und nach Kühlung lechzend. Meine Seele, erfüllt von den Herrlichkeiten der Natur, die sie tagsüber in sich eingefogen hatte, war in eine Feiertagsstimmung versunken. Gebete lagen auf meinen Lippen. Ein vom Meer kommender erquickender West schien sie himmelwärts zu tragen.

Auf einmal fühlte ich mich der Sonne so nahe, ich nickte ihr zu, sah wie gebannt empor, ein Glücksgefühl durchströmte meinen Körper ob der beseligenden Nähe. Plötzlich schien sich der goldig flammende Ball zu teilen. Aus dem ewigen unbegrenzten Weltenraume dahinter drang durch den Äther, erst

ganz leise, allmählich zu einem brausenden Tonmeere anschwellend, ein Hymnus auf Bentens Schönheit.

Blumenbefränzte Tenins, die Engel des buddhistischen Himmels, schwebten voran auf zitternden Sonnenstrahlen, die selbst harmonisch zu erklingen schienen. In der Rechten schwang jedes der seligen Kinder an langem Stiel eine Lotosblume, die silberhell ertönte, als wären die Blumenkelche zu Glöcklein, die Staubfäden zu Klöppeln geworden. Nun erschien sie selbst, in einer klaren Lichtquelle gebadet, Benten, die Göttin der Liebe und der himmlischen Musik, die Sorgenverscheucherin. Ein demantenes faltiges Kleid, zart, wie von Elfen gewebt, von einem juwelen- geschmückten Gürtel zusammengehalten, umfloß den Leib. Eine goldene Krone zierte ihr göttliches Haupt. Edelsteine an Kettchen fielen, gleich einem Schleier den Nacken bedeckend, zu beiden Seiten des Antlitzes bis zu den Schultern herab. Benten saß auf ihrem himmlischen Drachen, dessen Haupt ein goldenes Geweih schmückte. Sein Schuppenpanzer flimmerte in den Farben des Regenbogens; die Augen funkelten gleich zwei faustgroßen Rubinen, während seinem Rachen Weihrauchdämpfe entquollen. Zu beiden Seiten ritten gleich Adjutanten eine Anzahl Tenins auf Kranichen, die sie an blumengewundenen Seilen leiteten. Mit ausgespreiteten Flügeln, nur ab und zu einen mächtigen Flügelschlag führend, durchschnitten sie die Luft.

Hinter Benten kamen die sechs anderen Glücksgötter, ihre unzertrennlichen Gefährten, in einem Wolkenwagen, der von einem goldschuppigen Drachen gezogen wurde: Zuerst mit dem Tai-Fisch in der Hand, Ebisu, dann auf seinen Reissäcken stehend, der Gott des Reichthums Daikoku; ihm folgte der Gott der Weisheit und des langen Lebens Fukurofuku mit seinem übernatürlich langen Oberkopfe. Dann erschien der launische Kriegsgott Bishamon, den Speer in der rechten, eine kleine Pagode in der linken; mit seinem Hirsch und einem Pilgerstabe Zuröjiu,

gleichfalls ein Hüter der Weisheit und Milde; zuletzt der feiste Hotei, einen Fächer in der Hand, behäbig gegen einen Sack gelehnt, der Gott der Gutmütigkeit und Zufriedenheit. Sein Antlitz strahlte vom Wohlbehagen eines Bacchus.

Gar prächtig anzusehen waren die Tenins, ihre luftigen, weitärmeligen, mit Goldfäden durchsponnenen Gewänder funkelten wie Opale in der Sonne. Sie wurden von einem Gürtel aus Glycinen mit silberner Schließe zusammengehalten. Ihre himmlischen Flügel flimmerten in schneeiger Weiße, ihr Haupt aber schmückten zarte Vergißmeinnichtkränze. Sie ließen ihre schönsten, diesem Tage geweihten Hymnen erschallen.

Spielende Tenins entlockten der Biwa *) süße Töne, mit einem Schläger aus Elfenbein, ermuntert durch ihre Nachbarn, die das Shamisen gar lieblich rührten. Mit feierlichem Ernst strichen andere die Kofiu **), gegen das Knie gestemmt, mit einem goldenen Fiedelbogen. Das vornehmste Instrument des buddhistischen Himmels, das Siyo=no=koto ***) war zahlreich vertreten; es wurde stets von zwei voransliegenden Tenins getragen. Gar lustig bliesen die Dain=gai=Spieler in ihre großen gewundenen, mit goldenen Mundstücken verzierten Muscheln, die an Seidenschnüren um den Nacken hingen. Silberhell tönten die Instrumente der Kappa †)=Bläser, während die Flötenspieler den ihrigen, die reich mit Goldlack verziert waren, träumerisch süße Weisen entlockten. Neckisch erklangen unter den zarten Händchen der Himmelsboten die mit Seidenschnüren umspannten Tjudsumi ††). Kräftig bearbeiteten andere mit einem goldenen

*) Biwa, birnenförmige chinesische Laute.

**) Kofiu, zweisaitige Violine.

***) Siyo=no=koto, dreizehnsaitige, etwa 6 Fuß lange Zither. Wird nur in vornehmen Häusern gespielt.

†) Kappa, japanische Posaune, nur Tempelinstrument.

††) Tjudsumi, Klopftrommel.

Schläger die Moku-geyo*). Rhythmisch schallten dazwischen die Klänge der Doura, der Schlagebecken, sowie der papagenoartigen Flöten, der Ritju-kuans.

Nun folgte die Schar der singenden Tenins, den Stimmen nach eingeteilt. Wie Vogelsang durchzitterten ihre süße Weisen den blauen Äther. Hinter ihnen zottelte Inari, der Reiskgott, in Gestalt eines weißen Fuchses, eine goldene Troddel auf der Stirn; mit seiner buschigen Rute wedelte er begeistert den Takt.

Als die Himmelscharen das unbegrenzte Firmament durchmaßten und erdwärts schwebend sich dem Ziel ihrer lustigen Wanderung, dem heiligen Eiland näherten, vereinigte sich der Klang der Himmelsglocken mit dem aufwärtssteigenden Schall der dumpfdröhnenden Gongs und der erzenen Tempelglocke auf Kinfwazan.

In mächtigen Tonwellen, ergreifend, geheimnisvoll, unverständlich uns Menschen, entquoll aus der Tiefe der Glocke zum ewigen Sternenzelt eine mächtig tönende Stimme.

Da sich der heilige Zug dem Tempelhaine näherte, wogte ein heftiges Wehen durch den Wald, als ob sich die knorrigen Äste der alten Riesen freudig streckten und von den Wurzelfasern bis in die Blattspitzen der Kronen ein Wonneschauer sie durchrieselte. Selbst die im Schatten schlummernden Blumen erwachten, reckten sehnsüchtig die Köpfe in die Höhe, wiegten sich sanft melodisch nach dem Takte der Himmelsmelodien und begannen von neuem zu duften.

Jedes Lebewesen schien ein Sehnen nach der Himmlischen zu erfassen, als drängte es sie alle im Chor zu rufen: „Sei begrüßt, Göttin der Liebe; denn Liebe gebiert, Liebe erhält alles!“

*) Moku-geyo, ausgehöhlte, schellenförmige Instrumente aus Holz, mit einem Griffe versehen und mit einem Schläger geschlagen. Vorwiegend Tempelinstrumente.

Und als nun der himmlische Zug gleich einer Taubenschar in eine Waldeslichtung nahe dem Tempel einfiel, da hüpfen über den smaragdgrünen Moosgrund die im tiefen Dunkel äsenden Rehe und Hirsche herbei.

Wie sie des ungewohnten Anblickes gewahr wurden, stuzten sie, erhoben grazios, die schlanken Köpfe vorwärts streckend, ein Vorderfüßchen, und ihre dunkeln, feuchtglänzenden Augen schienen erstaunt zu fragen, was eigentlich all dies bedeute. Sogar der Affen muntere Scharen, sich behend von Ast zu Ast schwingend, stürmten in possierlicher Hast der Lichtung zu.

Auch nahen gleich einer schwarzen Wolke unter lufterschütterndem Gefrächze zahllose neugierige Raben, deren Gefieder in den Sonnenstrahlen stahlblau erglänzte. Heuschrecken hüpfen, Käfer krochen mühselig gleich gichtgeplagten alten Herren heran, indes gleich irrenden Lichtstrahlen türkisfarbige Libellen, perlmutterglänzende Falter die Luft durchschwirren.

Sie alle folgten dem heiligen Zuge, der feierlich die breite moosbewachsene Steintreppe hinaufstieg, die, eingefast von Riesenslaternen und überschattet von ehrwürdigen Waldpatriarchen, an der Hügellehne zum Tempel führte.

Als sich nun Benten ihrem alten Heiligtum näherte, sprang das Thor weit auf; ein breit eindringender Sonnenstrahl durchflutete den halbdunklen Raum mit goldigem Lichte; Weihrauchopfer zu Ehren der Götter entquollen duftend den Gefäßen und erfüllten die Stätte mit betäubendem Wohlgeruch.

Doch nicht lange verweilte Benten in dem Raum, der nun anderen Göttern diente; fast alles war ihr neu darin, sie fühlte eine Fremde sich unter Fremden. Nur ein inbrünstiges Gebet richtete die Göttin der Liebe und Schönheit an Buddha, den Allmächtigen, daß er sich der Menschen erbarme, damit sie ihrer nicht ganz vergäßen.

Ihre beflügelten Scharen zurücklassend, wandelte sie allein

im vertrauten Waldesdunkel dahin. An einem ihrer duftigen Lieblingsplätzchen ruhte sie in elegischen Träumen aus, und wo ihre Zähnen zur Erde fielen, entsprang leise murmelnd ein Quell. Wer jemals daraus trinkt, dem bringt es Trauer und Herzeleid.

Unterdessen sahen die zurückgebliebenen Tenins sorglich nach, ob die Weihrauchopfer ganz verglommen seien, damit nicht am Ende noch ein schädliches Fünkchen herausspringe. Sogar auf die Altäre und Tische kletterten sie, bliesen die Feitlichter aus und zerdrückten die glühenden Dochte mit nassen Fingerchen. Als Benten dann zur Himmelschar zurückgekehrt war, verteilte sie aus einem goldbrokatenen Säckchen Samenkörner an ihre beflügelten Lieblinge.

Gleich jubelnden Lerchen schwirrten sie im Fluge nach den blumenbesäten Wiesen und Auen des göttlichen Eilandes und gruben mit ihren zarten Händchen kleine Löcher, um je ein Samenkörnchen einzusetzen. Daher kommt es — die Menschen wissens nur nicht — daß auf Rinkwazan, dem goldenen Blumenberge, so viele Himmelsglocken und Himmelschlüssel blühen.

Als sich alle Tenins wieder am Tempel eingefunden hatten, gab Benten das Zeichen zum Aufbruch. Von neuem erklang erhabene Sphärenmusik, und unter dem harmonischen Rauschen der Engelsflügel schwebte der Zug durch den Himmelsdom, an rosigen Wölkchen vorbei, dem westlichen Paradiese zu.

Nur zwölf kleine Schelme hatten sich theils hinter den Altären, theils hinter der großen Opferlade versteckt, um den Himmel ein bißchen zu schwänzen. Sie wollten sich wieder einmal wie einst als Erdenkinder so recht austollen. Es waren allerliebste himmlische Gassenbuben — nur Buben? ach, das läßt sich kaum sagen, denn bei Engeln ist das Geschlecht schwer zu ergründen.

„Nur ein einziges Mal im Jahre,“ so rief schmollend ein schwarzzüngiger Geselle „dürfen wir den Himmel verlassen! Da

oben wird's einem am Ende doch auch langweilig! Ach, wie freue ich mich wieder, auf der Erde zu sein!" Dabei schlug er jauchzend ein paar Purzelbäume.

"Du weißt doch, Taubenköpfchen," sprach ein anderer kleiner Missethäter, „wenn wir zu spät kommen und Gott Amtabha das westliche Paradies verriegelt hat, daß wir dann den Bambus kriegen.“ Dabei rieb sich Theeblütenstaub mit süßjaurem Gesicht im Vorgefühl des Schmerzes sein rosiges Hinterteilchen.

"Theeblütenstaub, du bist eine Memme," erwiderte feck Taubenköpfchen, „wenn's mal ein Gaudium giebt, willst du nie mitthun; du bist mir ein rechter Spielverderber!"

Theeblütenstaub war nämlich erst ein neugebackener Tenin, der sich ängstlich an alle himmlischen Verordnungen hielt. Doch so ein klein bißchen Teufel steckt selbst in dem musterhaftesten Tenin, und als er sah, wie alle anderen Kameraden dem Taubenköpfchen zustimmten und ihn verhöhnten, rief er mit plötzlicher Courage: „Spielverderber, ich? Das sollt ihr mir nicht zweimal sagen!" Und, sich aufblähend, fuhr er fort: „Du irrst dich gewaltig, Taubenköpfchen, wenn du glaubst, daß ich mich fürchte. Was ist denn schließlich dabei? Werden wir wirklich erwischt, so sagen wir einfach, daß wir im Lianenhaine vor dem Thore gespielt und uns verspätet haben.“

„So ist's recht," riefen nun jubelnd die anderen himmlischen Bälge. Taubenköpfchen klatschte vergnügt in seine feisten Händchen, sprang auf Theeblütenstaub zu, und ihn in beide Backen kneifend, gab er ihm mit gespitztem Mäulchen einen herzhaften Kuß.

„Nun, Kameraden," rief ein allerliebster kleiner Tenin, — ein weiblicher, denn die anderen nannten ihn Rose des Westens, „laßt uns dort unten in der prächtigen Meeresbucht baden, kommt, säumt nicht lange, es wird uns gewiß erquicken! Die drückende Hitze hier auf Erden ist für uns Tenins, die wir an

kühlere, luftigere Räume gewöhnt sind, schier unerträglich! Uff, wie schwitz' ich nur!" Bei diesem Stoßseufzer riß der badelustige Schalk von einer Pflanze zu seinen Füßen ein großes Blatt ab und trocknete sich damit die Stirn.

Lachend und scherzend kletterten die geflügelten Kerlchen den felsigen Strand hinab. Dort legten sie das Einzige, was sie noch abzulegen hatten, ihre Blumenkränzlein hin; die übrige Bekleidung, auch ihre Instrumente hatten sie schon in der großen Opferlade versteckt.

Luftig, Hand in Hand, stiegen die kleinen Himmelsmusikanten vorsichtig bis zum Hals ins Wasser. Plötzlich ließen sie, wie auf Kommando, einander los. Da begann ein Zappeln und Spritzen und Plätschern, als ob sich Wöglein in einem kristallinen Becken baden.

„Heiei!“ jubelte Taubenköpfschen, „das ist denn doch ein anderes Vergnügen, als die Thau- und Luftbäder da oben! Na überhaupt!“ — Ein strafender Blick mehrerer Tenins machte ihn verstummen.

Dann tanzten die Übermütigen einen Reigen am Ufer, und als plötzlich ein Schalk unerwartet die Kette losließ, so daß die ganze himmlische Gesellschaft in den Sand purzelte, nahm das Richern und Schäkern schier kein Ende. O, wie waren sie glücklich auf Erden!

„Freundchen,“ rief aber Pfirsichblüte in besorgtem Ton, „wißt ihr, was ich fürchte? Daß unsere Flügel nicht mehr ordentlich trocknen und uns oben verraten. Diese Worte wirkten niedererschlagend. Manche unter den niedlichen Nackern kratzten sich verlegen hinter den Ohren.

„Habe ich's nicht immer gesagt,“ rief Morgenruhe, „daß wir mit der Schwänzerei noch einmal recht in die Patzche kommen?! Aber Taubenköpfschen — —“

„Ach, was Taubenköpfschen,“ fiel der also Angerufene

ärgerlich in die Rede, streckte dabei gegen Morgenruhe sein loses Zünglein heraus, „so'n Gännschen wie du verliert immer gleich den Kopf. Da! Sieh mal her!“ So rufend lief der kleine Ausbund einige Schritte landeinwärts, warf sich glatt auf den Bauch in den warmen Sand und ließ die pralle Sonne auf seinen Rücken scheinen.

Dieser pfliffige Ausweg leuchtete den Tenins ein. Im Nu lagen alle, wie hingeblassen, nebeneinander und schmorten. Dann befühlten sie einander die Flügelchen und zupften sie sich sorgfältig zurecht.

Nun gieng an eine Muschel- und Schaltierjuche längs des Strandes; denn so etwas gab's oben im Paradies nicht (wie Taubenköpfschen, der sehr materialistisch veranlagt war, mit Bedauern feststellte), nur die ewige Leckerei an verzuickerten Sonnenstrahlen — die übliche himmlische Belohnung für tadelloses Benehmen. „Nun, Taubenköpfschen,“ erwiderte Reisblüte spöttlich, „meines Wissens hattest du noch nicht allzuviel Gelegenheit, dir an diesem Konfekt den Magen zu verderben.“

Hierauf entspann sich zwischen der geflügelten Schar ein lebhafter Streit; die einen wollten wieder heimwärts fliegen, die anderen noch bleiben. Bei dieser Gelegenheit bekam ich gar seltsame Dinge zu hören, von denen man auf Erden keine Ahnung hat.

So erfuhr ich zum Beispiel, daß der buddhistische Himmel dualistisch regiert werde, ganz so wie mein liebes Vaterland, daß es eine chinesische und eine japanische Reichshälfte gebe, und die fortschrittlichen Japaner eben das seien, was bei uns die Ungarn.

„Mein Vorschlag ist,“ rief Feuerstrahl, ein tolles Bürschchen, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß er dereinst auf Erden ein rechtes Enfant terrible gewesen, „mein Vorschlag ist, mit dem Heimfliegen zu warten, bis die ersten elektrischen Sterne

am Firmament sichtbar werden; wenn's dann dunkelt, paßt der Wächter doch nicht mehr so auf, und rufen wir ihm nur das Lozungswort zu ‚Gepriesen sei der ewige Lichtglanz Buddhas‘; so kommen wir glatt hinein.“

„Ihr mit euren verwünschten elektrischen Sternen“, brummte ärgerlich Taubenköpfchen, der einst der Sohn eines chinesischen Mandarins gewesen, „was haben die überhaupt in unserem alt-ehrwürdigen Himmel zu suchen! Aber ihr japanischen Seelen verschimpft mit euren profanen europäischen Dingen, mit eurem sogenannten Fortschritt das ganze Paradies. In einen Christenhimmel, na ja, mögen vielleicht elektrische Sterne und ähnlicher Krimskrams passen, aber nun und nimmermehr in Amitabhas Reich!“

„Das sage ich auch,“ fiel Pfauenfeder ein, ein pausbackiger Tenin mit allerliebsten Grübchen in den Wangen. „Aber schließlich mußte man doch den japanischen Dickhädeln nachgeben. Es war ja gar nicht mehr auszuhalten das ewige Geschimpf auf den alten chinesischen Zopf; und dann dies ewige Drohen der japanischen Seelen mit dem Strife! Da war es denn von unseren fünfhundert Weisen schließlich das allerbeste, daß sie auf einem Konzil beschlossen, des lieben himmlischen Friedens halber und um einen bösen Krach zu vermeiden, den japanischen und allen unzufriedenen Seelen die eine Hälfte des Paradieses einzuräumen, damit sie nach Belieben schalten und walten könnten.“

Nun schwirten gleich einem losgelassenen Bienenschwarme die Klagen der unzufriedenen Tenins durch die Luft, ja, es fehlte nicht viel, so wäre es zwischen den beiden Parteien zu einer regelrechten Prügelei gekommen. Taubenköpfchen zerpfückte ärgerlich einen Grassalm und klagte bitter: „Wo sind denn überhaupt die so schönen Zeiten des himmlischen Dufels geblieben! Wie geht man denn überhaupt mit uns um! Was nützt

uns denn all das Zeug, das man uns neuerdings in der Schule einpaukt! Zum Spielen bleibt ja kaum noch Zeit! Und das nennt sich noch Paradies!“

„Er hat recht,“ riefen eifrig zustimmend seine Anhänger. „Das ganze Paradies hat man verpfuscht!“

Drauf Taubenköpfchen: „Die alten Seelen, die haben's schließlich noch immer gut, die sind ja vom Schulzwang frei; aber wir, die jungen, müssen all die frischgebackene Erdenweisheit schlucken — und die ist oft was rechts — brrr — mir graut davor!“

„Mir auch!“ scholl es von allen Seiten. Die englische Mehrheit, darüber blieb ich nicht lange im Zweifel, war entschieden bildungsfeindlich gesinnt.

„Wenn wir,“ sprach Taubenköpfchen sinnend und mit der großen Zehe seine Initialen in den Sand schreibend, „wenn wir nur etwas Zuverlässiges über die Verhältnisse in der Hölle wüßten, wie's dort mit der Lernerei steht! Das bischen Hitze genierte mich wahrlich nicht, das ertrüge ich noch immer lieber als die ewige Büffelei oben!“ „Pfui, Taubenköpfchen,“ erscholl es entrüstet im Chöre. Das ging entschieden zu weit.

„Du solltest dich doch wirklich als Tenin schämen,“ sprach Pfirsichblüte empört, „so etwas auch nur einen Augenblick zu denken, geschweige denn erst zu sagen! Wenn das ein Buddha hörte, du bekämst mindestens acht Tage lang, statt der süßen Mandarinen und Bananen, den schlanken Bambus zu kosten. Und das verdienstest du auch für deine losen Reden!“

„Nun aber,“ fiel der gesetzteste Tenin ein, „müssen wir uns schleunigst ankleiden und aufbrechen, damit wir zur Dämmerstunde das Himmelsthor erreichen und schwerer Strafe entgehen.“

Alle liefen, dieser Rede zustimmend, zum Tempel, wo sie einander die Festkleider anlegten und sich die Blumenkränzlein im Haar zurechtsetzten. Als so die Himmelstoilette besorgt

war, suchten sie wieder den Strand auf. „Wenn wir nur wüßten, wieviel Uhr es ist!“ äußerten mehrere.

„Ei, fragt doch den Mann am Boden dort,“ riefen andere, auf mich zeigend. „Nein! den getrau ich mich nicht anzureden,“ sprach kopfschüttelnd ein allerliebtestes kaffeebraunes Teninchen, dessen Heimat einst das palmengeschmückte Ceylon gewesen war, ein Paradies schon auf Erden, „das ist ein Europäer!“

„Rose des Westens!“ erscholl es nun von mehreren Seiten, „das ist ja einer aus deinem Volke; sprich du mit ihm!“

„Ach, lieber Herr,“ sprach das süße Himmelskind und näherte sich mir, verlegen mit den Händchen an dem Blumenkranz spielend. „Seid doch so gut und sagt mir, wie lange währt's wohl noch, bis die Sonne zur Reige geht?“

„So drei bis vier Stunden, Kind. — Nicht wahr? Rose des Westens nannten sie dich? Du warst wohl einst ein Mädchen?“

„Ja, Herr,“ antwortete errötend mit gesenktem Blick das reizende Wesen, an dem ich mich nicht satt sehen konnte.

„Mein herziges Teninchen, Rose des Westens, ich bin erstaunt, daß du, dereinst ein christlich-europäisch Menschenkind, in das buddhistische Paradies eingezogen und ein Tenin statt eines Christenengels geworden bist. Am Ende, Kind, bleibt sich's ja gleich. Es ist doch seltsam, daß, je länger ich dich betrachte, mir wie aus grauer Nebeljerne Erinnerungen aus meiner Kindheit so traulich und so lebendig vor die Seele treten, wie kaum je zuvor; ja, daß ich um Jahrzehnte mich zurückverjert wähne. Sieh, Rose des Westens, als ich ein Knabe war, da hing mein Herz mit kindlicher Zärtlichkeit an einem kleinen Schwesterlein, der liebsten Gespielin meiner Kindheit, das ich zu meinem großen Leid nur allzu früh verlor. Und, sonderbar, nun wird mir bei deinem Anblick, als säh' ich mein kleines Röschen wieder!“

„Röschen? so nannten mich auch daheim die Lieben, die
Fischer, Japan.

ich zu meinem größten Schmerz verlassen mußte.“ „Wo war denn deine Heimat, liebes Kind?“ „Am fernen Donaustrand.“

Nun gab es hastige Wechselfragen. Wie Schuppen fiel es da von unseren Augen, und nicht lange wahrte es, so vergoß das Himmelskind an meinem Halse freudige Zähren. Wir ruhten so in schweigender Umarmung.

„Und du gedachtest meiner noch, mein lieber Bruder?“ brach Röschen endlich das Schweigen. „So hat man denn auf Erden, wo ich doch nur allzu kurz geweilt, meiner nicht ganz vergessen?“

„Nein, liebes Kind, ich hing an dir mehr, als ein Mensch es ahnte, und wenn ich meinen Träumereien nachgebe, gedenk' ich dein oft in wehmütvoller Liebe. War doch dein früher Tod der erste große Schmerz meines jungen Lebens; nicht der letzte. — Doch lassen wir den Gram in diesen seligen Augenblicken ruhn, wo die Kinderzeit mich durch dich noch einmal holdselig anlächelt.“

„Wie danke ich dir, guter Bruder! Es war gerade dein Geburtsfest, das ich durch meinen Tod so grausam störte. Erinnerst du dich noch?“

„Gar wohl! Aber sag' doch, Püppchen, was war's, das dich Christenkind in den buddhistischen Himmel führte?“ „Wirft du's nicht weiter sagen?“ „Ei, wahrhaftig nicht!“

„Nun denn, so will ich dir's vertrauen; aber“ — dabei nahm das schwesterliche Teninchen meinen Kopf und drehte ihn abseits — „ansehen darfst du mich dabei nicht!“

„Ich glaube,“ sprach sie zögernd, „Trotz war's.“ Da umschlang mich das Engelskind, stellte sich auf die Behen und kispelte mir ins Ohr:

„Es war an einem schönen Frühlingstag, als ich nach langem Siechtum zum ersten mal die Krankenstube verlassen und hinaus ins Freie durfte. Die liebe Sonne that mir so

wohl, und als sie meine schwachen Glieder durchwärmte, war mir's, als ob ein neues Leben mich durchströmte. Und dann die schönen Blumen all, die duftigen Wiesen! Ach, ich war ja so selig, denn der Todesengel hatte mehr als einmal drohend mein Krankenlager umschwebt. Nun meinte die alte treue Hüterin in frommer Einfalt etwas besonderes Heilsames und Gottgefälliges zu thun, wenn sie mich, erhitzt wie ich von dem Spaziergang war, noch rasch in die eisig kalte Kirche schleppte und vor dem Altar auf die Steinfliesen niederknien ließ, um allen Heiligen für die Rettung zu danken. Ich that wie mir geheißen; doch zu Hause angelangt, verfiel ich in ein heftiges Fieber, und diesmal holte mich nach ein paar Tagen erbarmungslos der Todesengel. Mein Erdenwallen war zu Ende. Man bahrte mich auf. Es war gerade an deinem Geburtsfest, und als da alle kamen und um mich jammerten, fühlte meine Seele, die noch im Körper wohnte, — denn wir Seelen bleiben darin, bis sich das Grab schließt — einen unsagbaren Schmerz.

Warum mußte ich sie denn verlassen, betrüben, die mich so geliebt? Um dieser Heiligen willen? O wie waren sie mir auf einmal widerwärtig! Tags darauf senkte man mich in eine Grube, Erdschollen polterten dumpf zum Abschied auf meinen Sarg. Es waren die letzten Grüße, du standest bitterlich weinend unter den andern. Da trösteten sie dich: Sei doch ruhig, dein Köschchen schwebt nun als Engel gen Himmel, und bei den Heiligen ist ihr besser als hier.

Was, zu den Heiligen soll ich? rief's trotzig in mir auf, die ich grade im Begriff war, meine himmlische Reise anzutreten. Ich will ja gar nicht zu den langweiligen Heiligen, ich möchte viel lieber auf der Erde bei meinen Lieben bleiben. Nun geh ich jußt nicht hin zu den Heiligen!

Trotzig warf ich die Lilie weg, den Wanderstab, den jeder Himmelspilger erhält, entschlossen, mir ein anderes Jenseits zu

suchen, wo ich diese Heiligen nicht träfe. Ich durchschwebte Rosen- und Lilienhaine. Dann sah ich wieder Nebelseen unter mir, aus denen unzählige Wasserlilien emporragten. Irisfelder wechselten mit blutrotem Mohn. Fliederväldern entströmte ein betäubend süßer Duft. Ich legte ungemessene Weiten zurück und kam endlich an ein großes Gewässer, das ganz bedeckt war mit Lotosblumen.

Dort begann die Region der Götter. Eine unsichtbare Stimme rief mir zu: Tauch' unter, Seele, in der heiligen Flut!

An dem See, der Vorstation für alle, die nach Nirwana wollen, harrte Jung und Alt; fast alle erhielten von Priestern eine Lotosblume. Nur die, denen sie verweigert wurde, durften nicht weiter pilgern. Staunend folgte ich all diesen fremdartigen Gestalten, die ich auf Erden nie gesehen.

Als wir dem buddhistischen Himmelsthor uns näherten, bedrängte mich dicker Weihrauchduft den Atem. Gar vieles fand ich dort so, wie ich auf Erden den Christenhimmel hatte schildern hören. Auch Heilige gab es, vielleicht noch mehr. Daß ich jedoch jenen bösen Kirchenheiligen entschlüpft war, das freut mich heute noch.

Als ich nun gleich den anderen rief: „Heil, Heil dem ewigen Lichtglanz Buddhas!“, da führten mich zwei Priester, in kostbar prunkende Mäntel gekleidet, auf blumigem Pfade zu Indra hin, dem Herrn des Himmels. Von heiligem Schauer ergriffen, bedeckten alle Anwesenden mit den Händen ihr Antlitz und sanken ehrfurchtsvoll auf die Kniee. Mir schwanden fast die Sinne vor soviel Größe und Herrlichkeit.

Ein mächtiger Donner, der die Lüfte durchdröhnte, folgte der Einführung. Da sah Gott Indra liebevoll auf mich und sprach — es tönte wie Orgelklang —: Kind, dein Begehrt?

Ewiger Herr des Himmels, sprach ich zitternd mit gefalteten Händen, o dulde mich in deinem Reiche!

Was du begehrt, du holde Kinderseele, erscholl es machtvoll

und mild von seinen Lippen — ich kann dir's nicht gewähren. Gott Yama, Herrscher der Unterwelt, lenkt der Seelen Schicksal nach urenigen Gesetzen. Er allein kann das Erlösungswerk vollbringen, die Prüfungszeit und die Art der Buße dir bestimmen, der ewige Glückseligkeit dann folgt. Willst du, so laß ich dich zu ihm geleiten.

Ja, hoher Himmelskönig, bitte, bitte — sagte ich ermutigt durch die unendliche Milde und Güte, die aus dem göttlichen Antlitz leuchtete. Nachdem ich den Saum meines Kleides hatte küssen dürfen, verband man mir die Augen. Zwei Tenins faßten meine Hände und durchschwebten mit mir den Himmelsdom, dessen unfaßbare Größe der menschlichen Vernunft spottet. Endlich hielten wir im Flug inne. Wir sind zur Stelle, sprachen meine Begleiter, indem sie mir die Binde von den Augen lösten. Finster saß auf goldenem Thron Yama, erschrecklich anzusehn, mit wild rollenden Augen, der Herr des Gerichts, das Schwert in der Hand.

Als er das Schwert hob, ließ ein ungeheurer Donner die Felsenwände erzittern. Alle Höllenbestien um ihn verkrochen sich winselnd. Fürchterliche Ruhe herrschte alsbald, denn alle Kreaturen bebten vor dem Zorn des Übermächtigen.

Was soll's, was will dies Seelchen von mir? sprach unheimlich der Gewaltige.

Richte es, Herr, Gott Indra sendet uns zu dir — erwiderten demutsvoll meine Begleiter.

Da befahl Gott Yama dem zu Füßen seines Thrones sitzenden ersten Schreiber Tschandragupta, ihm aus dem Buch Ugrasandhâni vorzulesen, was darin über mich stehe. Als jener geendet, überflog ein mildes Lächeln die früher so harten Züge Yamas. Wie aber, fragte er, sündigte dies Kind auf Erden? Der Kanzler wies schweigend auf ein unbeschriebenes Blatt in dem heiligen Buch. Da stieg Yama vom Thron, legte die Hand

auf mein Haupt und sprach: O sei gesegnet, du, die du unberührt bleibst von dem, was götterfeindlich ist, du reine Seele ohne Schuld! Dir werde ewiges Glück zu teil! Wie der Taupfen aufgesogen wird von den Sonnenstrahlen, so gehe deine Seele auf in einem seligen Jenseits in Amitabhas Reich, nicht in Nirwana, wo aufgelöst in nichts jede Seele verblaßt, wo alle Lust und Unlust erstirbt. Zieh hin ins westliche Paradies des ewigen Lenzes, wo du göttliche Schönheit in ungeahntem Maße lebendig siehst; wo Amitabha in hehrem Glanze thront!

Als Yama so gnadenreich geendet, schloß sich der Raum vor uns, durch eine undurchdringliche Wolkenmauer verhüllt. Jubelnd flogen wir, von Paradiesvögeln begleitet, durch den von Kolscharfen erklingenden Äther dem westlichen Paradiese zu, wie Gott Yama uns geheißt. Meine Begleiter übergaben mich dort dem strahlenden Amitabha, der mich an sein Herz drückte. Es war gerade ein Feiertag. Alles ruhte. Groß und Klein ergöhte sich in den schönsten Gärten, wo duftige Blumen von überreicher Pracht ohne Zahl prangten, krysthelle Bäche und Kaskaden lustig schäumend tanzten und Vögel und Schmetterlinge wie geflügelte Edelsteine in der hellen Sonne funkelten.“ —

Flötenklänge unterbrachen Köschens Rede; Signale zum Aufbruch, die Taubenköpfe aus vollen Backen blies. „Rose des Westens“, erscholl es, „so komm doch schnell, wir warten länger nicht!“ Dabei zeigten die Tenins besorgt nach der untergehenden Sonne und schlangen eine Blumenguirlande, die sie inzwischen geflochten, um ihre zarten Körper.

Nur einen flüchtigen Kuß konnte mir mein Schwesterchen zum Abschied auf die Augen drücken, dann entwand sie.

Glühende Thränen fühlte ich meine Wangen nesen, als die Überirdischen gleich einer Taubenschar unter dem feierlichen Ton der Glocken, dem Erklingen der Lüfte sich erhoben und mir

noch im Flug als letzten Gruß die Vergißmeinnichtkränzchen, die ihre Häupter schmückten, zuwarfen.

Die Sonne aber, die alles durchdringende Macht göttlichen Lichts, ging ermüdet zur Ruhe.

* * *

Unsanft fühlte ich mich aufgerüttelt.

„He, He, Sjinsan*),“ klang es mir in die Ohren, „wollt Ihr denn ewig schlafen, seid Ihr krank?“ Schlafrunken streckte ich die Glieder. Vor meinen Augen hellte es sich allmählich auf. Ich kam zum Bewußtsein, daß meine Seele sich mit überirdischen Welten berührt hatte. Alles verslog. Selbst die liebe Sonne hielt sich hinter undurchdringlichen Wolken versteckt. Es war ein grauer, nebliger Tag. —

Nachdem ich mich gebadet und gestärkt hatte, erstieg ich in einem prächtigen Buchenwalde die Spitze des goldenen Blumenberges. Droben stand ein dem Watazumi-no-Mikato, dem Meer-gott der Shintoisten, geweihtes schmuckloses Tempelchen; davor eine mächtige Opferlade, von einer Rabenschar umkränzt.

Raum fünfzehn Jahre sind es her, daß die alljährlich von Tausenden und Abertausenden besuchte Insel nur männlichen Pilgern zugänglich war. Das Gesetz gilt heute noch für die Spitze des Berges. An diesem Tag aber konnten sich die unten wartenden Damen leicht trösten, denn es war so neblig, daß man überhaupt keine zehn Schritte weit von der berühmten Aussicht über den Archipel sehen konnte.

Die Insel zu umgehen, braucht man fünf bis sechs Stunden. Ihre Wälder bergen über zweitausend Stück Edelvild; auch viele Affen. Das Jagen ist von der Regierung streng verboten, so daß die Tiere sich stetig vermehren.

Mittags sollte ich, so wurde mir morgens schon bedeutungsvoll angezeigt, ein feines Diner im Shintopriesterstil kennen

*) Sjinsan = fremder Herr.

lernen. Zurückgekehrt in die Tempelanlagen, wurde ich zu diesem Zweck in das Paradegemach geführt. Dort standen auf dem mit purpurroten Teppichen bedeckten Boden auf mehreren Lacktischchen, in viele Lackschalen verteilt, die Leckerbissen bereit. Das Holzrahmenwerk war in diesem Raume mit schönen Metallbeschlägen verziert und mit feinstem Lack überzogen; die Thüren aber mit gepreßtem Goldpapier bekleidet. Auch schmückten prachtvolle, auf Goldgrund gemalte Wandschirme, sowie schöne Blumenvasen das Zimmer. Kaum hatte ich mich auf die Teppiche niedergelassen, um mir das Priesterfutter etwas näher anzusehen, das mir mit schmunzelnder Miene als etwas Ausgezeichnetes von einem mich bedienenden Tempeldiener angepriesen wurde, als die Thüren wieder seitwärts geschoben wurden und der Oberpriester feierlich hereingeschritten kam und sich ceremonieell auf alle Knie niederließ. Nachdem wir uns gegenseitig müde bekomplimentiert hatten, nahm er mir gegenüber Platz. Sofort merkte ich, daß er die gemeine Absicht hatte, sich daran zu ergötzen, wie mir das Festessen schmecken möchte. Acht Tage solch ein Shintofutter, und ich würde jammervoll wie Suppenkaspar enden!

Was man meinem Magen alles zumutete, konnte ich nicht genau ergründen, aber das Menu war ungefähr folgendes:

1. Gesalzene Brühe, worin Ingwerwurzeln sowie Stücke eines tintenfischartigen Meerungetüms herumschwammen.
2. Eiskalte fadendünne Nudeln; für mich unter den streng fixierenden Augen des Oberpriesters die härteste Nummer. Gern hätte ich sie ihm an den Kopf geworfen.
3. Rote und weiße süße Gallert.
4. Allerlei Zuckerzeug, garniert mit roten Gingerwurzeln und Bambuspitzen.
5. Verzuckerte Pistazien in Form eines faustgroßen Klumpens.
6. Eine klebrige Masse aus roten Rüben und Zucker.
7. und 8. Kalte unausgebakene Kuchen aus Reis- oder Weizenmehl und Zucker.
9. Aufgeweichte Pilze mit gelben Samen bestreut.
10. — doch der Rest sei Schweigen.

Kurz nach dem Diner ließ eine Anzahl Pilger vor dem Aufbruch eine Art shintoistischer Messe lesen; ich glaube: für meinen gemarterten Magen. Diese Ceremonie fand in einer Kapelle statt. Der Raum für die Priester lag etwa 4 Fuß tiefer, als das 30 bis 40 qm messende Auditorium für die Andächtigen, getrennt durch einen großen pyramidenförmigen Leuchter. Dieser bestand aus fünf Reihen übereinander angebrachter Eisenstangen, auf denen zahlreiche Opferkerzen der Väter aufgespießt waren. Längs der Wände des Betraumes, in dem die Andächtigen in Reihen knieten, hingen Motivtafeln, Geweihe von Hirschen, Schwerter mit Inschriften, Ketten durchlöcherter Münzen, aus Stoff gefertigte Relieffiguren, Bilder von Pferden u. s. w. Ein weißgekleideter Priester schwang mit andächtiger Miene und geschlossenen Augen einen Sakakizweig, von dem den Shintoisten heiligen Baume, woran zahlreiche Goheis*) hingen. Vor dem Altar saß ein



*) Goheis, d. h. „erhabenes kaiserliches Geschenk“, sind lange weiße, zuweilen auch goldene Papierstreifen, die symbolisch die Stelle von Kleidern vertreten, die in alten Zeiten Andächtige an den den Shintoisten heiligen Baum knüpften. Auch glaubt man, daß der Geist der Götter sich auf ihnen niederlasse

Priester zwischen Metallbecken, in denen Feuer brannten. Unter vielen Verbeugungen klatschte er wiederholt in die Hände und las hierauf mit weinerlich monotoner Stimme Rollen ab, die er einem vor ihm liegenden fußhohen Cerementischen entnahm. Nach einer Weile stieg ein anderer die Stufen des Altars hinan und holte aus einem Schrank zwei mit Reiswein gefüllte Porzellanfläschchen. Hierauf bekam jeder der Anwesenden in einer kleinen Tasse davon zu trinken, wofür er einige Ri ($\frac{1}{5}$ Pfennig) spendete. Diese Stärkung schloß die Ceremonie ab. Einer nach dem andern zog an einer Schnur, woran dicht unter der Decke eine große Schelle befestigt war, und klatschte dann in die Hände; das Valet für die Götter.

Ich mußte leider die Insel mit den Pilgern verlassen, da es sehr fraglich war, ob ich sobald einen Anschluß nach Sendai zurück finden würde. Das Wetter hatte sich inzwischen wieder vollkommen aufgeklärt. Begleitet von zahmen Edelhirschen und Rehen, die uns noch lange nachsahen, indes die große Glocke herübertönte, gingen wir zum Strand hinab, wo mich bald das Boot wohl für immer entführte. Wie ein Traum wird in meiner Erinnerung fortleben:

Der goldene Blumenberg, die Insel Kinkwazan,
Der heil'ge Hain im fernen Stillen Ozean,
Auf meerumraushtem Fels das zahme Edelwild,
Der Tempel, der des Pilgers frommes Sehnen stillt.





Auf Yezo.

Unter den Ainos, den Ureinwohnern Japans.

Yezo, Japans nördlichste Hauptinsel, war das Endziel meiner Exkursion von Tokyo aus. Es reizte mich, den Ainos, den Ureinwohnern, diesen Indianern Japans, einen Besuch abzustatten, dem Stamm, der von der heutigen auf Hondo, Japans Hauptinsel, lebenden Bevölkerung verdrängt wurde.

In 20 Stunden erreichte ich von Sendai aus, das 16 Stunden von Tokyo entfernt ist, Hondos nördlichsten Hafen, Nomori, den für Nordjapan wichtigsten Handelsplatz.

Es war schon 11 Uhr nachts, als ich in einem Theehause, das zugleich das Bureau der japanischen Dampfergesellschaft für Yezo ist, mich etwas erfrischte, um alsdann zum Hafen zu fahren. Ein Sampang brachte uns an Bord eines ausschließlich mit

Japanern bemannten Steamers, der sich durch winzige Kajüten und mangelhafte Reinlichkeit auszeichnete. Trotz großer Ermüdung wollte ich die Ausfahrt genießen und setzte mich auf Deck. Die Gebirge um die Bay und der Meerespiegel erstrahlten zauberhaft im Silberglanz des Mondes.

Nach ziemlich bewegter 8—9 stündiger Fahrt durch die Tugarustraße, die Hondo von Jezo trennt, ließen wir in den Hafen von Hakodate ein, den besten und sichersten auf ganz Jezo, den einzigen zugleich, der den Europäern geöffnet ist. Kaum hatten wir die Anker ausgeworfen, so stellte sich dicker Nebel ein, eine an den Küsten Jezos häufige und vielen Schiffen gefahrbringende Erscheinung.

Hakodate hat seiner Lage nach viel Ähnlichkeit mit Gibraltar. An der Spitze einer schmalen Landzunge erhebt sich der über 1100 Fuß hohe, isolierte Yakushiyama. Hakodate liegt teils auf dieser Landzunge, teils baut es sich terrassenförmig an der Bergwand eines Gebirgszuges auf, der den Rücken der im weiten Bogen erstreckten Bay einschließt. Er ist sehr pittoresk, besonders wirksam die im Norden stolz aufragende, etwa 1200 m hohe scharfzackige Spitze des Vulkans Komagatake.

Die ungefähr 30000 Einwohner zählende Stadt macht einen tristen Eindruck. Die flachen Dächer der dürftigen Holzhäuser sind der vielen Stürme halber so sehr mit Steinen beschwert, daß man fürchtet, sie könnten von der Last erdrückt werden.

Das Eiland gehört erst seit kurzem vollkommen zu Japan; bis zum Zusammenbruch des Shogunates 1868 war der Zusammenhang mit dem Hauptreich nur ein ziemlich loser. Die japanische Regierung kümmerte sich nicht viel um Jezo und that nichts zu dessen Entwicklung. Der heutige Handels- und Agrikulturminister Enomoto, der während des Bürgerkrieges 1868 Admiral war, floh mit der Flotte des Shoguns nach

Yezo, eroberte die Städte Hakodate und Fufuyama und proklamierte die Republik. Ende Juni 1869 jedoch mußten sich die Shogunatsstruppen nach manchen Entbehrungen und Niederlagen dem Mikado ergeben; die Republik war vernichtet. 1872 wurde Yezo endgiltig japanische Kolonie, erhielt den Namen Hokkaido, d. h. „Nordseestraße“ und wurde in 9 Provinzen geteilt. Unter Leitung von Amerikanern, an ihrer Spitze General Capron, setzte man 1876 einen Kolonisationsausschuß (Kaitakushi, d. h. Entwicklungsdepartement) ein, der das bisher nur als Fischplatz geschätzte Yezo zu einem Ackerland umwandeln, alle Hilfsquellen erschließen und die Einwanderung aus überfüllten Gebieten Japans befördern sollte. Diese im größten Stil unternommenen Versuche verschlangen Unsummen, ohne einen entsprechenden Erfolg aufzuweisen. So entschloß man sich 1881, das Departement wieder aufzulösen, und Yezo wurde gleich den übrigen Inseln in Präfekturen eingeteilt. Die Schuld des Scheiterns trägt zum größten Teil das Klima. Obgleich Yezo zwischen dem 41.30° — 45.30° nördlicher Breite liegt, also ungefähr die Lage hat wie der Landstrich zwischen Neapel und Venedig, ist es doch sehr rauh, da die Küsten teilweise von arktischen Strömungen bestrichen werden, die im Ochotskischen Meerbusen sowie im Beringsmeer ihren Ursprung haben. Die Kälte der Kurilenströmung (Oya-shiwo) ist so groß, daß das Meer im Norden und Osten Yezos selbst im Hochsommer kaum 5° Celsius haben soll, im Winter aber sich die Eisdecke sogar 1—2 Meilen von der Küste ins Meer hinein erstreckt.

Die Fauna und Flora Yezos ist daher von der des übrigen Japan meist grundverschieden. Es liegt dies einerseits an dem fast 7 Monate dauernden Winter, anderseits an dem warmen südlichen Strom, dem Kuro-shiwo, der zwischen Luzon und Formosa entspringt und die Süd- und Ostküste Japans bestreicht.

Nejos Wälder ähneln mehr den nordeuropäischen Laubwäldern; Affen, Fasanen, die im übrigen Japan vorkommen, giebt es dort nicht mehr, hingegen Bären, Wölfe und andere Raubtiere. Zum allergrößten Teil ist die Insel gebirgig; auf einer Fläche von etwa 78 500 Quadratkilometern, zählt sie bloß etwa 320 000 Seelen. Es kommen also 4 Einwohner auf den Quadratkilometer, im Gegensatz zu Japan, wo etwa 106 denselben Raum bewohnen. Dieses Land, das, wenn erst die noch brachliegenden, aber fruchtbaren Streifen bebaut wären, wohl an 6 Millionen nähren könnte, ist also noch sehr wenig ausgenutzt. Denn, wenn auch das Klima den Reisbau kaum begünstigt, so gedeihen doch Hirse, Mais, Gerste, Hafer, Kartoffeln und alle anderen Feldfrüchte trotz des strengen Winters vortrefflich, besonders die europäischen Obstbäume, die im übrigen Japan wegen des zu heißen und zu feuchten Sommers schlechter fortkommen. Doch die Japaner haben eine Abneigung, sich in diesem rauhen Klima anzusiedeln, dem ihre lustigen Behausungen allerdings keinen genügenden Widerstand entgegensetzen würden. Wenn jedoch die Regierung den Ansiedlern feste, gemauerte Häuser böte oder wenigstens beim Bau Hilfe leistete, so möchte wohl die Furcht vor den Unbilden des Wetters schwinden. Allerdings würden sich die Kosten solcher Wohnstätten ungleich höher stellen, während die dichten Wälder Nejos das billigste und mannigfaltigste Material für die üblichen Holzbauten liefern.

Die Gebirge auf Nejo sind zum Teil vulkanischer Natur (der größte Vulkan ist der 2400 m hohe Shiribedfutake) und bilden gleichsam eine Fortsetzung der vulkanischen Gebirge auf Sachalin und den Kurileninseln.

Wie über den Ursprung der Einwohner, die heute auf den verschiedenen Inseln Japans leben, die Ethnographen sehr verschiedener Meinung sind, so sind sie auch im Zweifel über den

Ursprung der Ainos, die früher — soviel ist unumstößlich nachgewiesen — den Norden und Osten Japans bewohnten, von dort jedoch vertrieben wurden und sich auf Jezo zurückzogen. Man vermutet, daß auch die Ainos Vorgänger hatten und ein



Volk verdrängten, dessen Existenz in ein sagenhaftes Dunkel gehüllt ist. Der alten japanischen Chronik „Nihongi“ zufolge waren diese Ureinwohner gefährliche, grausame Wilde von zwerghafter Gestalt und lebten in Gruben, die man auf Jezo und den umliegenden Inseln vielfach antrifft und in denen sich

Knochen, Steinärzte, steinerne Pfeilspitzen, sowie zahlreiche Scherben fanden. Diese rechteckigen Gruben sind ungefähr 4 Fuß tief und messen in der Länge und Breite 20:15 Fuß. Darenin sind Pfosten gerammt, die ein Dach von Stroh oder Schilf



tragen. Sie dienten wahrscheinlich nur als Winterbehausungen. Die Ethnographen suchen in den heutigen Bewohnern der Kurilen Reste dieser von den Ainos aus Jezo und Nordjapan verdrängten ersten Rasse. Über den Ursprung der Ainos selbst sind sie verschiedener Ansicht. Die richtigste dürfte die Rittichs sein. Dieser Forscher rechnet die Ainos gleich den stammverwandten Kamtschadalen zu den arktischen Stämmen, die er von den Mongolen trennt.

Die Ainos ähneln auffallend den südrussischen Bauern. Sie sind breitschultriger, größer, von dunklerer Hautfarbe als die Japaner. Ihre Augen stehen nicht so schief, ihre Nase ist flach, breit, nach unten abgeplattet. Sie sind für unser Auge

ungleich schöner, und vor allem imponieren sie durch ihren üppigen Haar- und Bartwuchs. Besonders den älteren Männern verleiht das bis zu den Schultern herabfallende, in der Mitte gescheitelte Haar und der lange Bart etwas ungemein Ehrwürdiges, Patriarchalisches, während den Japanern höchstens ein ganz steifer Bart wächst.

Ihre Zahl beläuft sich auf ungefähr 16 000. Sonst kommen

sie nur in ganz geringer Zahl (etwa 500) auf den Kurilen vor. Eine Steininschrift bei Schiogama, nahe von Sendai, ergiebt, daß die Ainos im 7. Jahrhundert dort ihre Grenze hatten und den Norden Japans beherrschten.

In der alten Geschichte Japans wird ihrer nicht erwähnt, sondern erst 1159, wo Jōshitsune nach einer übrigens unverbürgten Mythe nach Jezo geflohen sein soll. Er war der verdienstvolle jüngere Bruder des ersten Shogun Yoritomo, der ihm aus Eifersucht und Furcht, daß er sich des Thrones bemächtigen könnte, nach dem Leben trachtete. Er genießt heute noch bei den Ainos göttliche Verehrung als Volksfreund. Wurden doch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts die Ainos von den siegreich vordringenden Japanern grausam verfolgt, wie die Indianer von den Spaniern; verboten doch die Fürsten von Matsumae, die Shogun Jeyasu 1604 zu Herren der Insel einsetzte, bei Todesstrafe, die Ainos im Schreiben und anderen Kenntnissen zu unterrichten.

Diese Verhältnisse haben sich jetzt allerdings gründlich geändert, denn heute versucht eine schonende Regierung die Ainos zu civilisiren und zu Ackerbauern heranzubilden, obwohl alle solche Versuche bisher kläglich ausgefallen sind. Denn wenn auch die Ainos keineswegs Nomaden, sondern ein sesshaftes Volk sind, so lieben sie doch nur die Jagd und Fischerei. Mit der Zeit werden sie aber in gewissen Gebieten notgedrungen, da der Wildstand allmählich sehr zurückgeht, zum Pfluge greifen müssen.

Die Religion der Ainos, auf die ich später zurückkommen werde, ist ein roher Naturdienst, ohne eigentlichen Kultus, da sie weder Tempel noch Priester, noch eine kirchliche Litteratur und überhaupt keine Schriftzeichen besitzen.

Es giebt unter den Ainos verhältnismäßig mehr Christen, als unter den Japanern; ihre Zahl beträgt fast 500, also ungefähr den dreißigsten Teil der gesamten Bevölkerung. Dies

ist das ausschließliche Verdienst Mr. Bachelors, des rühmlich bekannten englischen Missionärs und besten Kenners der Ainos, der schon seit 16 Jahren sein Leben der Erforschung dieses Volksstammes widmet. Er hat in Sapporo, der im Nordwesten gelegenen Hauptstadt Jezos, in einem Gemüsegarten bei seinem Hause ein Hospital errichtet, zu dem die kranken Ainos von weit und breit gepilgert kommen; wo sie unentgeltliche Pflege finden, und auch Mädchen und Frauen von Mrs. B. in häuslichen Arbeiten unterwiesen werden. Zugleich ist dieser Freund und Wohlthäter der Ainos eben damit beschäftigt, ihnen ein geistiges Denkmal zu setzen, das vielleicht allein den kommenden Generationen Kunde von dem einstigen Dasein dieses Volkes geben wird, da es keine der Zeit trotzenen Bauten, keinerlei Denkmäler hinterlassen kann. Mr. Bachelor arbeitet nämlich seit Jahren an einem aino-englischen Wörterbuch, das, wie er mir sagte, baldiger Vollendung entgegengeht und 15—16000 Worte enthalten wird, so daß etwa auf jeden lebenden Aino eins kommt.

In 50 Jahren, meint Mr. Bachelor, dürfte es keinen Aino mehr geben, denn die Kinder dieser so gesunden und kräftigen Menschen kämen nun mit der Anlage zur Schwindjucht zur Welt. Obgleich die Vermutung nahe liegt, daß man auf Jezo sowie in Nordjapan Mischlinge antreffen sollte, da die Ainos mit den Japanern sich in den Besitz des Landes teilen, ist das nicht der Fall. Denn diese Mischlinge sterben in der dritten oder vierten Generation stets ab, eine Erscheinung, die man übrigens auch in Indien verfolgen kann. Überhaupt ist es ja das Los aller Ureinwohner, sobald sie in die Minderheit geraten, rapid verdrängt zu werden; wie die Indianer in Amerika, oder die Kanaken auf den Sandwich-Inseln, die zu Beginn des Jahrhunderts über 300000, heute kaum noch 30000 Seelen zählen. So scheinen denn auch die Tage der Ainos gezählt zu sein, deren schlimmster

Feind, mörderischer als die fortschreitende Kultur, der von ihnen unmäßig genossene japanische Reiswein, der Sake, ist.

* * *

Stürmisches, nebligcs Wetter war die Ursache, daß der Dampfer nicht nach Mororan ging, das in einer fjordartigen Bucht an der südöstlichen Spitze der großen Vulkanbay liegt. So mußte ich denn einen Tag in dem berühmigten Hakodate verweilen, wo der Nokus Futen seinen windgefüllten Sack, den ihm japanische Bilder um den Hals legen, unablässig aufthut. Sehenswerthes bietet der einförmige Ort mit seinen grauen Häusern gar nicht, falls man nicht einen kümmerlichen, verwaerlosten und von Stürmen zerzausten Park, sowie einige Stände für Bogenschützen dazu rechnen will.

Am nächsten Morgen aber hatte sich das Wetter aufgeklärt. Die garstigen graugelblichen Nebel waren verzogen; wir stachen in See. Während der acht bis neunstündigen Fahrt bis Mororan streicht der Steamer zuerst dicht an der bewaldeten Südküste hin, dann steilabfallende, rötlich braune Felswände entlang, wo unzählige Seemöven ihre Nester aufgeschlagen haben. Allmählich entfernte sich der Dampfer vom Lande, die große Vulkanbay durchquerend, die ein spitzer Gipfel überragt, und wir näherten uns dem Ufer erst wieder, als wir in die schöne, aber stürmisch bewegte Mororanbucht einfuhren. Diese ist nur nach Norden zu offen, auf den anderen Seiten durch einige dichtbewaldete Inseln abgeschlossen. Die Scenerie hat einen fjordartigen Charakter und gehört landschaftlich zum Schönsten, was Jezo bietet.

Ein gutes Theehaus in hübscher Lage, mit dem Blick auf die Bay, macht den Aufenthalt angenehm; auch gab es hier, den Göttern sei Dank, keine Moskitos mehr, von denen ich diesen Sommer in Japan außerordentlich geplagt worden war.

Bald sollte ich die ersten Kinos sehen, die aus einem nahe

gelegenen Dorfe gekommen waren. Besonders setzte mich die Frau in Erstaunen, nicht gerade durch ihre Schönheit, sondern durch einen breiten, spitz auslaufenden Wachtmeisterschnurrbart, den sie über der Oberlippe tätowiert hatte; auch die Unterlippe war durch einen solchen Streifen verziert.

Seit drei Jahren besitzt Jezo eine Eisenbahn, die wegen der großen Kohlenbergwerke von Dubari, den größten im Reiche des Mikado, angelegt worden ist und Mororan

mit der Hauptstadt Sapporo verbindet. Da täglich nur ein Zug geht, benutzte ich den am nächsten Morgen abfahrenden, um Tamakomai zu erreichen, wo alle Kulturpfade hinter mir blieben.



Nestor der Ainos.

In einer federlosen, zweirädrigen Karre, die keineswegs für Personentransport berechnet war, fuhr ich auf sandiger Straße gen Dubetsju. Vielfache Einschnitte in die hügeligen, mehrere Kulissen

tiefen Dünen gewährten Ausblicke auf die stürmisch bewegte See, die in breiten schäumenden Wogen mit Donnergetöse brandete. Zuweilen lag vereinsamt, auf dem Rücken der vordersten Dünenreihe zerstreut, ein armjeliges, halbverfallenes Fischerdorf, das einen geisterhaft öden Eindruck machte; es war die verkörperte Melancholie, aber diese einförmigen Behausungen harmonierten mit den trüben Wolken über der schmutzig-grauen See. Üppige

Vegetation bedeckte die mehr landeinwärts sich hinziehenden Dünen, besonders wilde Rosen, Himbeerbüsche und weißblühende Sträucher, während den Untergrund langes, spitzes Gras bedeckte. Zur Linken lag vielfach blumiges Weideland, auf dem Tausende von Blumenkelchen und -kronen gierig nach den Sonnenstrahlen, die nur ab und zu spärlich durch das Gewölk blitzten, ihre Köpfe streckten.

Häufig stieß ich auf Pferdeherden, die sich lustig umhertummelten und das ganze Jahr im Freien zubringen sollen. Die Pferdezucht ist auf Yezo sehr bedeutend; sie deckt fast den ganzen Bedarf Japans, wo die Gänse in den Bergen vornehmlich als Lasttiere verwandt werden.



Um die Viehzucht zu heben, die dem Japaner bis vor kurzem so gut wie fremd war, hatte das Kolonisationsdepartement seiner Zeit in dieser Gegend mehrere Musterfarmen errichtet. So sah man denn auch stellenweise prachtvolles Vieh weiden. Da nun die allermeisten Japaner nicht nur keine Fleisheßer sind, sondern auch Milch und Käse mit Widerwillen betrachten und die Mütter ihre Kinder immer selbst stillen, so fragte ich, was denn mit all der Milch geschehe? Ich erfuhr, daß man damit die Kälber aufziehe.

Mühsam schleppte der Gaul die Karre durch den hohen Dünen sand, oftmals tief einsinkend. Das Gerüttel war fast unerträglich und das Krächzen der uns umkreisenden Raben

wirkte nichts weniger als beruhigend auf die gepeinigten Nerven. Sonst war die Fahrt, trotz einer gewissen Eintönigkeit der Natur, nicht ohne Reiz. Die vielen Ausblicke auf die heranstürmenden Wogen des pazifischen Ozeans, die armen, schmutzigen, aber sehr malerischen Fischerdörfer, die braungelben Wolken, dann wieder erschütternde Windstöße, die ab und zu wie Klagetöne der im Meer Ertrunkenen schaurig durch die sonst schweigsame Dünenlandschaft heulten, erhöhten die Stimmung in dieser Öde, die doch eines großen, packenden Zuges nicht entbehrte. Nach dreistündiger Fahrt erreichten wir das Dorf Nubetsu, nachdem zuletzt der von den Dünen her gepeitschte Triebfand das Sehen unmöglich gemacht hatte. Leichten Herzens nahm ich von dem Marterkafen Abschied und setzte mich, während mein Gepäck auf zwei Sauntiere geladen wurde, in den Sattel. Bei Sturmgeheul ritt ich zwischen hohem Haidekraut, schilfigem Gras, Gestrüpp und Buschwerk die sandige Straße entlang, zur Linken die brandende See, zur Rechten einen fernen Waldgürtel, formlose, blau und grau schimmernde bewaldete Höhenzüge. Nach drei Stunden Reitens, wobei meine vom eiskalten Winde durchpeitschten Glieder fast erstarrten, zog ich mit meinen Gäulen in Mukawa ein. Es war ein Nest, gerade so traurig wie alle anderen. Melancholisch rasselte der Wind durch die Dächer. Wohin das Auge blickte, nur kalte, stumpfe Töne. Obwohl es erst 5¹/₂ Uhr war, so lag die nächste Station doch zu weit, und ich mußte mich darein finden, in Mukawas wenig einladendem Theehause zu übernachten, in das der Dünenfand durch alle Ritzen und Fugen drang. Den Abend auszufüllen, besuchte ich das jenseits des Flusses gelegene, etwa dreiviertel Stunden entfernte Minodorf Kinaushi.

Erwartungsvoll schritt ich durch das einbrechende Dunkel der merkwürdigen Ansiedlung eines Urvolkes zu, das nur noch wie eine Mythe aus alten Zeiten in die Gegenwart hineinragt.

Hirse, Tabak, türkischer Weizen und Kürbisse sind in ver-
wahrlosten Feldern hinter den Häusern angebaut. Jede Aino-
wohnung besteht eigentlich aus zwei Hütten, einer kleineren,
niedrigen, fensterlosen mit einem bambusüberdeckten Thorweg,
und dem daran angebauten, zuweilen durch einen mit Rohr-
matten belegten Gang verbundenen Haupthaus. Hier brennt
stets in der Mitte ein offenes Feuer, über dem vom Gebälk



Aino-Wohnhaus.

herab an eiserner Kette ein Kessel hängt, während längs den
Wänden erhöhte muldenartige Plätze als Schlafstellen, zuweilen
mit mattenartigen Vorhängen, dienen. In der Hütte befindet
sich ein ausgehöhlter Baumstamm, der beim Zerstampfen des
Getreides als Mörser dient. Sonst dient dieser Raum nur
noch zur Aufbewahrung von Netzen, Schlingen, Bogen, Speeren,
Gewehren und anderen Geräten. Die Hütten bestehen aus ein-
gerammten Holzpfeilern, mit Querbalken darüber und zwei von
innen und von außen aufgebundenen Rohrschichten; das Ganze
bildet eine Art Doppelmauer.

Das über 20 Fuß hohe Gebälk ist nur roh gezimmert; hingegen wird große Sorgfalt auf das Dach verwandt, das sehr dicht mit Schilf bedeckt ist, damit das Wasser leicht ablaufen kann. Ein Loch unterhalb des Giebelbaums ersetzt den Schornstein. Viereckige Öffnungen an einer Wand bilden die Fenster. Weiße geschälte Stäbe (Inahos), von denen gekräuselte



Vorratshaus der Ainos.

Späne herabhängen, gelten als Hausgottheiten. Theils stecken sie an der Wand beim Eingang, theils im Gebälk, das vom Ruß geschwärzt ist, der den Weibern beim Tätowieren des Schnurrbartes als Farbstoff dient. Im Feuerchein erglänzt die Schilfdecke, als wäre sie mit schwarzem Lack überzogen. Den Wohnhäusern gegenüber, auf der anderen Seite der Straße, liegen die auf etwa 6 Fuß hohen Pfählen ruhenden Vorratsräume (Kura), die von den überhaupt jede Hausarbeit besorgenden Frauen verwaltet werden.

Diese Kuras, 9 Fuß tief, etwa 6 Fuß breit, sind aus Bambusmatten und Rohrbüscheln errichtet; ein Querbalken wird vor den Eingang, den gleichfalls eine Bambusdecke verhüllt, geschoben. Das Aussehen der primitiven Bauten heben vielfach die Kürbisplantzungen, deren große, grüne Blätter und goldgelbe Früchte Wände und Dächer bedecken. Beinahe unzertrennlich von jedem Minohause sind die hellgelben, wolfsartigen Hunde; sie scheinen ebenso harmloser Gemüthsart wie ihre freundlichen, unterwürfigen Herren zu sein.

Die Weiber, deren struppiges, in der Mitte gescheiteltes Haar nur bis zu den Schultern herabfällt, hatten sämtlich Schnurrbärte tätowiert. Diese Prozedur beginnt im sechsten Lebensjahr und erstreckt sich bis in die Reifezeit. Auch die Außenseite der Hände und Arme wird bis zu den Ellbogen mit geradlinigen, 1 cm breiten, verschlungenen Ornamenten in blauer Farbe verziert. Im Gegensatz zu den Japanerinnen tragen die Minoweiber Schmuck, und zwar große Ohrringe und Halsketten, an denen zuweilen große Münzen hängen; auch Armbänder aus Messing oder Zinn, mitunter auch aus Silber. Zum Gruß streichen sie mit dem rechten Zeigefinger die linke Handfläche, dann die Wangen. Würdevoller schwenken die Männer erst die Hände nach innen, um hierauf mehrmals den lang herabwallenden Bart zu streichen. Unter den Alten findet man herrliche Typen, die jeden Augenblick als Modelle für sagenhafte Könige oder Propheten dienen könnten.

Vor manchen Behausungen standen Männer und Kinder, die abnorm lang behaarten Körper halb oder ganz entblößt, und staunten mich ebenso an, wie ich sie. Die meisten jedoch tragen ein schlafrockartiges gegürtetes Gewand, aus dem Bast eines ulmenartigen Baumes geflochten. Weiße Ornamente auf spannbreiten Streifen blauen Zeuges aufgenäht, säumen die Kleider ein, die zur Winterszeit durch Tierfelle ersetzt werden.

Die hereinbrechende Finsterniß zwang mich, meine Beobachtungen zu vertagen und mein Nachtquartier aufzusuchen. Nach der frugalen Konservensuppe im Theehause sollte ich die Bekanntschaft eines berühmten Ainos machen, des Bärenjägers



Ya-you, der Bärenjäger.

Ya-you aus Sumunkojsi. Ein Mann in der Mitte der Dreißiger, mit gescheitem gutmütigem Gesicht, aus dem eine gewisse Scheu und Furchtsamkeit bei dem ungewohnten Anblick eines Europäers sprach. Vor fünf Jahren hätte ihm bald ein angeschossener Bär den Garaus gemacht. Man konnte die

Verheerungen von den Taten und Zähnen des wütenden Ungetüms noch deutlich auf seinem rechten Arm und Schenkel erkennen.

Die Nejobären sind gewaltige Tiere, größer als die japanischen, ja an Umfang und Stärke den amerikanischen Grizzleybären gleich. Ya-you war auch ein großer Pferdezüchter; er nannte über hundert Rosse sein eigen. Von diesen waren ihm lezthin vier Stück gestohlen worden, und nun war er hinter dem Räuber her, der seine Beute wohl in Sapporo an den Mann bringen wollte. Doch hoffte er dem Dieb von Tamatomai aus auf der Eisenbahn zuzuvorkommen.

Zu Beginn unserer Unterhaltung war Ya-you sichtlich sehr mißtrauisch und zurückhaltend, doch wußte ich, daß Sake der Schlüssel für das Herz eines jeden braven Aino sei, und so filtrierte ich ihm denn ansehnliche Dosen dieses Reisweins ein,

worauf er alsbald mittheilbarer wurde und mir manches über die Sitten und Gebräuche des Volkes berichtete.

In seinem Dorfe, wo er eine Ehrenstelle bekleidet, zog man im Vorjahre sieben junge Bären auf, von denen zwei noch so klein waren, daß sie zuerst mit Frauenmilch genährt wurden, was in solchen Fällen bei den Ainos üblich ist.

Der Bär nimmt bei diesem Volksstamm eine merkwürdige Stellung ein: einesteils genießt er, wie in Sibirien und anderswo, göttliche Verehrung; andernteils aber wird er getödet, und so ein Bärenschlachten ist bei den Ainos das allergrößte Fest. Nachdem der oder die Bären in einem aus starken Holzpfählen erbauten Zwinger großgefüttert worden sind, werden sie an einem von dem Dorfältesten bestimmten Tage, gewöhnlich im Spätherbst, nachdem man sie zuerst ceremoniell begrüßt und dann zur Wut gereizt hat, losgelassen und mit vergifteten Pfeilen erlegt. Das in einem Einschnitt unter der Spitze eingelassene Gift hat fast das Aussehen von getrockneten Teer und wird aus Waldkräutern bereitet, wie alle Arzneien hier, denn zu den Heilmitteln der Japaner oder Europäer hat der Aino kein Vertrauen. Nun sollte man das Fleisch eines mit so tödlichem Gift erlegten Thieres für ungenießbar halten, aber die Schützen schneiden bloß ein ungefähr handgroßes Stück um die Wunde aus; das Übrige wird unbedenklich verzehrt. Noch bis vor kurzem wurden die Festbären auf eine sehr grausame Art umgebracht, doch hat die japanische Regierung diesem wie so manchem anderen barbarischen Brauch gesteuert. Am Abend vor dem Opferfest umtanzten früher, nachdem man ehrfurchtsvoll dem Bären getrocknete Fische vorgelegt hatte, Männer und Weiber den Zwinger, jene erwähnten Götterstäbe in Händen. Am nächsten Morgen bei Sonnenaufgang breiteten Weiber eine schöne neue Rohrmatte vor dem Käfig aus, entfernten mehrere Querbalken und baten nun die Bestie höflich, herauszukommen.

Raum war der Bär dieser freundlichen Aufforderung gefolgt, als einer von den stärksten Ainos ihn von hinten bei den Ohren packte und sich auf seinen Rücken schwang. Um die Hinterbeine schlang man sodann Seile, die an den Pfählen befestigt wurden, so daß ein Entweichen des Tieres, das nun von Alt und Jung gereizt und mit stumpfen Pfeilen beschossen wurde, unmöglich war. Nachdem man dem Bären diesen sonderbaren göttlichen Tribut gezollt hatte, wurde er in dem Zwinger zurückgetrieben, um erst am folgenden Vormittag wieder herausgelassen zu werden. Kaum stand er aber in der von den Ainos umringten Arena, als man ihm einen Klotz in den Rachen trieb und ihn mit zwei langen starken Hölzern blitzschnell auf den Rücken warf. Eine Menge Ainos setzte sich nun auf diese Pfähle, um so dem furchtbar röchelnden Opfer das Leben aus dem Leib zu quetschen. Die Nährmutter des so abscheulich ins Jenseits beförderten Bären ließ sich zu seinen Häupten nieder, überhäufte die Mörder mit Vorwürfen und stieß Wehlaute aus, indes die Männer mit ihren Schwertern Augen, Schnauze und Ohren des Leichnams berührten, was sie ihrem Glauben nach auf der Jagd stark macht. Am Abend wurde der Festbraten verteilt, tags darauf das Fell in feierlichem Zug unter großen Ehren durch den Ort getragen. Das sei nun leider anders geworden, seufzte Ja-you.

Noch in manchen anderen Betrachtungen haben sich im Leben der Ainos Wandlungen vollzogen; wie denn früher die Dorfhäuptlinge Gewalt über Leben und Tod der Inassen hatten, während heute nur noch kleinere Differenzen vom Schulzen geschlichtet, schwerere Vergehen aber vor japanischen Richtern verhandelt werden. So sah ich selbst in Sapporo noch ein von seinem Dorfsältesten gerichtetes Ainopaar, dem zur Strafe die Nasen abgeschnitten worden waren. Auch die früher so beliebte Heißwasserprobe (Saimon) hat die japanische Regierung für

nicht mehr zeitgemäß befunden. Gerieten ehemals zwei Leute miteinander über die Rechtmäßigkeit eines Besizes in Streit, so ließ der Häuptling Steine in einen großen Kessel kochenden Wassers werfen. Wer nun mehr Steine herausholen konnte, der Standhaftere oder besser der Abgebrühtere, gewann den Prozeß. Weniger schmerzhaft, doch kaum verlockender war die kalte Probe, bei der es auf den reichlicheren Genuß eines Gebräus aus Tabakasche und Wasser ankam. Auch die furchtbaren Prügelstrafen, z. B. für Diebstähle, sind abgestellt.

Eigentümlich ist ein heute noch bestehender Brauch bei der Verlobung. Den europäischen Potentaten, die bei ihren Besuchen einer des anderen Uniform tragen, thun es der Aino-bursche und das Ainomädchen gleich. Der Freier sendet der Braut, die 17 Jahre alt sein muß, seine Kleider in ihr Dorf und empfängt die ihrigen. Nachdem die Verlobten gegenseitig ihre Anzüge einen bis drei Monate aufgetragen haben, findet die Hochzeit statt. Da Männer- und Frauenkleider sich sehr wenig unterscheiden, sieht der Tausch lange nicht so absurd aus, als es in unseren Verhältnissen der Fall wäre. Die Hochzeitsceremonien beschränken sich, weil es keine Priester giebt, auf ein Trinkgelage und eine Anrede des Brautvaters, der den jungen Gatten ermahnt, sein Weib zu beschützen. Wohlhabende Ainos hätten, so versicherte mich Ya-you, eine Nebenfrau (Mekake), doch sei dies wegen der großen Kosten selten. In neuerer Zeit komme es öfters vor, daß ein Japaner ein Ainomädchen heirate, niemals jedoch nehme eine Japanerin einen Aino zum Manne, da sie ihn zu unrein finde. Nach dem Tod eines nahen Verwandten läßt sich der Aino drei Jahre lang die Haare wachsen.

Durch unausgesetzten Sakegenuß wurde mein Gewährsmann immer gesprächiger, und so erzählte er mir unter anderm, warum kein Aino es liebe, wenn man ihm durch die Fensteröffnungen ins Haus sehe.

In alten Zeiten lebte ein Gott Kocha, der über sechs Fuß hoch und von gewaltiger Körperkraft war und Wohnungen über das ganze Land verstreut besaß. Seine Geschicklichkeit im Fischen und Jagen bewunderte jedermann; auch war er sehr großmütig, denn oftmals reichte er durch die Fenster der Minohütten Bärenfleisch und Fische, obgleich er die Minos nicht lehrte, wie er Bären und Seehunde fing. Einmal jedoch wurde Kocha von den unwissenden Minos beleidigt, worauf er das Land für immer verließ. Seither glauben die Minos, das Gucken durchs Fenster schicke sich nur für Götter. Gehen sie jedoch auf die Seehund- und Bärenjagd oder auf den Fischfang, so werden Harpunen, Bogen, Speere, Netze zum Fenster hinaus befördert; den umgekehrten Weg nimmt bei der Heimkehr die Beute. Der Götterstab Inaho, über einem toten Vogel am Fenster, ist dem Andenken Kochas geweiht.

Auf meine Frage, warum die Minoweiber sich tätowierten, erwiderte Na=you, daß Kochas wunderschöne Ehehälfte Mund, Arme und Hände tätowiert hatte. Es gilt ihr Andenken zu wahren und ihre Tugenden zu erreichen.

Eine große Rolle spielt der Hund. Ino bedeutet in der Volkssprache „Mensch“, die Japaner jedoch leiten das Wort von Ino „Hund“ ab. Die Minos halten diesen für ein ebenbürtiges Geschöpf, so daß sie keine Schande darin erblicken, ihn als Stammvater zu betrachten. Auch aus ihren Erzählungen geht dies hervor, die zum Teil Naturerscheinungen aitiologisch zu begründen suchen, wie das bei allen Völkern geschieht.

Als Beispiel mag folgende naive Geschichte, die ich ebenfalls aus Na=yous Mund habe, dienen: „Wie es kommt, daß die Hunde nicht mehr sprechen können.“ Ein Hund lockte vor langer, langer Zeit seinen Herrn unter dem Vorwand, ihm Wild zu zeigen, in den Wald und ließ ihn dort einem gefräßigen Bären zur Beute. Hierauf kehrte er zur Witwe zurück: Mein Herr

wurde von einem Bären getödet, und als er im Sterben lag, trug er mir auf, dir zu sagen, daß du mich an seiner Statt heiraten sollst. Die Frau merkte jedoch die Lüge und weigerte sich. Der Hund wurde immer zudringlicher, und die Wittve, hingerissen von Zorn und Gram, warf ihm eine Handvoll Staub in den offenen Rachen, so daß er verstummte. Seitdem haben alle Hunde die Sprache verloren.

Unter vielen Verbeugungen und Entschuldigungen, daß er müde sei und morgen mit dem Frühesten aufbrechen müsse, verabschiedete sich Na-you von mir, bedauernd, daß er mich nicht nach einem neun Meilen entfernten Dorfe führen könne, wo gerade zwei junge Bären aufgezogen würden, die man im Spätherbst opfern wolle. Mir that es sehr leid, diesen tapferen Kino entlassen zu müssen; wäre er doch ein trefflicher Führer und Erklärer gewesen.

Am nächsten Morgen mit dem ersten Sonnenstrahl saß ich schon im Sattel, um an mein Endziel Piratori zu gelangen. Unterwegs sollte ich ein Stück unberührtester Natur, einen Urwald mit üppiger Vegetation, kennen lernen. Alles triefte von Tau. Mannshohe Gräser, struppiges Dickicht durchnähten mich gänzlich. Blätter, Halme, überhängende Äste beschriebensam verzweigte Linien und bildeten ein schier undurchdringliches Chaos, so daß mein vor mir reitender Führer oftmals meinen Augen gänzlich entschwand. In der Schattenkühle des Waldes ging es über armdicke Wurzeln von Schlingpflanzen, über umgestürzte, halbvermoderte Baumstämme, bald durch Bäche, bald durch große Pfützen oder Moräste; so gelangte ich nach mehrstündigem Ritte zu einer Lichtung, worin Hütten standen. Hier bekam ich endlich den blauen Himmel wieder zu sehen. Bald ging es weiter. Mächtige uralte Eichen, Buchen, Ahorne und Ulmen wurden von wildem Wein und andern Ranken umwuchert. Gleich einer Schlange, die ein Wild verfolgt und

tötlich umarmt, umklammerten diese unheimlichen Schmarotzer die Bäume bis zu den höchsten Wipfeln. Der Untergrund des Waldes, über den honigsuchende Bienen hinschwirten, war mit dunkelblättrigem Zwergbambus, Gräsern und Kräutern aller Art bedeckt. Ohne eine Menschenseele anzutreffen, ritt ich Abhänge hinauf, Abhänge hinab, dann über wild schäumende Bäche, dann wieder an hohen tellerförmigen Blattkolossen vorbei, auf denen das ab und zu durch die Zweige blizende weiche Sonnenlicht tänzelte.

Plötzlich bemerkte mein Führer, daß er sich verirrt habe. Wir hielten, nachdem wir einen halbsbrecherisch steilen Abhang hinter uns hatten, den die Tiere mehr auf den Hinterfüßen hinunterrutschten als gingen, am klaren, smaragdgrünen Sarufutogava, dem „Affenflusse“, der den Urwald durchströmt. Verblüffend wirkte dort auf mich der Anblick eines in einem hohlen Baumstamm stehenden Aino, der mit seinem kraus über die Brust herabwallenden Bart, einen Dreizack zum Speißen der Lachse in der Hand, wie Neptun aussah.

Nach fünfstündigem Ritt erreichten wir den von Wäldern und Bergen eingeschlossenen Thalkessel, in dem Piratori liegt. Bei dem alten würdigen Penriuku, dem angesehensten Häuptling der Ainos, hielt mein Vorreiter. Alsbald erschien auch der Herr des Hauses und geleitete mich ceremoniell in seine Hütte, in deren Mitte auf dem erhöhten Platz ein mächtiges Feuer brannte. Selbstverständlich war mein Besuch ein sensationelles Ereignis für Piratori. So kamen denn aus der Nachbarschaft alle, die nicht im Walde jagten, fischten oder auf den schlechten Feldern beschäftigt waren, angepilgert. Auf mein Begehren schleppte man, da ich Ainoeräte zu kaufen wünschte, Bogen, vergiftete Pfeile, Köcher, Schwerter, Opferstöcke, Kleider aus Birkenbast, hölzerne Tabakbüchsen, Messer mit geschmützter Scheide und geschmütztem Heft herbei, wovon ich manches erstand.

Neugierig forschte Penriuku nach meiner Heimat. Bei der Nennung Oesterreichs kratzte er sich verlegen den Kopf und fragte meinen Dolmetsch, ob das wohl dasselbe wie England sei; hierauf allein beschränkten sich seine geographischen Kenntnisse, das kannte er durch die Missionare dem Namen nach.



Penriuku.

Da jedoch der Mensch von neuen Eindrücken allein nicht satt wird und ich gewaltigen Hunger verspürte, so zehrte ich tapfer von den mitgebrachten Vorräten. Zwischendurch mußte ich immer die Fragen der mich umfauernden Ainos beantworten, deren behaarte Gesichter von dem Reflex der glimmenden Holz- scheite feurig erglänzten. Heutzutage sprechen fast alle Ainos japanisch. Sie jammerten gar sehr, daß die Jagd nicht mehr

so ergiebig wie früher sei, weil das Gebot, kein Wild mit vergifteten Pfeilen zu erlegen oder mit Schlingen zu fangen, die Beute sehr schmalere. Allzu genau sollen es übrigens die biederen Wilden, die ungemein kindlich und gutmütig dreinsahen, mit dem Geseß nicht nehmen.

Auf einem breiten Sims, in einer Ecke des sonst leeren Raumes standen alle Kostbarkeiten, die von Häuptling auf Häuptling vererbt werden. Es waren allerlei Lackgefäße, Rüstungen, Waffen und anderes Gerät, meist fürstliche Geschenke aus früherer Zeit.

Geheimnisvoll zog mich Penriuku in die Ecke; dort nahm er aus einem Verschlag ein Schwert, das von Joshitjune, dem schon erwähnten Bruder des ersten Shoguns, aus dem 12. Jahrhundert stammen soll und wie ein Heiligtum verehrt wurde. Aber diese Reliquie war gleich so vielen europäischen unzweifelhaft falsch, denn ihr ornamentaler Schmuck ließ deutlich die Herkunft aus dem 18. Jahrhundert erkennen.

Ich versuchte, etwas Näheres über die Religion der Minos zu erfahren, einen niedrigen Naturdienst, über den sie sich weiter nicht viel Rechenschaft ablegen. Sie verehren Sonne, Mond, Sterne, Flüsse, kümmern sich übrigens um die Götter nur beim Saketrinken, einem sehr gottgefälligen Werke, wie sie sagen, wobei sie die üblichen Trankopfer nie versäumen. Streng genommen führen die Minos ein Leben, das sich wenig über das tierische erhebt; ihr Wünschen und Denken dreht sich nur um materielle Bedürfnisse.

In Penriuku regte sich auf einmal die Frömmigkeit. Er legte mir nahe, daß es sehr edel von mir wäre und mir gewiß großes Glück brächte, wenn ich ihnen Gelegenheit gäbe, die Götter zu ehren, also zu deutsch gesagt, wenn ich Geld zu Aneipzwecken herausrückte. So opferte ich denn mehrere Yen, worauf ein Mino auf einem meiner Pferde ins nächste Dorf



20*

Lachspießender Uino.

ritt, um bei einem japanischen Krämer für die Männer Sake, für die Weiber Zuckerwerk zu holen. Nach Verlauf einer Stunde kam er, von den durstigen Wilden jubelnd empfangen, mit dem ersehnten Maß zurück. Nun legte Penriuku, als er sah, daß es Ernst wurde, sein Staats- und Ceremonienkleid an, hängte das silberbeschlagene Schwert um und setzte die aus Birkenfasern geflochtene Krone auf. Auf dieser Krone befand sich statt einer Edelsteinagraffe ein roh in Holz geschnitzter Bärenkopf von der Größe eines Eies; an den Seiten aber hingen goldgestickte Lappen herunter. Penriuku, dessen Augen hoffnungsfreudig ausblitzten, sah mit seiner weißen Löwenmähne und dem hohen Ornat herrlich aus, ein König Lear in der Erscheinung, wie man ihn sich nicht vollendeter denken konnte.

Von dem Gefirße wurden nun die großen Lackschalen, aus denen der Japaner Suppe trinkt, heruntergeholt und um den Feuerplatz gestellt, wohin man auch Matten und Felle schleppte.

Jedenfalls vom Sakegeruch angezogen, erschien nun auch der zweite Häuptling, ebenfalls mit einer Krone auf dem Haupt. Nachdem er mir unterwürfig seine Ehrfurcht bezeigt hatte, zog er sich zu den übrigen zurück, die höchst malerisch um das Feuer gruppiert waren. Die Weiber, die hinter den Männern Platz nehmen wollten, konnten sich, wie dies auch in anderen Weltteilen vorkommen soll, über den Vorrang nicht einigen und begannen zu zanken. Da zog, um den Lärm zu schlichten, Penriuku sein Schwert und fuhr gleich einer zürnenden Gottheit zwischen die Streitenden. Mit hellem Gekreisch stoben die Weiber auseinander, worauf sich der gutmütige Tyrann, sichtlich befriedigt, durch den weißen Bart strich und das Schwert wieder in die Scheide steckte.

Nun wurde in die Lackschalen, auf denen fingerdicker Staub lag, Sake geschenkt. Ein echter Mino hat sein Leben lang gegen

Wasser und Seife eine tiefe Antipathie. Sie genießen daher den Ruf, das schmutzigste Volk auf Erden zu sein — doch mit Unrecht. Die Bewohner von Sikim, Tibet, Kaschmir, sowie anderen Himalayastaaten, besonders die verehrten Damen dieser Länder, übertreffen an Unappetitlichkeit weit ihre Geschwister auf Yezo.

Als die weitbauchigen Suppenschalen mit Saft gefüllt waren, legten die Trinker die falzbeinartig geschnitzten Opferstäbe (Skubashi) quer darüber, tauchten die Spitzen mehrmals in die Schalen und träufelten etliche Tropfen ins Feuer. Das galt den Göttern. Hierauf hoben sie die Schalen bis zur Stirnhöhe, schoben mit dem Skubashi den Schnurrbart zur Seite und tranken. Sie tranken und tranken immer noch eins — natürlich den Göttern zur Ehre, als ob der Reisschnaps Limonade wäre — und es währte denn auch gar nicht lange, so waren alle die Frommen sternhagelvoll.

Das zarte Geschlecht hatte sich nun auch, den Schreck vergebend, wieder eingefunden. Es wurde mit Zuckerzeug bedacht, worauf sie die um das Feuer zechenden Männer singend und händeklatschend zu umtanzen begannen, und zwar sprangen sie mit beiden Füßen zugleich nach einem gewissen Rhythmus in die Luft. Diesem Rundtanz folgte der höchst originelle sogenannte Vogelanzug. Er bestand darin, daß die Weiber die Arme in die breiten Ärmel zurückzogen, so daß diese das Ansehen von Flügeln erhielten; alsdann begannen sie mit den Ärmeln wie Vögel herumzuschlagen, indem sie gleichzeitig das Geräusch aufschlagender Rebhühner nachahmten.

Penriuku forderte nun auch die Männer auf zu tanzen, worauf der Anführer, der den Reigen eröffnete, ein Schwert ergriff, das er an die Lippen drückte, bevor er es aus der Scheide zog. Ein eintöniger Gesang mit taktmäßigem Händeklatschen begleitete den Tanz der Männer, die im Kreis um

das Feuer sprangen, während des Sprunges jedoch Armstreckübungen ausführten.

Mit dem steigenden Genusse des Sake schien auch Penriufus Neigung zu mir zu wachsen. Er wollte mich durchaus dazu bewegen, die Nacht über in seiner Hütte zu bleiben, und mir sogar den Verschlagn einräumen, in dem auf seinen Inspektionsreisen Mr. Batchelor zu liegen pflegt. Aber aus verschiedenen Gründen lehnte ich dankend ab. Denn einmal hatte ich gesehen, was zu sehen war, zweitens hatte ich keine Zeit zu verlieren, und endlich war die ganze Gesellschaft schon so voll süßen Reisweins, daß die Kneiperei dann abends, wenn gar die anderen Minos aus dem Wald heimkehrten, ungeheurere Dimensionen annehmen konnte. Ich wäre wie Goethes Zauberlehrling die Geister, die ich gerufen, nicht mehr los geworden. Leise befahl ich deshalb dem Dolmetsch, die Pferde sofort satteln zu lassen, damit wir noch vor der Nacht den Urwald passieren könnten.

Penriufu aber wollte sich durchaus nicht in meinen Entschluß finden, denn von einem sakependenden Fremden zu scheiden, das thut dem Minoherzen weh. Die ganze Bande, der würdige Penriufu an der Spitze, umringte mich, beteuerte ihre grenzenlose Lieb' und Treue und schwor, daß ich, wenn ich auch nach Jahren wieder käme, unvergessen sein würde. Mein hochgemuter König Lear hielt lallend meine Rechte krampfhaft fest, sah mich mit feuchten Augen an und wollte mich, trotz meines Sträubens, gnadenvoll in seine Arme schließen. Das ging mir denn doch über den Spaß! Gewaltfam riß ich mich los und sprang in den Sattel. Penriufu aber, dessen Krone auf dem Kopf wackelte, packte flugs meinen Gaul beim Schwanz und schrie aus Leibeskräften. Das Pferd bäumte sich. Die anderen hängten sich an ihr verehrtes Oberhaupt, und so hatte ich im Handumdrehen ein ganzes Duzend hinter mir. Meinen Namen

müsse er haben, schrie Penruku, meinen Namen, eher lasse er mich nicht ziehen! Da griff ich denn in die Tasche und steckte ihm eine beliebige Karte in die Hand, worauf er den Pferdeschwanz losließ. Diesen Moment benutzend, gab ich dem Roß die Sporen und fauste unter dem Wehgeschrei der Minoß im Galopp davon.

Hinter mir blieb eine nun bald für immer verschwindende Welt.





Yezos Hauptstadt.

Mororan. — Sapporo. — Die Mission in Japan.

Zwei Tage, nachdem ich das Kinodorf Piratori verlassen hatte, begrüßte ich wieder das an der grünen lieblichen Vulkanbay gelegene Mororan. Noch in derselben Nacht gedachte ich mit dem Dampfer wieder nach Hakodate zurück zu fahren, doch vorerst fühlte ich, um mich von dem Staub und dem Schmutz der Landstraße zu reinigen, ein mächtiges Sehnen nach einem Bad. Leider durfte ich, da die Herberge von Japanern überfüllt war, an das sonst übliche Vorrecht der Benutzung nicht denken. Den großen Baderaum betretend, fand ich in voller Wascherei begriffen vier Herren und eine Dame in paradiesischem Kostüm, und da ich glaubte, es sei eine Familie, deren Mitglieder sich

nur untereinander nicht genierten, so drückte ich mich schleunigst, um draußen zu warten.

Die Luft wurde bald rein; ich ließ mich sofort in der großen, kistenartigen Wanne, allmählich schon an japanische Temperatur gewöhnt, abbrühen, sollte mich aber des Alleinseins nicht lange erfreuen. Die Schiebethür ging auf, und zwei Damen, die eine von ungefähr 17, die andre von etwa 35 Jahren, warfen beim Eintreten die Kimonos ab und fingen an sich abzuwaschen. „Die sehen dich gewiß nicht in der dampfenden Wanne sitzen,“ sagte ich mir und versuchte durch Räuspern ihnen meine Anwesenheit auf zarte Weise zu verkünden, was aber zu meinem größten Erstaunen gar keinen Eindruck machte. Die Schönen setzten ruhig ihre Waschungen fort, kamen dann stracks auf meine Wanne zu und begannen sich mit Schöpf-eimern an langen Stielen heißes Wasser überzugießen. Ich galt als Luft; japanischen Damen gegenüber legt sich des Europäers Mannesstolz. Was thun? Zum Glück fiel mir die Lehre meines alten Erziehers ein: „Junge, siehst du in einer besetzten Pferdebahn oder sonstwo Damen, die keinen Platz haben, so stehst du auf und bietest ihnen höflichst den deinen an.“ Ich erweiterte diese Maxime, sprang mit einem kühnen Satz aus der heißen Brühe und lud mit eleganter Handbewegung die Damen ein, Platz zu nehmen, was sie denn auch mit artigem Lächeln und Kopfnicken thaten.

Als ich noch mit dem Abtrocknen beschäftigt war, erschien ein älterer Japaner, wahrscheinlich der Gatte und Vater. Es entspann sich zwischen den Damen und dem Neueingetretenen ein Gespräch. Man sprach vom „Djinsan“ (dem fremden Herrn) und vom „Juro“ (dem Bad), worauf der Alte auf mich zutrat und einen Schwall freundlicher Redensarten unter vielen Bücklingen losließ. Gerührt schüttelte ich die Rechte des Wackeren, betuernd, es sei mir ein Vergnügen gewesen, ihn und besonders

seine geschätzte Familie wenn auch nur flüchtig, so doch von der vorteilhaftesten Seite kennen zu lernen.

Auf dem Weg vom Bade traf ich ganz unerwartet einen Freund aus Tokyo, der nach Jezo gekommen war, um eine Jagd vorzubereiten, die er im Spätherbst auf die großen Jezobären veranstalten wollte. Er überredete mich, mit ihm und zwei Amerikanern nach Sapporo, dem Hauptplatze der Insel, zu fahren, und obwohl ich wußte, daß dort für mich nichts zu holen sei, reiste ich doch der angenehmen Gesellschaft halber den nächsten Morgen mit.

Auf dem Bahnhof in Mororan erblickte ich einen seltsamen, unheimlichen Passagier, den vollkommensten Verbrechertypus, den man sich vorstellen konnte. Er war auch zweier Morde bereits überwiesen und sieben anderer verdächtig; trotzdem trug der wüste Gefelle nur einen Strick um den Leib, den einer der vier ihn begleitenden Polizisten lose in der Hand hielt. Von diesem Unmenschen erzählte man, daß er aus dem Gefängnisse entsprungen sei und nun nach Sapporo geführt werde, um dort abgeurteilt und zweifelsohne gehenkt zu werden. Der Stiernacken, die ungewöhnlich breite Brust, die muskulösen Arme verrieten ungeheure Körperkraft. Zwanglos rauchend wurde er von den Polizisten wie ein unschuldiges Lämmlein behandelt.

Als das Zeichen zur Abfahrt des Zuges ertönte, setzten sich die Polizisten mit ihrem Schützling in ein Coupé dritter Klasse. An Gemütlichkeit wetteifert diese Eisenbahn mit der spanischen; in Horobetsu hatten wir statt der programmäßigen fünf Minuten eine geschlagene Stunde Aufenthalt, so daß voll- auf Zeit blieb, ein nahes Ainodorf zu besichtigen. Auf der nächsten Station Noboribetsu wußte es jener Missethäter so anzustellen, daß man ihn einen Augenblick unter Begleitung eines Polizisten aussteigen ließ; er gab bei der Abfahrt seinem Begleiter einen Stoß ins Gesicht und sprang auf der anderen

Seite vom Trittbrett ab. Der bereits in Bewegung befindliche Zug mußte erst gebremst werden, indes der Mörder, nur verfolgt von einem Polizisten und einem anderen Mann in das ihm außerordentlich günstige Terrain entfloß, das aus dichtem Gestrüpp und Urwäldern dahinter bestand. Sobald der Zug still stand, setzten ich und ein junger Amerikaner dem Fliehenden nach, und nicht lange wahrte es, so erreichten wir, über Hecken und Gräben springend, im Waldesdickicht unter einem Busch den Mörder in wildem Kampf mit seinen Verfolgern. Der Polizist, der das Schwert von sich geworfen hatte, kniete auf seiner Brust und suchte den sich verzweifelt Wehrenden zu knebeln, während ihm der Andere von hinten einen fingerdicken Strick durch den Mund wie eine Trense gezogen hatte, womit er ihn gewaltsam niederhielt. Ohne diese Fessel würde der riesenstarke Mensch die beiden Gegner sicherlich vernichtet haben. Dieser letzte verzweifelte Versuch, das Leben zu retten, war entsetzlich anzusehen; ich konnte mich eines Mitleids beim Anblick des keuchenden, stöhnenden, vor Wut schäumenden Unmenschen nicht erwehren. Auf alles gefaßt, sagte ich zu meinem Gefährten, daß wir, so peinlich mir ein Eingreifen in diese Balgerei auf Tod und Leben sei, doch eine solche gemeingefährliche Bestie nötigenfalls niederschlagen und, um weitere Verbrechen zu verhüten, dem Polizisten beistehen müßten.

Durch das wüste Geschrei und die Hilferufe angezogen, fanden sich endlich auch die anderen Polizisten bemüßigt, ihren Mann zu verfolgen, und erschienen auf dem Schauplatze, wo sie alsbald den Widerspenstigen knebelten und hierauf unter furchtbaren Prügeln zum Zuge schleppten. Für meine auf alles Sensationelle erpichten Amerikaner war diese Episode ein wahrer Hochgenuß, und daß sie mit ihrem stetsgeladenen Kodak den Mörder so oft als möglich photographierten, verstand sich von selbst. Einer von ihnen, ein sonst sehr gebildeter junger Mann,

erzählte mit Stolz, daß er schon verschiedene Eisenbahnkatastrophen, Brückeneinstürze und dergleichen aufgenommen habe, doch sei dies nichts gegen mehrere Momentbilder eines seiner Freunde, der als Kriegskorrespondent im japanisch-chinesischen Feldzug es verewigt habe, wie auf einem Schlachtfeld in der Mongolei gefallene Chinesen von Schweinen aufgefressen wurden.

Das edle Sehnen der beiden Amerikaner nach krassen Effekten sollte in Sapporo weiters befriedigt werden. Es befinden sich nämlich im dortigen Museum mehrere ungeheure ausgestopfte Bären; eines von diesen Ungetümen hatte, kurz bevor es erlegt wurde, einen Mann und ein Kind gefressen; die Hände und Füße der Opfer, die man noch im Magen der Bestie fand, werden nun in einem großen Spiritusgefäß gezeigt. Der Anblick machte das Herz der beiden Yankee höher schlagen: sie baten um Erlaubnis, das Gefäß im Sonnenschein zu photographieren; es war zu scheußlich schön!

Nachdem wir den ganzen Tag durch Laubwälder gefahren waren, erreichte unser Zug gegen 5 Uhr abends Sapporo, das seit 1870 künstlich von der Regierung zur Hauptstadt Jezos umgeschaffen wurde und in dem verschiedene Gouvernementsbauten sowie das „Tonden-hei“ liegen. Letzteres dient einer Institution, ähnlich der ehemaligen „Militärgrenze“ in Slavonien und Kroatien, wonach die militärpflichtigen Bauern Land von der Regierung geschenkt bekommen, dafür jedoch bis zum 40. Jahre dienen müssen.

Eine palastähnliche Villa inmitten eines großen Gartens, vor etwa 20 Jahren für den Mikado errichtet, dient in ihrem unteren Stockwerk zur Aufnahme von Europäern; sie führt den Namen „Hohei-kwan“, d. h. „Haus des Wohlstandes und Friedens“, und ich muß gestehen, daß man sich dort entschieden wohler befindet als in den meisten japanischen Hotels. Die Regierung ließ es an nichts fehlen, um Sapporo zu heben; es wurden

eine Brauerei, Mühlen, Zuckerfabriken, Spinnereien u. s. w. gegründet, doch gingen die meisten Unternehmungen ein, da die Stadt sich keineswegs, wie man erwartet hatte, weiter entwickelte, sondern von Jahr zu Jahr verödete. Das bedeutendste noch existierende Unternehmen des Kolonisationsausschusses ist die Ackerbauschule. Was Sapporo an Einwohnern verliert, gewinnt das mehrere Stunden entfernte, nördlich gelegene Otaru an der Japansee wegen des außerordentlichen Fischreichtums seiner Küste.

Sehenswert ist in Sapporo das in einem freien Park gelegene naturhistorische Museum, das eine bedeutende Sammlung aller auf Jezo vorkommenden Tiere enthält, desgleichen zahlreiche Gerätschaften der Ainos und Erzeugnisse ihrer kümmerlichen Hausindustrie. Die Stadt besteht fast durchgehends aus ebenerdigen Holzhäusern, ist im amerikanischen Stil angelegt und mit ihren regelmäßigen rechtwinkligen Übersehneidungen von einer monotonen Langweile.

Hier befindet sich auch das bereits erwähnte Wohnhaus und Ainohospital des Mr. Batchelor, der im Verein mit seiner Gattin so segensreich wirkt. Er verwendet nicht, wie mancher amerikanische Kollege, die von fernem Muckern reichlich einlaufenden Gelder zu seinem persönlichen Vorteil, sondern er widmet alles und seine ganze Kraft der guten Sache. Weniger anziehend und überzeugend als das von Mr. und Mrs. Batchelor geübte praktische Christentum wirkte auf mich ihre Bibeldressur. In dem reinlichen schilfbedeckten Ainohause, worin acht bis zehn Kranke auf Matten um das offene Feuer lagen, unter ihnen ein langbärtiger Greis und sein Enkelkind, zwei rührende Gestalten, die wohl an den Harfner und Mignon erinnern konnten, erblickte ich ein christliches Kreuz und eine Tafel. Darauf stand in lateinischen Lettern geschrieben (die Ainos haben keine Schriftzeichen): *Yesu ene itate hi Moshiri pekere ku ne rume ne*

sokore itak, d. h. „So spricht Jesus: Ich bin das Licht der Welt.“ Was sich wohl ein Mino dabei denken mag?

Die protestantischen Missionare sind mitunter überhaupt von einer unglaublichen Naivetät und Verblendung. So trug sich jüngst auf einem von Europa nach China gehenden Steamer folgender heitere Fall zu. Unter den Passagieren befand sich ein norwegischer Missionar, der alle Mitreisenden, die ihm sündig und ungläubig erschienen, zu bekehren suchte; doch hatte er mit dem Seelenfang wenig Glück. Da kamen in Singapore fünfhundert Chinesen an Bord, um nach Shangai verfrachtet zu werden; kaum waren die Söhne des himmlischen Reiches eingeschifft, so stürzte auch schon der fromme Mann nebst einem Steward, beide mit großen Paketen beladen, nach dem Zwischendeck. „Was haben Sie denn in den Paketen,“ fragten den Befehlungswütigen einige Mitreisende; — „Das Heil,“ antwortete er begeistert. Dieses Heil, das er an alle Chinesen verteilte, bestand aus frommen Traktätchen in norwegischer Sprache! Nun kann sich jedermann leicht vorstellen, was für Unheil solch ein guter Narr anrichten mag, wenn er erst in China losgelassen wird. Ich halte es für ganz unberechtigt, daß die europäischen und amerikanischen Regierungen sich mit dem Treiben der Missionare identisch erklären. Gingen z. B. englische, amerikanische oder norwegische Missionäre nach Tirol, schmähten dort den streng katholischen Bauern ihren Glauben und ihre Heiligen, wie es die Missionare in China thun, würden sie gelegentlich von einer wütenden Volksmenge erschlagen, so müßte jeder Vernünftige sagen, sie hätten ihr Schicksal herausgefordert. Es ist überhaupt moralisch kaum zu rechtfertigen, daß man China gezwungen hat, die Missionare dort nach Belieben schalten und walten zu lassen. Man hört da vielfach von wilden barbarischen, grausamen Völkern fäseln, verurteilt die Welt immer nach einseitig christlichen Anschauungen und

stellt sich damit auf den Standpunkt, als ob andere, aus anderem Boden, anderer Kultur und anderen Lebensbedürfnissen entsprungene, Jahrtausende alte Religionen der Existenzberechtigung entbehrten und einfach zu verschwinden hätten, wenn es den Christen beliebte.

Am logischsten, zielbewußtesten arbeiten in Ostasien die katholischen Missionare; unter diesen nehmen wiederum den ersten Rang die klugen weitschauenden Jesuiten ein. Dies erfordert die Gerechtigkeit festzustellen; man mag sonst über den Orden denken wie man will. Es ist das Bestreben dieser Missionare, die Asiaten für europäische Kultur empfänglich zu machen, wenn auch nur in den einfachsten Formen; dann erst versuchen sie den Geist des Christentums ihrem Auffassungsvermögen anzupassen. Der katholische Missionar unterscheidet sich vielfach darin vorteilhaft von seinem protestantischen Kollegen, daß er die Eingeborenen nicht mit dem Einpaufen von Bibelsprüchen und Gebeten quält, die die Leute gar nicht fassen können; die Katholiken, rasche Scheinerfolge verschmähend, bescheiden sich, die Kinder oder Kindeskinde der Menschen, denen sie jetzt etwas Kultur beibringen, zu Christen, dann aber auch wirklich zu gläubigen, zu machen. Wie viele wenden sich nur aus beschränkter Unterwürfigkeit oder aus Gewinnjucht dem Christentum zu, für dessen Verständnis ihnen jede Grundbedingung fehlt! Die meisten protestantischen Missionare haben etwas Muckerhaftes; die amerikanischen Unitarier, sowie der in Tokio wirkende Pastor einer freisinnigen deutschen Gemeinde, die nicht als „Heilsprediger“, sondern als Lehrer auftreten, bilden eine löbliche Ausnahme.

Unter den Konvertiten, die in Japan herumlaufen, giebt es viele fragwürdige, die den Bekehrungsfanatismus der Christen ausnutzen und hinterdrein sich ins Häufchen lachen, wenn es ihnen gelungen ist, Kapital daraus zu schlagen. Manche dieser

neugebackenen Christen sprechen sich über diesen Punkt mit verblüffender Offenherzigkeit aus. So sagte mir mein Dolmetsch, ebenfalls ein Proselyt, eines Tages verschmizt lächelnd: „Für Japaner, die Christen werden wollen, ist jetzt eine gute Zeit, denn die Amerikaner lassen sich's etwas kosten!“ Er sprach aus Erfahrung, da er jahrelang in Amerika auf Kosten einer Mission gelebt hatte. Giebt es denn, muß man fragen, in Amerika so wenig Hilfsbedürftige, daß die Besitzenden von dort alle Jahre Millionen Dollars nach Japan senden, auf die Gefahr sie schließ- äugigen Heuchlern in den Rachen zu werfen?

Sechs Monate lang hatte ich einmal so eine christliche von der Baseler Mission kostspielig großgezogene Kunstpflanze in meinen Diensten, so daß ich sie gründlich kennen lernte. Nach dieser Erfahrung muß ich gestehen, daß ein Japaner in Verstellungskunst das Unglaublichste leistet und die gerissensten Europäer sich dagegen wie armjelige Tröpfe ausnehmen. Besagter Musterknabe der Baseler Zucht schien ein Ausbund von Tugend und Frömmigkeit, ja, wenn er nur ein nacktes Kuli- bein sah, errötete er und spielte mit seiner christlichen Sittsamkeit den schamhaft Entrüsteten. Aber gerade dieser Umstand, so unnatürlich für einen von Kind auf an solche Anblicke gewöhnten Japaner, machte mich stutzig und brachte mir die Überzeugung bei, daß der Patron heuchelte. Durch Zufall erfuhr ich eines Tages in einer Gesellschaft, daß mein „heiliger Johannes“ — er erhielt den Apostelnamen in der Taufe — einen mir wohl- bekannten Herrn, der Jahre hindurch in jeder Weise sein Wohl- thäter gewesen war, um 10 000 Yen betrogen und dafür auch gefessen habe. Ich wollte diese Schurkerei von meinem frommen Johannes, einem übrigens vortrefflichen Dolmetsch, der auf Reisen die Bibel immer mit sich führte und darin eifrig las, nicht glauben, aber der Geschädigte selbst bestätigte mir den Vorfall.

Eine weitere Heldenthat, die des Humors nicht entbehrte und mich halbwegs wieder mit Johannes versöhnte, war folgende: Er hatte seinerzeit über ein Jahr in Basel gelebt; von dort nach Japan zurückgekehrt, schrieb er an mehrere reiche pietistische Gönnerinnen, daß des Abends in seine bescheidene Hütte zu Tokyo oftmals gläubige Brüder kämen, um dort zum Lobe des Herrn fromme Lieder zu singen, doch leider ohne die heiligen Orgelklänge, die in Basel sein christliches Gemüt stets so tief ergriffen hätten. „Dem wackeren Mann muß geholfen werden,“ schienen sich die Pietistinnen in Basel, gerührt ob dieser Frömmigkeit, zu sagen, denn sie hatten nichts Geligeres zu thun, als ein schönes Harmonium an den heiligen Johannes zu senden. Es kam an und wurde von Johannes schleunigst in Yokohama auf einer Möbelauktion verklopft, und, wie mir der schweizerische Konsul versicherte, hatte die Fracht nach Japan mehr als der dortige Kaufpreis betragen.

Wer aber schenkt einem armen Musiker ein Klavier, oder einer darbenden Familie solche Summen?



Das Christentum in Japan und seine Zukunft.

Schon oft war unter meinen Reisegefährten die Frage aufgeworfen worden, welche Religion die größte Zukunft in Japan habe, das Christentum oder der von neuem erwachende, durch hervorragende Japaner begünstigte Buddhismus? Die Ansicht vieler Europäer geht dahin, daß der Buddhismus nicht mehr zeitgemäß sei, daß für einen modernen, konstitutionellen Staat eine so veraltete Religion, deren innerer Kern und deren sittliche Idee unter einem Wust von Aberglauben und dummen Außerlichkeiten begraben liege, unbrauchbar sei. Mit Recht erhebt man gegen den Buddhismus von heutzutage den Vorwurf einer riesigen Pfaffenmastanstalt, da der religiöse Ausdruck des Volkes in Spenden für die Götter gipfelt, deren Behüter, die Priester, alles genießen. Erwägt man rein verstandesmäßig die



geringe sittlich-fördernde Macht des modernen Buddhismus, die Gedankenlosigkeit, die ganze Art, wie sich das religiöse Empfinden des Volkes äußert, so möchte man glauben, daß der Buddhismus bereits in Fäulnis übergegangen sei und mit beiden Füßen im Grabe stehe. Daß aber solche Schlüsse mehr als trügerisch, ja grundfalsch sind, lehrt uns ein vergleichender Blick auf europäische Verhältnisse, wo doch auch heute noch Konfessionen Triumphe feiern und täglich an Macht gewinnen, die doch wissenschaftlich jedweden Fortschritt in der Entwicklung des menschlichen Geistes feindlich gegenüberstehen und das Denken knebeln möchten, welches letzteres Bestreben dem Buddhismus übrigens fern liegt. Es giebt Dinge und Institutionen, an deren Unzerstörbarkeit die Macht der Zeit ohnmächtig zu zerschellen scheint. Ein gefährlicher Feind könnte dem Buddhismus aus der Neuerungs-, Nachäffungs- und Experimentiersucht der Japaner entstehen, die, was sie von den Missionaren immer und unausgesetzt zu hören bekommen, endlich doch einmal glauben könnten: daß sie an Ansehen gewinnen und erst dann als Kulturvolk für voll genommen würden, wenn sie die christliche Religion als Staatsreligion dekretierten. Anderswo wäre eine solcher Wechsel ohne erschütternde Revolutionen undenkbar; nicht so bei einem Volke, das durch ein Jahrhunderte lang streng durchgeführtes Feudalsystem an blinden Gehorsam gewöhnt ist, bei dem überdies das religiöse Empfinden keineswegs so entwickelt ist, wie das patriotische. Die Japaner würden sich ohne ernste Schwierigkeiten in diesem Punkt einem Erlasse der Regierung unterwerfen; es wäre jedoch eben so leicht möglich, daß die Regierung, sobald sie die Überzeugung gewänne, daß die Staatsinteressen, der Patriotismus, der Glaube an den Mikado, durch das Christentum gefährdet würden, dies offiziell verböte und unterdrückte.

Es ging schon mit manchen Dingen so, z. B. mit der Leichenverbrennung, die eines schönen Tages als barbarisch und

einer civilisierten Nation unwürdig verboten wurde, um nach 22 Monaten, nachdem die Regierung eingesehen, daß sie sich mit dem ihr von den Pfaffen aufgeschwätzten Verbrennungsuftas blamiert hatte, wieder zugelassen zu werden.

Ein so wohl disziplinierter Volkskörper, der durch die Daimio=Wirtschaft seit Jahrhunderten an Drill und willenslose Unterwerfung gewöhnt ist, der die einschneidendsten Neuerungen ohne zu revoltieren hinnahm, läßt sich eben leicht regieren und duldet auch schwere Experimente.

An Versuchen, dem Buddhismus zu neuem Glanze zu verhelfen und die gebildeten Japaner für ihn zu erwärmen, hat es in den letzten Jahren nicht gefehlt. Verschiedene Sekten, an ihrer Spitze die große, mächtige der Mishi Hongwanji, nahmen bedeutende Reformen vor. Ob aber all diese Bemühungen fähig sind, eine den geistigen und seelischen Ansprüchen der Gebildeten entsprechende Religion neu zu beleben, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Selbstverständlich sehen die Missionare das einzige Heil für Japan im Christentum, das schon im 16. Jahrhundert, als das Land kaum die Hälfte der heutigen Einwohnerzahl haben mochte, ungefähr eine Million Anhänger zählte. Hätten damals die Jesuitenjendlinge nicht das Volk zum Ungehorsam aufgereizt und sich nicht in den Distrikten, wo die Daimios und ihre Unterthanen der Mehrzahl nach Christen waren, durch Unduldsamkeiten den Haß der Andersgläubigen zugezogen, so wären sie nie vertrieben und grausam verfolgt worden. So aber kam es, daß bis 1876 das Christentum als verhaßte Sekte streng verpönt blieb. Trotz aller Nachstellungen hielten sich um Nagasaki auf der Insel Kjusiu einige christliche Gemeinden ganz im Geheimen über zweihundert Jahre; sie wurden — mehr als 4000 Seelen — 1867 entdeckt, und als sie den bösen Glauben („Sakwo“) nicht abschwören wollten, gefangen genommen und an Daimios der japanischen Nord-

provinzen verteilt, wo sie nach sechsjährigem Exil endlich die Freiheit erhielten.

1876 wurde unbedingte Religionsfreiheit dekretiert, und seit dieser Zeit können sich die Missionen unter dem Schutze der Regierung ungehindert entfalten, da „Sakwo“, die Religion des Teufels, allenthalben verkündet werden darf, sogar auf öffentlichen Plätzen, z. B. im Uyenoparke von Tokyo, wo ein amerikanischer Missionar, der ein Harmonium mit sich führt, jeden Sonntag predigt und Psalmen singt. Daraus erhellt, daß das japanische Volk keineswegs zu religiösem Fanatismus neigt.

In Japan gab es im Jahre 1894 unter 41 Millionen Einwohnern 18000 Anhänger der russisch-orthodoxen Kirche, 10000 Presbyterianer, 9150 Angehörige verschiedener Sekten, 6600 Methodisten, 1500 Baptisten, 44300 Katholiken.

Bemerkenswert ist, daß unter den geistig hervorragendsten Japanern das Christentum viele Gegner findet, die es als mit dem nationalen Empfinden unverträglich bekämpfen. Vor ungefähr zwei Jahren erschien in japanischer Sprache ein Buch unter dem Titel „Zwiespalt zwischen Erziehung und Religion“, das unter den Japanern großes Aufsehen erregte. Der Verfasser, Inoue Tetsujiro, ist Professor der Philosophie an der Universität in Tokyo, und da es vielleicht interessieren dürfte, das Denken und Empfinden dieses Herolds der antichristlichen Partei kennen zu lernen, so will ich einen Abriß seiner Anschauungen entwerfen. In manchen Punkten, besonders hinsichtlich der Zukunft des Buddhismus, der ja nicht wie das Christentum in Europa und Amerika staatliche Förderung genießt, mag er irren.

Inoue Tetsujiro schreibt: „Es giebt zwei verschiedene christliche Parteien in Japan; die eine wünscht sich mit den japanischen Grundsätzen zu verschmelzen, die andere steht ihnen

feindlich gegenüber, was doch beweist, daß das reine Christentum Lehren und Grundsätze in sich birgt, die unserer Kultur zuwiderlaufen. Auch gestattet Schischinkyo, der Monotheismus, gar keine Freiheit, sondern wie eine despotische Monarchie duldet er keinen anderen Gott, keinen anderen Willen in seinem Bereiche.

„Wie anders Tashinkyo, der Polytheismus! Er gleicht einer Republik, in der jede Willensäußerung, jeder Gottesbegriff sich frei entfalten kann, wo jeder, er sei Buddhist oder Shintoist, dem Gotte dienen darf, zu dem er sich hingezogen fühlt. Dank dieser Gewissensfreiheit haben wir die fleckenlose Geschichte eines ewigen Religionsfriedens aufzuweisen, während die Vergangenheit des fanatischen Christentums, das nur die Anbetung Jesu duldet und alle anderen Götter schmätzt, von Blut trieft.

„Dem Christen soll Jesus mehr als sein Vaterland, mehr als Eltern, Brüder, Schwestern gelten. Japanische Christen scheuten sich nicht, über dem Bildnis unseres Kaisers fremde Flaggen anzubringen, ein sichtbares Zeichen, daß sie diesen mehr Achtung als ihm bezeigten; auch erregten christliche japanische Lehrer in Nagoya, Kumamoto und anderen Plätzen durch die Weigerung, am Geburtstag des Mikado sich vor dessen Bild zu verbeugen, ein allgemeines Ärgernis.

„Seitdem in Japan vollkommene Religionsfreiheit herrscht, kümmert sich die Regierung nicht um das Bekenntnis eines Lehrers; doch kam es vor, daß christliche Lehrer dem Geiste der Ordnung und des Gehorsams zuwiderhandelten. Auch christliche Schüler zeigten sich widerspenstig, was bei der hohen Achtung, die unserer Jugend für ihre Erzieher eingeprägt wird, ganz abnorm erscheint. Alle diese Widersetzlichkeiten sind nur Früchte des Christentums.

„In höhere Lehranstalten brachten christliche Jünglinge Bibeln mit, um Mitschüler zum Christentum zu bekehren, und wiederholten trotz strengsten Verbotes seitens der Lehrer diese

Versuche. Die Ungehorsamen wurden danach auf eine bestimmte Zeit ausgeschlossen, zum größten Ärger der Missionare und christlichen Eltern, welche die Schuldigen wie Märtyrer feierten; womit die Christen ihre Nichtachtung gegen unsere Gesetze ausdrückten.

„Wie sehr die fanatisch christliche Gesinnung unserem nationalen Empfinden zuwiderläuft, beweist der Umstand, daß Zöglinge der „Doshisha“, der ersten christlichen Universität, von den Missionaren bestraft wurden, weil sie des Mikado Geburtstag in der Schule durch Reden feierten. Allgemein wurde das den Missionaren sehr verübelt, und obwohl sie späterhin diese Feier gestatteten, so war doch ihr antipatriotischer Geist zweifellos dargethan.

„Die Gesinnung der japanischen Christen ist der größte Feind unserer Unabhängigkeit: sie schwächt uns, da sie fremde Länder, woher ihre Religion stammt, und deren Verordnungen höher achten als ihr eigenes Vaterland; die japanischen Christen hegen kein Nationalgefühl, keinen Nationalstolz, ihr Vaterland und sein Wohl ist für sie nicht mehr das höchste Ideal.

„Indem sie dem Mikado als Abkömmling Amaterasus, der Sonnengöttin, nicht die gebührende Verehrung zollen, beleidigen sie unser nationales Empfinden. Muß es nicht jeden patriotisch fühlenden Japaner verletzen, daß die Kuppel der russischen Nikolaikirche in Tokyo sogar die Dächer des kaiserlichen Palastes überragt, und wird dort nicht gelehrt, daß der Zar das Oberhaupt nicht bloß aller Russen, sondern aller Anhänger der russischen Kirche sei?

„Je mehr Japaner sich zu diesem Glauben bekennen, desto mehr empfinden sie sich als Russen und hören auf, für Japan patriotisch zu fühlen.

„Artikel 28 der japanischen Verfassung besagt: „Die japanischen Unterthanen haben Freiheit des Glaubens, solange sie

nicht den Frieden des Landes stören und den Gehorsam verweigern, den sie als Unterthanen schulden.' Der Friede des einzelnen wird aber gestört, wenn die christlichen Missionare jeden zum Übertritt bekehren wollen und gegen die anderen Religionen aufreizen, diese schmähen und Buddhisten oder Shintoisten Götzendiener nennen.

„Und was sind sie selbst? Sie bilden sich nach ihrer Meinung einen Gott und verehren ihn; wir sind eben objektive, die Christen subjektive Götzendiener, aber Götzendiener sind wir alle.

„Ein der Erziehung gewidmeter kaiserlicher Erlaß drückt aus, daß jeder Japaner so erzogen werden müsse, daß er, sobald das Vaterland in Gefahr kommt, Leben und Eigentum zu opfern bereit sei. Würden die japanischen Christen gehorchen, wenn unser Feind eine christliche Macht wäre? Gewiß nicht, und schon aus diesem Grund ist das Christentum mit unserem Patriotismus unvereinbar.

„Die christliche Bibel enthält auch nicht eine Stelle, die das Interesse des Staates erwähnte, zur Vaterlandsliebe anspornte, und jeder unbefangene Christ muß zugeben, daß seine Lehre eine staatsfeindliche ist. Wie kann unter Christen, wenn sie den Geist ihrer Lehren streng befolgen, wahrer Patriotismus gedeihen, da sie doch stets nach einem himmlischen Reiche streben und das irdische verachten sollen!

„Die Moral des Christentums soll, so behaupten wenigstens die Christen, auf ewigen, unerschütterlichen, unabänderlichen Grundsätzen beruhen; doch wenn dem so wäre, wie konnte dann dem Katholicismus der Protestantismus, und diesem wieder der Unitarismus folgen? Wie alles auf dieser Welt, so ist auch das Christentum dem Wechsel, dem Gesetz der Umwandlung unterworfen. Die ‚endgültige Wahrheit‘, die das Christentum vertreten soll, wird, bezeichnend genug, von den größten und

edelsten Geistern Europas und Amerikas verneint, indem sie Moralgesetze suchen und verkünden, die den christlichen widersprechen.

„Daß das Christentum von heute verdorben und angefault ist, darüber sind alle fortschrittlich aufgeklärten Christen einig; sie klammern sich daher schon lange nicht mehr daran und erkennen, daß die christliche Lehre den Staat mehr schädigt als befördert.

„Rousseau äußert unumwunden, daß die christlichen Lehren den Nationalcharakter ersticken, Renan, daß die bestehende Gesellschaftsordnung sich mit einem Reiche Gottes nicht verträgt, ja daß ein wirklicher Nationalstaat nie mit dem Christentum Hand in Hand gehen kann; und schon dieses Streben nach einem himmlischen Idealreiche, da wir doch ein irdisches haben und zu einem idealen gestalten sollten, ist unzulässig und lähmt die Thatkraft des Volkes.

„Da dieser Erdball, auf dem wir wandeln, einer von den Myriaden Planeten ist, die in dem unbegrenzten Raume, Himmel genannt, hängen, so sind wir ja ohnehin schon im Himmel und es wäre ganz zwecklos, nach einem anderen zu suchen. Streben wir doch danach den Himmel, den wir mit Händen fassen, zu vervollkommen, anstatt uns um eine ungewisse Zukunft zu sorgen! Es ist unsere erste Pflicht, unsere Gesellschaft, unsere Mitmenschen, die Gesetze, die Erziehung zu verbessern, und wir haben mit der Gegenwart, dem Bestehenden und seiner Veredelung so viel zu thun, daß gar keine Zeit bleibt, uns mit Zukunftphantomen abzuquälen.

„Es gilt bei den japanischen Christen als ausgemacht, daß zwar jedermann in Europa und Amerika Christ sei, doch nur dem Namen nach, indem diese Scheinchristen einstweilen von einer Opposition keinen Nutzen erwarten und dem Christentum gleichgültig gegenüberstehen. Die Kirchen sind dort meist nur

mit Frauen und Kindern gefüllt, und in Deutschland geht von Studenten nur der Theologe in die Kirche. Junge Leute, die einen klaren Kopf, eine höhere Intelligenz haben und in die Zukunft blicken können, studieren fast durchgehends Philosophie, Jura, Medicin oder wenden sich einem Kunststudium zu, während die Studenten der Theologie vorwiegend arme Menschen sind, die schnell versorgt sein wollen, und bei denen es heißt: Erst Brot, dann Gott.

„Theologie als selbständige Wissenschaft dürfte überhaupt in absehbarer Zeit aufhören und ein Zweig der Philosophie werden.

„In vieler Hinsicht ähnelt das Christentum einem alten Kunstgegenstand; es ist interessant, seinen Ursprung, seine Entwicklung, seinen Verfall zu studieren, aber ein praktisches Resultat kommt dabei nicht heraus.

„Was in Europa das Christentum an Ansehen verliert, das kommt dem Buddhismus zugute (?), der immer mehr Anhänger gewinnt, denn nach dem Ausspruch erster wissenschaftlicher Autoritäten können die buddhistischen Prinzipien, im Gegensatz zu den christlichen, Hand in Hand mit der modernen Wissenschaft gehen, und wer gegen den Buddhismus eifert, weiß gar nicht, was Buddhismus ist!

„Es ist eine unumstößliche historische Thatsache — auch Buckle erhärtet das in seiner Civilisationsgeschichte —, daß der Verfall verschiedener Länder, in erster Linie Spaniens, einzig und allein der verderblichen Macht der christlichen Priester, die die Entwicklung des Volkes gewaltsam mit den verwerflichsten Mitteln unterdrückten, zuzuschreiben ist.

„Je mehr Macht die christliche Kirche in einem Lande hat, desto unwissender bleibt das Volk. Die natürliche Folge davon ist ein fortwährender Rückschritt und der allmähliche Ruin des Landes.

„Besser werden die Menschen durch das Christentum gewiß nicht; das zeigt schon die ungeheure Anzahl der Verbrechen in christlichen Ländern. London und Paris allein weisen nach der Statistik mehr auf als ganz Japan. Da die Christen der Besserung viel bedürftiger sind als wir Japaner, warum sendet man denn die Missionare nach Japan? Sie sind zu Hause ungleich nötiger, und hätten sie nur einen Funken patriotischen Geistes in sich, so würden sie trachten, daheim an ihrem eigenen Volke Gutes zu üben.

„Daß in Europa das Christentum die Basis aller Civilisation sei, wie vielfach behauptet wird, kann man nur den ganz Ungebildeten aufzischen, da es schon lange vorher eine griechische und römische Kultur gab, die noch in vieler Hinsicht muster-gültig, ja unerreicht dasteht. Hätten die Europäer und Amerikaner die alle irdischen Güter verachtenden Lehren des Christentums befolgt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelloch geht als ein Reicher in den Himmel, so stände es schlecht mit ihnen. Was verschaffte diesen ihre Macht? Der Reichtum und die Eroberungen der modernen Wissenschaft, und beide werden vom Christentum angefeindet, das, wie aus allem klar und deutlich hervorgeht, unsere Entwicklung hemmt, unsere Unabhängigkeit untergräbt, und endlich den Patriotismus in unserem Volke töten würde.“

Da diese Ansichten, die Professor Snoue Tetsujiro in seinem Buche vertritt, von den aufgeklärten und fortschrittlich gesinnten Patrioten Japans geteilt werden, ist es sehr fraglich, ob das Christentum in Japan so bald und überhaupt jemals zur Herrschaft gelangen dürfte.





Ein Liebesverhältnis in Japan.

„Aber wie kann man nur so unpünktlich sein! Eben wollt' ich fortgehen, denn die Schläge der Uhr zu zählen, das ist wahrhaftig keine Kurzweil. Wo stecken Sie denn um des Himmels willen?“ Diesen scheltenden Empfang bereitete ich eines Abends in einem kleinen Sitzzimmer des Tokyoklubs meinem Freunde Kurt Newal, den ich dorthin gebeten hatte, und der eben erhitzt und hastig eintrat.

„Verzeihen Sie, Bester, aber Ihr Vorwurf ist diesmal unverdient; ich habe bis jetzt übermenschlich gearbeitet, um Sie noch vor meiner Abreise zu sehen und mit Ihnen noch diesen Abend verbringen zu können.“ „Sie reisen ab? Das ist ja das Neueste, und wohin?“ — „Mein alter Freund, seitdem wir uns nicht sahen — Sie waren ja über zwei Monate von Tokyo weg — hat sich gar vieles ereignet. Also in kurzem. Übermorgen reise ich endlich nach Europa, nach Deutschland, in die liebe Heimat zurück, die ich sieben Jahre nicht gesehen habe; endlich, Gott sei Dank!“ — „Ich bin starr, lieber Kurt. Kürzlich wollten Sie doch ihren Vertrag mit der japanischen Regierung auf fünf weitere Jahre verlängern?“

„Wollte, ja. Aber im letzten Augenblick habe ich mich anders entschieden, es hat doch keinen Zweck. Man entbehrt so ziemlich alles hier, jede idealere Anregung, es ist nur ein rein materielles Leben, das man führt, und noch dazu unter einem Volke, das — ich kenne es jetzt ja aus dem ff — an Hochachtung wahrlich nicht

gewinnt, je länger man unter ihm lebt. Dies Pack habe ich satt! Und dann, weshalb kam man eigentlich her? Um Geld zu machen, und wenn ich meine Taschen umdrehe und mir be-
sehe, was nach sieben Jahren übrig bleibt, so muß ich sagen, daß dies Kunststück nur mangelhaft gelang. Hätte ich nicht ein gut Stück Welt gesehen und Verhältnisse kennen gelernt, die mir eventuell für die Zukunft recht nützlich sein können, so hätte sich's gar nicht gelohnt."

"Lieber Freund, Sie leiden eben auch unter dem enormen Rückgang des Silberdollars, der, als Sie vor sieben Jahren her-
kamen, in Europa $4\frac{1}{2}$ Mark galt und heute kaum mehr als zwei wert ist. Da schmelzen die Spargroschen zu Hause wie Butter an der Sonne. Mir, wie allen Europäern hierzulande, ist der niedrige Kurs sehr lieb, selbstverständlich! Des einen Leid, des anderen Freud! Auf der Welt geht's immer so!" — „Ganz abgesehen von dem infamen Kurs, ist auch so nicht viel da; man ver-
braucht eben trotz aller billigen Preise hier noch eine Unmenge." „Die Europäer in Asien leben nun einmal weit über ihre Ver-
hältnisse." „Zweifelsohne. Sogar die Kaufleute, die sich aufs Vermögenmachen besser als Unsererins verstehen sollten, kommen darum selten auf einen grünen Zweig, und ihr Wunsch, sich bald von den Geschäften zurückzuziehen, geht daher nie, oder erst dann in Erfüllung, wenn sie mit Europa jede intimere Fühlung verloren haben. Die Folge davon ist, daß sie sich an das asiatische Leben, die viele Dienerschaft und den Komfort ganz gewöhnt haben und sich aus der Heimat wieder hierher zurück sehnen."

"Diese Bemerkung habe auch ich oft gemacht. Die Leute sind für Europa, für ein Leben auf einfacherer Basis verdorben. Die letzten Jahre haben aber auch den Kaufleuten schwere Krisen gebracht; durch den Silberkrach wurde die Hoffnung vieler, nach Europa zurückzukehren, für immer vereitelt. Als ich letzten

Winter in Singapore mit einem Reisegefährten, einem sympathischen, vortrefflichen Mann, der als Kaufmann in Sumatra lebt, spazieren ging, sagte er zu mir: „Sehen Sie, da habe ich seit gestern eine Menge alter Bekannter begrüßt, die vor etwa dreißig Jahren mit großen Kofinen im Kopfe nach Asien kamen. Zehn Jahre, meinte jeder, nicht länger müsse er in den Tropen schwitzen, um dann mit dem dicken Geldsack nach Hause reisen zu können. Aber es kam anders, ganz anders, junger Freund. Inzwischen sind's dreißig geworden, und der Sack ist noch immer nicht voll. Und was hat man von dem Leben hier draußen, wenn man nicht am Fieber zu Grunde geht, nicht Leber- oder Nierenkrank wird? — Gar nichts! Die Unverheirateten verkaufen sich meist im Whisky, und wer verheiratet, und glücklich verheiratet ist, wie ich zum Beispiel, muß sich von Weib und Kind trennen, theils aus Gesundheitsrückichten, theils der Erziehung halber. Drei Jahre muß ich mir's nun wieder, nachdem ich ein Jahr bei meiner Familie war, verkneifen, Gatte und Vater zu sein. Diese aus tiefster Seele kommende Klage meines trefflichen Gefährten bewegte mich im Innersten; ich konnte ihm sein Leid lebhaft nachfühlen. Ja, die Tropen, das ist ein heißer Boden, auf dem sich schon viele die Sohlen verbrannt haben!“

„In Japan — sagte Kurt — sind wir wenigstens mit dem Klima besser dran; aber die Kinder müssen eben auch in einem gewissen Alter fortgeschickt werden. Wer kein Bananese oder Süffel ist, der entbehrt auf die Dauer doch empfindlich den Verzicht auf jedes edlere, bildende Vergnügen. Theater, Konzerte, Vorlesungen, Kunstausstellungen, nichts von alledem giebt's hier; man wird darüber fast zum Waldmenschen, selbst in seiner Kunst geht man zurück. Mit Wonne verzichte ich, wenn ich in Europa leben kann, auf das Leben eines Grandseigneurs, auf eine zwischen Fächerpalmen und Cycas stehende Villa, auf einen Kuli für den rechten, einen für den linken Stiefel, auf Lauf-

burschen, Leibdiener, Köche, Firnikishazieher und Stalljungen, kurz auf all solche ostasiatischen Freuden, die eigentlich mehr Gallenerreger sind, denn diese Hallunken halten wie Pech und Schwefel zusammen, wenn es sich darum handelt, den Idjinsan (Fremden) zu belügen und zu betrügen. Wundern Sie sich, daß einem dabei das Geld wie Quecksilber durch die Finger läuft? Ja, und da habe ich noch meine Musume (Mädchen) mit den drei Kindern vergessen!“

„Drei? Seit wann sind Sie denn dreifacher Papa? Das ist ja das Allerneueste; ich wußte bisher nur von zwei japanischen Schmetterlingen. Unter allen Umständen genehmigen Sie meine innigste Gratulation! Mögen Sie dem Mikado zur Freude so fort —“

„Hol' Sie der Geier mit Ihren ironischen Glückwünschen! Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Schon um diesem japanischen Kindersegen ein Ende zu machen, will ich heraus aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Es ist die höchste Zeit. Als ich neulich im Spiegel mit Schrecken die weißen Haare an meinen Schläfen betrachtete und mir das wenig schmeichelhafte Geständnis machen mußte, daß ich bald ein alter Knabe sein würde, kam gerade der Postbote mit einem Brief von meiner alten Mutter. Vor mehreren Monaten hatte ich ihr eine Photographie meiner beiden japanischen Schmetterlinge — damals waren's noch zwei — gesandt, worüber sie sich, wie sie mir schrieb, herzlich freute. Sie bedauerte nur, daß sie ihre exotischen Enkelkinder niemand zeigen könne, so sehr gefielen sie ihr. Aber — meinte sie — das wäre doch kein reines, wahres Glück, und es sei nun endlich an der Zeit, daß ich zurückkäme und statt dieses japanischen Surrogats eine richtige Familie gründete. Alle Einwände, die ein besorgtes Mutterherz erheben kann, enthielt der Brief der guten alten Frau, und er endete damit: Wenn du schon nicht die Mutter

deiner Kinder heiraten kannst, so komm bald zurück, und heirate daheim ein Mädchen, daß du liebst und das dich wieder liebt! Vorschläge und Details folgten diesem wohlgemeinten Rat. Da hielt ich mir denn einen Monolog über mein bisheriges Dasein als Hans Niederlich, schon mehr eine Generalpauke, die mit der Faustschen Selbsterkenntnis endete: Ich bin zu alt um nur zu spielen, zu jung um ohne Wunsch zu sein. Ich beschließ's, und am nächsten Morgen schrieb ich der japanischen Regierung, daß ich meinen demnächst ablaufenden Vertrag nicht erneuern wolle. Nun, was sagen Sie dazu?"

„Daß Sie tausendmal recht haben. Wie Sie es sieben Jahre durch mit so einem japanischen Weibe aushielten, das Sie nicht im geringsten liebten, sondern gleich einem Hund oder Pferd von ihrem Vater kauften, ist mir ein Rätsel. Diese rein physischen Verhältnisse entbehren doch jeder Illusion und Poesie, und unter vielem Langweiligen auf Erden scheint mir das Zusammenleben mit so einer Muşume das Allerlangweiligste. Wäre ich Mikado, ich verleihe jedem Europäer, der nur ein Jahr mit solch einem Weibe gehaust hat, meinen Chrysanthemorden für bewiesene Genügsamkeit und Ausdauer. Pierre Loti hatte schon nach vier Wochen die Sache gründlich satt, und mir, dem die Japanerin etwas rein Dekoratives ist, mir ist der Gedanke einer solchen Wirtschaft von vornherein widerwärtig. Aber zum Glück für die Japanerinnen sind die Geschmäcke verschieden.“

„Lieber Freund, was wollen Sie? In der Not frißt der Teufel Fliegen, und giebt's kein frisches Quellwasser, so ist man froh, aus der Cisterne zu trinken. In Europa fiel es mir auch nicht ein, mit einem gleichgültigen Frauenzimmer zu leben; doch wären Sie immer hier, Sie würden gleichfalls an die Muşumes glauben. Aber, lieber Freund, Sie waren ja — wir kennen uns schon lange — früher wahrhaftig kein Heiliger, und nun auf einmal —“

„Da haben Sie, bei Gott, recht! Wie fast allen Männern, die keine auserlesenen Tugendbolde sind, wurde mir eines von den drei großen W, Wein, Weib, Würfelspiel, gefährlich, und zwar war es Nr. 2, denn zum Asketen hatte ich wenig Anlage; man konnte mich eher zu der Sorte der ‚tollen Christen‘ zählen. Das Schicksal ist eben stärker als wir, und mein Köpflein für die Reitbahn des Lebens war ein gutes, aber ungestümes Tier, das nicht gern auf der sicheren, ebenen Chaussee bleiben wollte. — Um aber auf die sogenannten japanischen Ehen zurückzukommen, so finde ich sie reizlos und banal; ich mag freilich kein objektiver Beurteiler sein, denn ich habe eine Art Idiosynkrasie gegen das japanische Weib, wie andere gegen Erdbeeren oder Krehje.“

„Mensch, wie sind Sie um diese Idiosynkrasie zu beneiden! Hätt' ich die doch auch gehabt, da stünde ich jetzt nicht vor dem Dilemma mit meiner Musume und mir wäre —“

Kurt wurde in seiner Rede unterbrochen, denn ein Spalt that sich auf, und zwischen Thür und Angel erschien der hochstirnige, von einem Spitzbart eingerahmte Lockenkopf des träumerischen Clarence, der uns beiden ein lieber Freund war. Er sorgt dafür, daß auf unserem Planeten die Originale nicht ganz aussterben: einer der edelsten, aber auch sonderbarsten Menschen, die mir je begegnet sind. Väterlicherseits ist er ein Engländer, Hoch-Tory vom reinsten Blute. Da seine Mutter eine Deutsche war, so kam er früh als Halbwaife nach Deutschland, wo er erzogen wurde und seine Studien vollendete. In seinem Denken und Fühlen ist er mehr Deutscher als Brite. Zwei Neigungen und Talente sind bei ihm, dem jeder Schönheitssinn abgeht, in hohem Grad entwickelt, nämlich eine seltene Begabung für exotische Sprachen und eine gefährliche Leidenschaft für die große Jagd auf Raubtiere. Diese beiden Passionen und eine unglückselige Herzensgeschichte haben in ihm eine tiefe

Liebe für Aſien erzeugt, daß er nie mehr zu verlaſſen gedenkt. Von bedeutendem Einfluß auf ſein ganzes Denken, zumal über das Weib, ſind Schopenhauers Schriften geweſen, in die er ſich ganz verbiſſen hat. Zweifelſohne trugen ſie als paradoxe Anregung viel dazu bei, daß er ſchließlich ſeine Muſume heiratete, zum Entſetzen aller Engländer und zum aufrichtigen Bedauern aller Freunde, denen dieſer Schritt unſinnig erſchien. Zwischen einem vornehmen, gebildeten Mann und einem Kuſiweib beſteht eine ſo breite unüberbrückbare Kluft, eine ſolche Grundverſchiedenheit des Denkens, Fühlens und aller Lebensgewohnheiten, daß ſie ſich nimmer unter einen Hut bringen laſſen. Viele genaue Kenner beſtreiten die Möglichkeit, daß eine Japanerin einen Europäer aufrichtig liebe; es ſei nur Klugheit, wenn ſie ihn nicht betrüge. Einige Ausnahmen ſind mir doch bekannt, und da es jedenfalls noch viel mehr ſolcher Fälle giebt, ſo halte ich jene Behauptung für zu peſſimiſtiſch, ja für unrichtig, obwohl auch ich der Anſicht bin, daß in den meiſten Fällen der Europäer bloßes Plünderungsobjekt für die Muſumes iſt.

„Nur herein, Clarence, wir haben keine Geheimniſſe“, rief Kurt ihm entgegen. „Sie ſind doch den Abend frei und bleiben mit uns zuſammen?“ fragte ich. „Gern, aber nur bis halb elf Uhr, das erkläre ich von vornherein. Im übrigen möchte ich Sie ohnedies in einer Angelegenheit um Rat fragen. Doch davon ſpäter.“

„Boy, alſo drei Dinners! Mr. Clarence ſpeiſt mit uns.“ Es währte keine halbe Stunde, ſo ſaßen wir in einem reſervi-erten Kabinet des Klubs bei Tiſch und unterhielten uns lebhaft über dies und jenes.

„A propos, Kurt“, ſagte auf einmal Clarence, „als ich vorhin bei Ihnen war, da ſah ich vom Vorzimmer aus durch die offene Thür zwiſchen halb gepackten Koffern am Boden ein Weib, zwei Kinder in den Armen, das herzerreißend

schluchzte; jedenfalls Ihre Kleine. Sie verlassen sie also, Kurt? Warum?“

„Warum? Ihre Frage ist doch mehr als sonderbar. Keiner von unseren Freunden und Bekannten würde je im Schlafe daran denken, sein Leben so nichts sagend zu beschließen und seine Musume zu heiraten. Einmal muß doch die Dummheit ein Ende nehmen! Sie, Clarence, sind ein Sonderling; Ihre un-europäische Ansicht vom Weib zwang Sie ja förmlich dazu, eine halbe Sklavin, eine Asiatin zu heiraten. Es war — Sie wissen, wie ich darüber denke — trotzdem ein Wahnsinn, was Sie da gethan haben, und ich wünsche Ihnen nur als aufrichtiger Freund, obwohl ich mir's kaum denken kann, daß der Schritt zu Ihrem Heil ausschlagen möge!“ — „So sei's“, rief ich, „stoßen wir drauf an!“

Als wir die Gläser geleert hatten, fuhr sich Clarence über die hohe Stirn, drückte die Augen halb zu, sah uns scharf an und erwiderte: „Ihr seid doch alle Narren, Weibernarren, Ihr, die Ihr mich für verrückt haltet! Mit Euren provençalischen Troubadourgefühlen habt Ihr aus einem untergeordneten, geistig und physisch schwächeren Wesen, einem Menschen zweiten Ranges, eine Gottheit gemacht, sie in Eurem Bahn mit allen möglichen idealen Eigenschaften bekleidet und in die Wolken erhoben, um schließlich davor zu knien und das Weihrauchfaß zu schwingen! O Ihr Phantasten, die Ihr durch Eure Träumereien diese Wesen verzärtelt, macht Euch zu ihren Sklaven, und sie, die in der Welt weit mehr Böses als Gutes stiften, verderben Euch vollends.“

„So ungefähr sprach auch der große Philosoph in Frankfurt“, fiel ich ein. „Aber, Clarence, viel größere Geister, deren Lehren die Grillen Ihres Propheten lang überleben werden, predigten das Gegenteil. Die meinten wieder, daß —“

„Hört auf davon, ich will es gar nicht hören, ich kenne ja ohnedies die alte Leier, die verzuickerten Lügen, die Ihr gierig

verschlingt, wie genäschige Kinder die Bonbons. In Japan, glaubt mir, da erkennt das Weib die Stellung, die ihr von der Natur selbst zugewiesen ist; sie weiß, daß der Mann zu herrschen, zu befehlen hat, ihr Theil ist gehorchen. Seht Euch doch nur diese amerikanischen impertinenten Weiber an, für die der Mann sich zu Tode robotten muß, um Geld zu machen, damit seine angebetete Lady in der Welt herumflirten kann mit anderen.“

„Aber, lieber Freund, für diese, allerdings recht zahlreiche Sorte amerikanischer Weiber fällt es uns ja gar nicht ein, Lanzen zu brechen, die können Sie unter unserem vollsten Beifall verdammen; doch solche Vampyre, denen der unebenbürtige Mann nur als Kuli gilt, dürfen Sie wahrlich nicht als Norm für Europa und auch nicht für die Yankee's aufstellen. Lassen wir die Amerikanerinnen beiseite, und halten wir uns —“

„Die Europäerinnen kann ich Euch aber ebensowenig loben, es kommt so ziemlich auf dasselbe hinaus! Auch bei ihnen dauert die Liebe meist nur so lang, als man ihnen jeden Willen thut, vor ihnen kniet, sich für sie aufopfert. Ist's einmal anders und versiegt der Quell, dann heißt es: Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehn.“

„Mein lieber Clarence, der Blinde sieht die Sonne nicht, und es ist unnütz, ihm ihre Herrlichkeit und belebende Macht zeigen zu wollen. Bei Ihnen, lieber Freund, ist der Sinn für Schönheit, wie Sie ja selbst oft zugaben, mangelhaft oder gar nicht entwickelt; aber für den künstlerisch empfindenden Menschen bleibt sie ewig eine allmächtige Gottheit, trotz Ihrem Schopenhauer, ja, lachen Sie nur! Aber ganz abgesehen davon, Clarence, so können Sie doch nicht leugnen, daß zahllose Großthaten auf geistigem Gebiet ohne den Einfluß des Weibes nie entstanden wären. Das japanische Weib ist nun einmal bloß ein Rippesding und nicht ernst zu nehmen; man braucht ja nur die Puppen-

köpfe anzusehen — na, ich will nichts Böses sagen, aber Balzacs Ausspruch: Il est reconnu qu'en amour toutes les femmes ont de l'esprit bewahrheitet sich bei ihnen sicher nicht! Wie kann denn eine Japanerin einen Mann wie Sie anregen! Das Kunststück möchte ich sehen. Was können Sie denn mit ihr reden, ja, was begreift sie denn überhaupt? Als ich z. B. vor einigen Tagen bei Ihnen war und Ihrer Frau Ansichten aus deutschen Städten zeigte, aus Berlin Schapers Goethe und den Schiller von Vegas, fragte sie, was das sei? Sie antworteten, der eine sei der Goethe-san, der andere der Schiller-san. Darauf abermalige Frage, was diese Sans gethan hätten? Auf Ihre unfaßbare Erklärung sah sie mit offenem Munde noch erstaunter drein. Wenn Sie einer echten Japanerin, die ja für unsere geistige Kultur ganz unempfänglich ist und sein muß, alle „Dichtersans“ Europas zeigen, so wird sie das nicht mehr anregen, als wenn Sie ihr die Photographie eines Elefanten von Borneo hinhalten. Außerlichkeiten bringt man ihr allenfalls bei; aber die kleiden die Affchen herzlich schlecht. Sie, Clarence, sind ja schon so verjapanert, daß Sie die Qualitäten der Asiaticin mit denen der europäischen Dame in einen Topf werfen. Sie haben einfach für unsere Frauen die feine Witterung verloren.“

„Sind Sie zu Ende, Lästerer?“ „Noch lange nicht; aber bitte, widerlegen Sie mich, ich werde dann replizieren.“ „Wenn ich ein Narr, wie Ihr beide seid, wäre —“ „Oho —“ „Bitte ausreden lassen! Wenn ich so ein Narr wäre und vom Weibe Geist oder seelische Anregung verlangte, da fände ich bei meiner Kleinen allerdings kaum meine Rechnung und wäre sehr übel dran. So aber bin ich sehr glücklich, wahrhaftig, jeden Tag mehr. Ihr kommt mir so komisch vor, Ihr nehmt die Weiber so furchtbar ernst, als drehte sich die ganze Welt um sie. Für mich ist mein Weib halb ein Kind, halb ein liebes, gutes Haus-

tier, das auf meinen Wink gehorcht und zu mir wie zu einem überlegenen Wesen aufsieht. All diese hervorragenden Eigenschaften hat die gutgeartete Japanerin. Sie wagt es nicht, Prätentionen zu erheben, und freut sich über jede Kleinigkeit, die ich ihr schenke, mehr, als wenn ich einer europäischen Dame ein Diamantenarmband verehere, die mir wahrscheinlich eine Stunde später zürnt, daß ich nicht auch gleich ein passendes Kollier dazu kaufte. Die Japanerin ist dankbar für alle erwiesene Güte. Mir gewährt es eine frohe Genugthuung, meine Kleine, die, bevor ich sie fand, bettelarm war, aus der Hand aß, nie auf einem Stuhl saß, nie ein Hemd auf dem Leibe hatte, allmählich heranzuziehen. Ich bin Ihr Lehrer, Freund, Geliebter, Herr und Meister, ich bin ihr Gott. Wo können Sie eine solche Freude an einer Europäerin erleben!“

Mein lieber, guter Clarence, ich bin für diese Erziehungs-experimente gar nicht eingenommen, sie sind zu gefährlich; das sind Va-banque-Spiele, wobei man zu leicht sein Lebensglück wegwirft. Man hat nur ein Dasein zu verlieren. Hätt' ich einen Bruder, einen Freund, den ich in solcher Gefahr wüßte, ich sagte ihm: Mein Junge, grabe nicht eine fremde Pflanze, die du auf deinen Wanderungen vielleicht an einem Abhange findest und die deine Sinne berückt, mit ihren Wurzeln aus, verpflanze sie nicht in dein Zimmer; sie könnte giftig sein. Aber Sie Sonderling, wenn Sie sich wenigstens ein ganz armes, gutes, anspruchsloses europäisches Mädchen, das im Leben wenig Glück genossen hat und obendrein begabt ist, hätten heranziehen wollen, Sie hätten noch ganz andere Resultate erzielen und anderer Freuden theilhaftig werden können! Aber Sie leiden nun einmal am Japanismus und sind glücklich darin. Möchten Sie's nur immer bleiben!“

„Daran zweifle ich nicht. Und dann, wie genügsam ist meine Kleine auf Reisen! Ihr wißt ja, meine Herren, daß

meine Leidenschaft die gefährliche große Jagd ist. Da kann ich auf Korea, auf Sumatra pirschen, in einer Felschlucht, im Urwalde leben, überall ist sie mit wenigem zufrieden und liegt nachts in eine Decke gewickelt wie ein guter treuer Neufundländer zu meinen Füßen. Wo thäte das eine Europäerin!“

„Clarence, nun erkläre ich mich für besiegt; die Liebesproben besteht allerdings nicht Eine von hundert europäischen Damen, und für Sie paßt wahrhaftig nur eine Ostasiatin.“

„Zweifelsohne. Und was den Geist anbelangt, so genügt mir das Kapital, das mir die Natur verliehen hat. Ich brauche keine Anleihen zu machen, es geht auch so, ohne daß ich mich vor einem Weibe demütigen müßte. Nun aber will ich gehen, meine Kleine wartet auf mich. Kurt, ich sehe Sie doch noch vor Ihrer Abreise?“

„Gewiß. Und zum Schluß noch ein Glas auf das Wohl Ihrer Kleinen, und daß Sie, wenn wir uns im Leben wiedersehen, noch ebenso zufrieden sind!“

Wir leerten die Gläser bis auf den letzten Tropfen und begleiteten Clarence bis zur Hausthür, wo seine Zinrikisha-Kuli standen, die ihn mit Windeseile aus dem Bereich unserer Augen entführten.

„Was sagen Sie“, rief Kurt, „ist er nicht ein braver, aber toller Kamerad, der gute Clarence? — Aber, die Flaschen sind ja alle leer! Boy, stellen Sie noch eine kalt! Wer weiß, ob und wo uns das Leben noch einmal zusammenführt. Wann kommen Sie wieder nach Europa?“

„Fragen Sie die Sterne — aber bei Ihnen zu Hause, lieber Kurt, da ist jetzt gewiß große Trauer; denn Ihre Kleine, aus der Sie sich zwar nie viel gemacht haben, hängt doch, wie es scheint, mit großer Liebe an Ihnen. Mir thut das arme Ding wahrhaftig leid. Kommt sie doch auch wieder in ganz andere Verhältnisse, als an die Sie sie gewöhnt haben.“

„Na, nun werden Sie am Ende noch sentimental. Soll ich sie etwa gar heiraten?“

„Sie wissen, daß ich dies für eine Verrücktheit hielte, selbst wenn Sie sie liebten und auch zeitlebens in Asien blieben. Also darüber brauchen wir nicht weiter zu sprechen, da ich Ihnen keine Predigt aus unserer Ethik halten will. Moralisch liegt ja nach hiesiger Anschauung nicht der geringste Verstoß vor. Die Angelegenheit wurde von den Eltern des Mädchens von vornherein als Geschäft betrachtet. Sie hat ja auch durch Sie eher ihr Glück gemacht; von Schande, Unglück oder Familienrückfichten ist unter den hiesigen Verhältnissen und Ehrbegriffen keine Rede.“

„Sie machen mich wahrhaftig lachen, wenn Sie im Zusammenhange mit dieser Kuligejellschaft das Wort ‚Ehre‘ aussprechen. Für die japanischen Ehrbegriffe giebt's kaum etwas Bezeichnenderes, als was unserm guten Clarence mit seinem verehrten Schwiegerpapa begegnete. In seiner Gutmütigkeit hatte Clarence nicht nur die Kleine, sondern seinerzeit die ganze Sippschaft ins Haus genommen und ihr in der japanischen Abteilung einen Raum angewiesen. Da lebten denn alle herrlich und in Freuden über drei Jahre, und als Clarence den Rappel bekam, seine Musume zu heiraten, um aus dem Kulimädel eine vornehme Dame zu machen, da weigerte sich der dunkle Ehrenmann von Schwiegervater, wozu er nach japanischen Gesetzen berechtigt war; er verlangte unverfroren mehrere tausend Yen für seine Zustimmung, obwohl der Schuft gleich anfangs einen für drei Musumes ausreichenden Kaufpreis eingesackt hatte. Die Habgier und Niedertracht des Alten schrie zum Himmel. Seine nicht einmal schöne Tochter mit den beiden Kindern kam in Verhältnisse, über die sich eine japanische Prinzessin hätte freuen können! Er aber brachte keine Rauchopfer vor Buddha und allen Heiligen, sondern erhob immer neue Schwierigkeiten, um dem an Wahnsinn grenzenden Edelmut des Mannes, dem er alles verdankte,

möglichst viel Geld abzupressen. Vom Japaner dürfen Sie dem Europäer gegenüber keinen Anstand erwarten; wir sind seine Feinde, und erscheint er uns einmal anständig, so verstellt er sich. Aber merken Sie diese Heuchelei? Ich nicht. Er hat selbst in der ärgsten Wut wie im tiefsten Schmerz nur ein Lächeln für Sie. Die japanische Sprache besitzt ja keine Flüche.“

In solchen Reden erging er sich weiter, bis ich ihn mit der Frage unterbrach, was denn eigentlich bei seiner Abreise aus der illegitimen Familie werden solle. Immer hitziger und alle Einwürfe in den Wind schlagend, setzte mir Kurt auseinander, daß er die Musume nun, nach sieben Jahren, ihrem Schicksal überlassen müsse; die Kinder dagegen, sein Fleisch und Blut, würden ihm in die Heimat folgen und, auch wenn er sich verheirate, im Hause bleiben . . . Eine schlimme Perspektive nach allen Seiten!

„Ja fragen Sie denn gar nicht nach dem Mutterrechte der Armen? Sie nehmen einfach das Nest aus, und lassen sie allein zurück. — Daß Sie die Ihnen in jeder Hinsicht Unebenbürtige nicht heiraten, das finde ich, wie die Sachen liegen, ja begreiflich und nur vernünftig, das sind Sie sich schließlich schuldig. Aber andererseits haben Sie die Pflicht, die Mutterrechte der Verlassenen zu achten, die können, die dürfen Sie nicht ignorieren! Zudem verstehe ich nicht, was Sie, da Sie ja in Europa zu heiraten und sich ein Heim zu gründen gedenken, mit den Kindern anfangen wollen, die Sie ja nach deutschem Gesetz nicht einmal vor dem 50. Lebensjahr adoptieren können. Sie erschweren sich dadurch nur unendlich die Realisierung Ihrer Pläne, denn es kann doch keiner Dame wünschenswert erscheinen, zwei japanische unlegitime Kinder mit in die Ehe hinüber zu nehmen von einem Weibe, das Sie nicht einmal geliebt haben. Daran dürfte doch Manche, und mit Recht, Anstoß nehmen!“

„Haben Sie keine Sorge. Meine Mutter schrieb mir von einer Dame, die mich auf der Stelle, trotz meiner japanischen

Kinder nähme, und ich glaube noch mehrere zu kennen, die nichts Anstößiges daran fänden.“

„Da Sie einen Hausstand gründen wollen, so finde ich es widersinnig, daß Sie der Mutter die Kinder wegnehmen und damit Ihrer zukünftigen Frau Elemente aufdrängen, die nur unangenehme und peinliche Erinnerungen für Sie im Gefolge haben können. Wenn Sie Witwer wären oder die Kinder von einer Frau stammten, die Sie sehr geliebt haben, könnte sich aus Liebe zu Ihnen eine edle Frau vielleicht darüber hinwegsetzen. Aber unter diesen Umständen bleiben die bitteren Empfindungen sicherlich nicht aus. Die guten Mitmenschen werden Ihrer Frau schon Stiche beibringen, die sie tief schmerzen; die Lästerzungen werden über die ‚Chinesenbälge‘, wie es heißen wird, schon den Kot so hoch ausspritzen, daß Sie besudelt werden. Sehen Sie, das sind Dinge, die Sie sich und Ihrer Frau wirklich ersparen können. Haben Sie dann erst in Ihrer neuen Ehe Kinder, so spitzen sich die Verhältnisse noch viel mehr zu, und je größer Ihre legitimen und unlegitimen Kinder werden, desto unerquicklicher wird die Situation. Ihre japanischen Kinder werden viel glücklicher sein, wenn Sie sie anständig, aber bescheiden in Japan erziehen lassen. Geben Sie sie doch hier den französischen Schwestern, die ja ungemein wohlthätig wirken, zur Erziehung. Wenn sie größer werden, haben Sie dann die Gewißheit, daß die Kinder gut aufgehoben sind, und die Mutter behält sie in der Nähe.“

„Ach was, Sie Pessimist! Die Kinder sind mein Fleisch und Blut, die gehen mit mir, und die Frau, die ich heirate, soll und muß sie wie ihre eigenen lieben und erziehen.“

„Soll, muß! Das sind schöne Worte. Sie fordern das Schicksal heraus, Sie wollen Unnatürliches, das rächt sich, und glauben Sie mir, das Schicksal muß nicht müssen.“

„Wir werden sehen! Nun aber, mein lieber Unglücksrabe,

s'ist längst Mitternacht vorbei und schon höllisch spät geworden; ich habe noch unendlich viel zu thun, denn morgen geht das Schiff ab; wir müssen die Sitzung aufheben. Also auf morgen, leben Sie wohl!“

* * *

Unabweisbarer Besuch zu ungelegenster Zeit war Ursache, daß ich den richtigen Zug verfehlte, der mich von Tokyo nach Yokohama bringen sollte, um dem von dort abreisenden Kurt zum Abschied die Hand zu drücken. Obgleich ich fürchtete, zu spät zu kommen, so benutzte ich auf gut Glück einen erst zwei Stunden später abgehenden Zug. Mit Blitzesschnelle führten mich drei Kulis vom Bahnhof in Yokohama zur Satoba, dem Landungsplatze, wo am gemauerten Quai mit der weit ins Meer hineingebauten, auf Pfeilern ruhenden Holzbrücke die Schiffe bei ruhiger See anlegen.

Ich kam gerade im letzten Augenblick. Bereits hatten sich Freunde und Bekannte, die den Scheidenden das Geleit gaben, vom Steamer zurückgezogen, und winkten ihnen noch die letzten Grüße von der Landungsbrücke aus zu.

An der dem Land zugekehrten Breitseite des Dampfers stand Kurt, seine zwei größeren Mädchen im Arm haltend. Ahnungslos warfen die Kleinen ihrer Mutter Fußhändchen nach und winkten mit den Taschentüchern.

Schwarze Wolken bedeckten das Firmament. Der trübe freudlose Tag neigte sich dem Ende zu. Die Lichter auf den im Hafen ankernden Schiffen, die Laternen längs des Quais und auf der Landungsbrücke spiegelten sich im bewegungslosen grün-schwarzlichen Gewässer.

Zum letzten Male ließ die Dampfspfeife ihre Mark und Bein durchdringenden Abschiedsgrüße erklingen, erbarmungslose Töne, die kein „Auf Wiedersehen“ in sich schlossen.

Auf der Brücke, an einem emporragenden Pfeiler, lehnte die unglückliche Mutter. Mit thränenlosem Auge starrte sie vor sich hin, den Mund halb geöffnet, den Blick unentwegt auf das flüchtige Schiff gerichtet, das mit jeder Sekunde sich weiter entfernte und sie von all ihrem Glück für immer trennte. Selbst die Kraft zur Klage schien diesem armen wehrlosen Weib, das nun wie eine versteinerte Niobe dastand, zu fehlen. Hinter dem Horizont verschwand allmählich auch das Licht des höchsten Mastes. Eine dumpfe, unheimliche Ruhe lag über den Wassern. Plötzlich wirbelten dicke Staubwolken auf, ein mächtiger Sturmwind peitschte den glatten, trägen Meerespiegel aus seiner Apathie auf, Blitze durchzuckten das dichtgeballte Gewölk, und unter furchtbarem Donnern ergoß sich ein Gewitterregen.

Der Himmel grollte über der Menschen Härte und Lieblosigkeit.



Kinkakuji. — Der Kitano-Tenjin-Tempel. —
Nächtliche Feste am Kamogawa. — Das Aller-
seelenfest der Buddhisten. — Das von Erdbeben
heimgesuchte Gifu. — Kormoran-Fischerei.

Am Tag vor meiner Abreise von Kyoto trabten die Kulis mit mir hinaus nach dem berühmten, der Zen-Sekte gehörigen Kloster Kinkakuji, worin der Shogun Yoshimitsu aus der Ashikaga-dynastie (14. Jahrhundert) die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens beschaulich als buddhistischer Mönch verbracht hat. Durch den stillen Thalsee zieht sich ein wohlgepflegter Park. Ein kleiner künstlicher See spiegelt prächtige Pinien vom Ufer wieder, moosbedeckte Felseninselchen ragen malerisch empor, und massenhafte Goldfische, groß wie Karpfen, tummeln sich in dem smaragdgrünen Gewässer und schnappen, dichtgedrängt, schnalzend nach Reis und Hirsekuchen, die Groß und Klein ihnen lustig zuwirft.

In diesem kleinen poetischen See, dessen Oberfläche zahllose üppige Wasserpflanzen beleben, erbaute sich Yoshimitsu ein dreistöckiges Lusthaus, den einzigen zum Kloster gehörigen Bau, der aus jener Zeit übrig geblieben ist. Sein Dach krönt ein vergoldeter Phönix. Das oberste Gemach war einst — man sieht heute noch die Spuren — mit kostbarem Goldlack bedeckt; daher der Name Kin-kaku, d. h. „Goldener Pavillon“.

Von der Terrasse bietet sich ein reizender Blick auf den See, die umliegenden Wälder und den Hügel Kinukasa-yama, der einer seltsamen, etwas kostspieligen Marotte seinen Namen

„Seidenhutberg“ verdanken soll. Der Gymitado Uda, der hier gern weilte, ließ nämlich an heißen Sulitagen die Anhöhe mit weißer Seide bedecken, um sein Auge am kühlenden Schauspiel einer Winterlandschaft zu weiden.



Auch in der Geschichte der Theeceremonien, die später im Leben der japanischen Vornehmen von hervorragender Bedeutung wurden, spielt der Tempel Kinkakuji eine große Rolle, denn die Zen-Sekte führte vor sechs- bis siebenhundert Jahren, um bei

ihren nächtlichen Exerzitien nicht einzuschlafen, das feierliche Theerinken ein, das mit der Zeit ein Sport der Gesellschaft wurde und sich zu einer ungemein verwickelten Funktion ausbildete, die des beharrlichsten Studiums bedurfte.

Zuerst kamen die Theeceremonien beim Ahnenkult unter Trommelschlägen und Weihrauchspenden in Anwendung. Abt Daitskufji ließ als erster Diplome ausgehen, die die Geschicklichkeit im Theerinken, sowie die Kenntniss jeder dabei zu beobachtenden Etikette bestätigten und bei dem hohen Ansehen dieser Modewissenschaft, oder dieses Komments, den Besitzer erst den ästhetisch Gebildeten einreichten. Noch heute giebt es Hochschulen für Theekunde, worin der wissensdurstige Theestreber sich ein Diplom erarbeiten kann.

Auf dem Rückweg besuchte ich den Shintotempel Tenjin, der zu Ehren des Kitano Tenjin, eines großen, später vergötterten Staatsmanns des 9. Jahrhunderts, durch Anhänger des Ryobu = Shinto, dieser Verschmelzung von Buddhismus und Shintoismus, erbaut wurde. Wenn man das Torii passiert hat, gelangt man zu dem der Sonne, dem Mond und den Sternen geweihten, zweistöckigen Tempelthor, in dessen obere Balken die Gestirne eingeschnitz sind. Durchschreitend erblickt man im heiligen Haine zerstreut die Tempelchen und Schatzkammern, sowie die Nagurabühne, auf der an hohen Festtagen Noispiele und religiöse Tänze aufgeführt werden. Unweit davon stehen die Mikosji (Götterschreine), die mich stets an die biblische Bundeslade erinnern. In diesen Mikosji, die sich nur in Shinto- und Ryobushinto-Tempeln finden, sollen die Götter thronen. Sie werden alljährlich, besonders im Mai und Juni, unter großem Jubel von mehreren Hunderten nackter Männer, die nur kostbar gestickte und gepolsterte Achselbänder kreuzweis um den Leib tragen, durch die Straßen hin und her gezerret. Voran reiten die Priester, das Scepter in der Hand, auf Gold-

lacksätteln, von denen breite antike Steigbügel herabhängen, die den Fuß wie Überschuhe bergen.

Die Mikoshi sind etwa 2 m hohe metallene Tempelchen, von einem Phönix bekrönt, mit mächtigen Goldquasten und Schellen. Sie werden auf reichlacierten, mit kunstvollen Metallbeschlägen verzierten Gerüsten herumgetragen. Lose übereinander liegen auf den Tragebalken Messingscheiben, die, sobald die Träger springen, furchtbar lärmern und klappern. Die Träger wechseln oft, denn jeder Bursche möchte den Mikoshi so nahe als möglich zu seinem Hause zerren, da der Glaube besteht, das dies Krankheit und Unheil abwende. Etwa 70 bis 80 finden auf einmal an den Balken Platz. So taumelt der Götterschrein durch die Straßen, kommt aber immer wieder, wie oft er auch hinzupurzeln droht, auf die Beine.

Unterhalb der Decke eines Tempels hängen die vielen Shintotempel eigenümlichen sechsunddreißig Dichtergenien beiderlei Geschlechts, deren Blütezeit ins 8. bis 10. Jahrhundert fällt, und die zuerst um 1200 von Fujiwara-no-Noburane gemalt wurden. Nur hier aber in ganz Japan stieß ich, unwillkürlich in einen Hindutempel nach dem Ganges versetzt, auf die Verehrung von Stierstatuen, die aus Bronze und Stein in den Alleen aufgestellt sind und mit dem Kultus des Kitano-Tenjin zusammenhängen, der, auf Verleumdungen hin vom Mikado verbannt, auf einem Stier ins Exil ritt.

Gleich den in den Buddhatempeln sitzenden heilkräftigen Holzstatuen des Gottes Binzura-sama werden die Stierstatuen von den Andächtigen immer an den Stellen des Körpers gerieben, an denen sie selbst Schmerzen verspüren. Hierauf frottieren die Gläubigen, als ob sie dem Gott eine Panacee abgerieben hätten, sich selbst.

Der Abend war bereits hereingebrochen und der Hain entvölkert, als ich ein junges Mädchen erblickte, das inbrünstig vor

jedem Stier sich verbeugte, betete und dann die Gliedmaßen des Standbildes eifrig bestrich. Das junge Geschöpf, das leichten Schrittes von einer Allee in die andere ging, konnte unmöglich schwer krank sein, und nachdem ich ihr eine Weile gefolgt war, fragte ich sie, was ihr denn fehle? „Nichts, Herr“, erwiderte sie, „aber mein armer Vater liegt an allen Gliedern gelähmt zu Hause, und da komme ich täglich zu Kitano-Tenjin beten, denn endlich wird er doch Mitleid haben und ihn von seinen Schmerzen erlösen.“ Hoffentlich hat der Gott ihr Vertrauen nicht getäuscht.

Es war bereits Nacht geworden, als ich nach Kyoto zurückkehrte. Sterne bedeckten das Firmament und schienen lustig glitzernd an dem heiteren farbigen Leben, das sich im Flußbette des Kamogawa abspielte, ihre Freude zu haben. Sah man von der Shijōbrücke aus zu, so konnte man wohl glauben, daß Wassergeister dem feuchten Element entstiegen seien und bei buntem Lampenschein ein Nachtfest feierten; so zierlich, so erdentrückt erschien alles.

Alljährlich im Hochsommer nach der Hauptregenzeit bauen die Japaner sich an den Ufern oder auf den Sandbänken im Flußbett des Kamogawa, die sie durch lustige Bambusbrückchen miteinander verbinden, kleine Lustplätze, kaum mehr als 10 Fuß im Geviert, aus Pfosten, Querbalken und Matten, mit vielen Lampens.

Bei Lautenspiel und Gesang, Thee- und Saketrinken, Pfeifchenrauchen und harmlos kindlichen Spielen, die auf Fingerfertigkeit beruhen, ergötzen sich lachend und scherzend Tausende und Abertausende.

Auf ein Händeklatschen eilen die dienstwilligen Nefans unter dem langgezogenen Hai-i-i-rufe herbei. Händler bieten Melonen, Kakefeigen und andere Früchte feil. Badelustige stecken ihre Füße in den kühlenden Strom und plätschern vergnügt herum.

Wer dies Volk bei seinen anmutigen Festen beobachtet, muß es lieb gewinnen.

Die Buddhisten feierten in diesen Tagen (13. bis 16. Juli) das Bonfest, das unserem Allerseelenfeste entspricht. Nach der Ansicht mancher bedeutet es ursprünglich eine Befreiung der Seelen aus dem Fegefeuer. Es herrscht der Glaube, daß an diesem Tage die Geister der Abgeschiedenen die in jedem Hause befindlichen Ahnenaltäre besuchen, wo sie nun ihre Lieblingsspeisen aufgetischt finden sollen.

Die Bauern kommen zu den Festtagen duzendweis in die Stadt gezogen, gruppieren sich in Radform auf öffentlichen Plätzen oder in Höfen und führen eine Art Tanz auf, dessen Herkunft noch unergründet ist. In der Mitte des Kreises hängen auf einem Stocke zwei Gongs, die einer der Bauern mit einem Holzhammer bearbeitet; ein Flötenspieler und ein Trommelschläger stehen daneben. Rings drehen und wenden sich die anderen, jeder eine Klopftrommel in der Linken, ohne die Füße vom Platze zu bewegen, mit dem Oberkörper nach gewissen Regeln, bis sie plötzlich wie mit einem Schlage das Tempo ändern, wobei niemals einer der Mitwirkenden nachklappt. Auch auf den Gräbern werden in dieser Zeit Nahrungsmittel gespendet; abends wimmelt es überall von Laternen, und die ausgelassenste Freude herrscht, erhöht durch reichlichen Sakegenuß.

* * *

Nach dem Bonfest erreichte ich in fünfstündiger Bahnfahrt Gifu und nahm Quartier in einem Theehaus, dessen Wohnräume ähnlich wie in alströmischen Gebäuden alle nach einem gartenartigen Hofe hinausgingen.

Eine furchtbare Hitze herrschte; selbst mir, der ich von Indien her viel vertragen kann, schien unerträglich. Erschöpft lagen alle Bewohner des Hauses in ihren nach dem Hofe zu

offenen Gemächern auf den Matten und fächelten sich oder ließen sich fächeln. Auch ich streckte mich, nur mit einem Kimono bekleidet, in meiner Kabuse auf dem Boden aus, eine Kesan rechts, eine andere links, die mir mit Bambusfächern Kühlung zuwehnten.

Allerliebste war der Blick auf den kleinen Garten; eine ehrwürdige alte Steinlaterne, mehrere große lotosförmige Wassergefäße aus Bronze, in jedem ein Schöpfmeißenchen für Durstige, standen zwischen Tujen- und Magnolienbäumen. Zwei herrliche Falter jagten sich über einer Gruppe farbenprächtiger Lilien, Bienen summten, Vögel zwitscherten, kurz, es lag eine friedselige, idyllische Stimmung über der Stätte. Doch der Schein trügt, denn Gifu ist einer der am schwersten heimgesuchten Orte auf diesem Eiland und von unterirdischen Elementargewalten schon mehr als einmal zerstört worden. Japan zählt nicht weniger als 51 thätige Vulkane, und jährlich finden durchschnittlich 500 Erderstöße statt, von denen allerdings die meisten nur den Meteorologen wahrnehmbar sind. Wer noch keine schlimme Katastrophe erlebt hat, gewöhnt sich an diese Erscheinungen und beachtet sie weiter nicht. Alte Japanbewohner jedoch, denen jeder neue Erdstoß furchtbare Erinnerungen weckt, werden von Jahr zu Jahr ängstlicher und nervöser, ja durch die Furcht vor Erdbeben zuweilen aus dem geliebten Lande verschleucht.

Gifu am Nagarafluß mit etwa 30 000 Einwohnern ist die Hauptstadt der Präfektur gleichen Namens, welche die Provinzen Mino und Hida in sich schließt. Das furchtbare Erdbeben, das am 28. Oktober 1891 Centraljapan traf, hat die Stadt fast ganz zerstört, und eine Feuersbrunst in seinem Gefolge vollendete das Vernichtungswerk.

Die Provinz Mino mit Gifu, sowie die südlich angrenzende Provinz Owari litten am meisten durch die Katastrophe. Sie zerstörte 128 000 Gebäude, die wie Kartenhäuser zusammenklappten

und unter ihren Trümmern die Bewohner zerrieben und zerschmetterten. Zehntausend Menschen wurden getödet, zwanzigtausend verwundet. Viele, die unter den in Schutthaufen verwandelten Häusern begraben lagen, verbrannten bei lebendigem Leibe, da diese durch die umgestürzten Kohlenbecken in Brand gerieten. Am unheimlichsten aber hausten die unterirdischen Mächte in dem achtzehn englische Meilen nördlich von Gifu gelegenen Neothale, wo mächtige Erdbeben stattfanden, ganze Berge verschoben wurden, mehrere Schlammvulkane jählings ausbrachen und viele Häuser spurlos in Spalten verschwanden, die sich plötzlich aufthaten.

Einen schwachen Begriff von der Gewalt dieser Erd-

erschütterungen geben Photographien, so z. B. von der wie eine Pappschachtel zusammengepreßten eisernen Brücke, die über den Niagara führte, oder den Eisenbahngleisen, die auf lange Strecken hin zu einer wellenförmigen Linie gebogen wurden. Wer kein Fatalist ist, mag an solchen Orten leicht ängstlich



werden, denn jeden Augenblick kann sich eine gleiche Katastrophe wiederholen.

Es war Mittag geworden. Meine gefällige Nesan brachte mir außer schwer verdaulichen Gemüsen, Rettichen, Gurken, Eierfrüchten, womit sich die meisten Japaner den Magen verderben — denn Nordamerika ausgenommen kenne ich kein anderes Land, wo es soviel Magenleidende giebt —, auch noch Fische, und zwar Fische, die schon einer vor mir verschluckt hatte. Diese Fische waren eigentlich die Hauptursache meiner Fahrt nach Gifu. Man rufe nicht vorschnell pfui. Der arme Schlucker ist ein Vogel und die Fischerei mit diesem Kormoran in Japan uralt, besonders berühmt aber zu Gifu. Schon in der Gedichtsammlung Kojiki aus dem 8. Jahrhundert wird ihrer erwähnt.

Der Kormoran hat das Aussehen einer sehr großen schwarzgrauen Wildgans, abgesehen von dem sehr langen Schnabel, der nach unten zu wie der eines Geiers gekrümmt ausläuft. Im Sommer leben die Kormorans an der Nordküste; zum Winter aber ziehen sie südwärts und werden im Owari-Golf auf folgende Art gefangen. An ihren Lieblingsplätzen stellen die Fischer, nachdem alle Äste und Zweige der Umgebung mit Vogelweim beschmiert worden sind, einen aus Holz geschnitzten Kormoran als Lockvogel auf. Sobald ein Kormoran auf den Weim gegangen ist, wird er wiederum als Verführer seiner Brüder ins Gebüsch gesetzt. Die Vögel werden jung trainiert und erreichen ein hohes Alter; ich selbst hatte die Ehre, dem Senior der Kormorans in Gifu vorgestellt zu werden, einem sehr hochschnabeligen Herrn, der verächtlich auf mich herabsah und bereits das 25 jährige Jubiläum seiner Thätigkeit gefeiert haben soll. Die Fischerei mit Kormorans, die nur vom 10. Mai bis zum Oktober und bloß in den mondscheinlosen Nächten bei Fackelbeleuchtung stattfindet, war in Gifu bis vor etwa 20 Jahren Privilegium des Daimio, der die Beute an seine Samurais

(Krieger) zu verteilen pflegte. Jetzt ist die Fischerei auf dem Nagara verpachtet und die Leute machen ein gutes Geschäft, denn die Vögel fangen sehr viel.

Sobald die Sonne zur Küste ging, fuhr ich nach dem Nagara, wo ein überdachtes Lustboot harter. Die Landschaft am Flusse, der bei Gifu sehr breit, aber seicht ist, war von einem überraschenden Liebreiz. Sanft geschwungene, dichtbewaldete Hügelgelände schloßen das Thal ein; an den Ufern wiegten sich, vom Abendwinde leis geschaukelt, flüsternd die schlanken, hochragenden Bambusstämme. In goldigem Glanz leuchtete das Firmament und der sacht dahinfließende Strom. Ich war für Minuten förmlich geblendet von der Lichtflut, doch allmählich erlosch Farbe um Farbe und das Dunkel der Nacht trat in seine Rechte. Als die Lampions unseres Bootes angezündet waren, ging es stromaufwärts, wo wir — es war gerade ein Feiertag — der Noblesse Gifus begegneten, die in festlich beleuchteten Räumen bei Musik und Gesang tafelte.

Wir mochten mehrere Meilen gefahren sein, als wir auf die Kormoranflotille stießen, sieben Boote, die in einer Reihe die ganze Breite des Stromes einnahmen und ihn feurig vergoldeten. Es hing nämlich am Bugspriet jedes Schiffes an einer Stange ein großer Korb aus Eisenreifen, worin mächtige Feuer loderten.

An der Spitze stand immer ein Bootsmeister, der an langen Leinen 10 bis 15 Kormorans leitete, die unter den Feuern herumschwammen. Neben ihm trieb ein sogenannter Kaffo johlend, jauchzend und mit einem Bambusinstrumente klopfend die Kormorans zum Tauchen. Hinter beiden dirigierte ein Bootsmann vier oder fünf Vögel an Leinen, indes ein anderer steuerte.

Die Kormorans tragen um den Hals einen Ring mit einem etwa 2 Fuß langen Stiel aus Walfischbein, an dem die Schnur angeknüpft ist und der verhindert, daß sich die Leinen verwickeln.

Er ist so weit, daß kleinere Fische den Schlund des Vogels passieren können, während die größeren im Halse stecken bleiben, der 4 bis 8 solche Fische auf einmal beherbergen mag, wodurch er allerdings armdick anschwillt. Es ist dann Sache des umsichtigen und flinken Bootsmeisters, rechtzeitig den vollgestopften Vogel, der dann träg mit emporgerecktem Kopfe schwimmt, an Bord zu ziehen und ihm den Hals gleich einer Ölsarbutube auszupressen. Dann wird er wieder über Bord geworfen, wo er lustig plätschernd hin und herschießt und nach den Fischen taucht, die er kunstgerecht im Schnabel umdreht, bis sie die richtige Lage haben, um sie alsdann elegant im Halse verschwinden zu lassen. Ein geschickter Kormoran fängt wohl 150 Fische in der Stunde. Er ist also ein rentables dummes Tier. Nach etwa 3 Stunden werden die Vögel dem Range nach, der Doyen zuerst, aus dem Wasser geholt und gewogen. Hat einer zu wenig geschluckt, so setzt man ihm großmütig die schäbigen Fische aus der Beute vor, um das fehlende Quantum zu ergänzen. Als die Feuer in den Eisenkörben allgemach verglommen, kehrte auch ich heim und dachte im Halbschlaf an die vielen guten dummen ungefederten Kormorans auf der Welt, die auch einen Ring um den Hals tragen und den Fischfang für andere besorgen.





Der Ikenohe in Tokio zur Zeit der Blüte.



Enoshima.

Japan zur Zeit der Lotosblüte. Kamakura. — Enoshima. — Uyenosee.

Zur Zeit der Lotosblüte sind in Japan besonders beliebte und besuchte Plätze der See im Uyenoparke zu Tokyo, sowie die Teiche unterhalb des Hachimantempels in Kamakura, der alten Shogunhauptstadt, von der aus Jahrhunderte hindurch Japans Geschichte gelenkt wurden. Diesen mir schon wohlbekannten Ort wollte ich auch einmal in den Tagen seines schönsten Schmuckes bewundern. Seit langer Zeit umspann zum ersten Male wieder ein herrliches Blau den Äther und so fuhr ich denn, des Himmels Gunst benutzend, an einem Morgen in ungefähr zwei Stunden von Tokyo aus mit der Bahn nach Kamakura; einer japanischen Schwester von Syrakus oder Aquileja, denn auch seine stolze Blüte ist längst dahin.

In den Tagen seines Ruhmes zählte es über eine Million Einwohner; heute ist es ein unbedeutendes Dorf mit ein paar tausend Seelen, und wo einst Paläste standen, wogt der Wind durch grüne Reisfelder. Hier legte der erste Shogun Yoritomi 1192 den Grundstein zu dem Feudalwesen, das bis 1868 herrschte. Blutige folgenschwere Ereignisse in großer Zahl spielten sich durch Jahrhunderte hier und in der Umgebung ab. Mehr als

einmal zerstörten Feuersbrünste Kamakura, zuletzt im Jahre 1455, und seit dieser Zeit erholte es sich nie mehr. Auch zogen fortan viele Einwohner nach der aufblühenden Nachbarstadt Odawara. Als nun auch die Shogune der Tokugawa-Dynastie (1603) ihren Sitz nach Jeddo, dem heutigen Tokyo, verlegten, sank Kamakura immer tiefer herab. Heute wird es vorwiegend nur wegen der berühmtesten Buddhastatue Japans besucht.

Eine lange, altherrwürdige Pinienallee und am Ende eine breite Steintreppe führen zu dem auf einem steilen Abhang gelegenen Hachimantempel hinan, der dem Gotte des Krieges geweiht ist. Oben entzückt den Beschauer ein Blick auf die zu seinen Füßen liegenden Teiche, die mit unzähligen weiß und rosenfarbig blühenden Lotosblumen bedeckt sind und von einem Meere wogender Blätter eingerahmt werden. Den Buddhisten gilt die Lotosblume als Symbol der reinigenden göttlichen Kraft im Menschen: denn wie die Lotosblume sich rein aus dem Schlamm erhebt, so schwingt sich des Menschen Seele über allen Erdschmutz durch eigenes Wollen und Streben in höhere Sphären, bis sie dereinst als Buddha in Nirwana eingeht. Um diesem Gedanken einen sinnlichen Ausdruck zu verleihen, ruhen auch alle Buddhastatuen im Kelch einer geöffneten Lotosblume.

Der aus dem 12. Jahrhundert stammende Hachimantempel wurde 1828 ein Opfer der Flammen und dann neu im Ryōbu-Schintostil erbaut.*)

*) Im Jahre 800 ungefähr versuchte der berühmte Kobodaijshi den in Japan noch neuen Buddhismus zu popularisieren, indem er die Kamis, die Götter der schintoiistischen Volksreligion, sowie deren Heldenjagen in das buddhistische Pantheon aufnahm. Die Kamis wurden je nach ihrem Rang in Buddhas verwandelt, und so entstand durch diese Verschmelzung das Ryōbu-Schinto, d. h. „die zwiefache Götterlehre“; damit wich zugleich die nüchterne schmucklose „Miya“ (Kamihalle) der künstlerisch reich geschmückten buddhistischen „Tera“.



Hachimantempel in Kamakura.

In den nach dem Hof zu offenen Gängen, die sich um den Tempel ziehen, befindet sich eine interessante Ausstellung, meist Reliquien und Kunstgegenstände aus der Zeit Yoritomos und seiner in Kamakura residierenden Nachfolger.

Ich lenkte meine Schritte von hier zu einer anderen Tempelstätte, deren es um Kamakura viele giebt, und zwar zu dem wegen seiner schönen Lage auf einem mit Cycas bepflanzten Abhang berühmten Kwanontempel bei dem Dorf Hase. Man genießt dort einen umfassenden Überblick auf die reichbewegte Landschaft von Kamakura und die Seeküste. Von Trinkgeld bettelnden, zudringlichen Mönchen wird man in einen dunklen Raum hinter der Gebetshalle geführt, worin eine über 30 Fuß hohe Figur aus Goldlack, die Göttin der Barmherzigkeit, beim schwachen Dämmerlicht einiger Kerzen gezeigt wird. Ort und Beleuchtung erzeugen einen mystischen Eindruck, als ob im Halbdunkel die Gestalt ins Riesenhafte wüchse.

Nicht weit davon ragt in einem Haine frei empor der kolossale Daibutsu (große Buddha) aus dem 13. Jahrhundert, entschieden die künstlerisch schönste, wenn auch nicht älteste Buddhafigur Japans. Schon die Umgebung ist herrlich. Rechts, beim Eingang, ein prächtiger Lotosteich. Ein breiter wohlgepflegter Weg, den von beiden Seiten Matsubäume mit ihren imposanten schirmförmigen Kronen beschatten, führt zu dem gewaltigen Götterbilde, das auf einem großen freien Platze steht. Hinten bildet den Abschluß ein Hain, der in einen Hügel übergeht, von dessen Grat langstämmige Matsubäume kühn und phantastisch mit ihren Zweigen gegen das Firmament greifen. Einst überdachte ein Tempel auf dreiundsechzig massiven Säulen das Denkmal, um es vor Unwetter zu schützen, doch wurde dieser Bau zweimal, zuletzt im Jahre 1494 von einer Springflut zerstört. Seitdem steht der Daibutsu unbeschützt; den Einwirkungen der Luft und des Regens ist es zu verdanken, daß

er mit einer herrlichen Patina überzogen ist. Drei, fast die ganze Breite des Denkmals fassende Steinstufen, von zwei gewaltigen Bronzelaternen flankiert, führen zu dem der Größe des Daibutsu entsprechenden Sockel hinan, auf welchem der fünfzig Fuß hohe, aus massiven Bronzeplatten gefertigte Buddha in einer Lotosblume mit dem Ausdruck göttlich erhabener Gleichgültigkeit, die Hände in den Schoß gefaltet, ruht. Seine Augen sollen aus Gold sein, und sein Gewicht 9000 Centner betragen. Das Innere der Statue birgt einen Altar; auf einem Gerüst kann man von innen bis zur Kopfhöhe steigen.

* * *

Ich fuhr von dieser weihedvollen Stätte aus meist längs der Küste des Meeres, die einen herrlichen Ausblick auf die vulkanische Insel Oshima gewährte; ab und zu ging es durch malerische waldige Dünen Schluchten.

Der Strand war mit spitzem Seegras und Blumen bedeckt, wechselreich in Farben und Linien. Die Abhänge der Dünen zur Rechten waren mit jungen Föhren bestanden; den First jedoch schmückten alte mächtige Bäume, die schon manchen Stürmen Trotz geboten hatten und, vom Winde zerzaust, mit gewundenen und schief überragenden Stämmen und Ästen in die Luft ragten.

Nach $1\frac{1}{2}$ Stunden erreichte ich das Fischerdorf Koshigoe. Gegenüber erhebt sich das steile, dichtbewaldete Felseneiland Onoshima, wohin zur Ebbezeit eine schmale Landzunge führt. Während der Flut muß man eine Viertelstunde über eine sehr luftige, etwa 10 Fuß hohe Holzbrücke gehen. Die der Göttin Benten geweihte Insel, von der Natur mit der üppigsten Vegetation überschüttet, ist im Sommer ein beliebter Badeort und auch durch seinen Handel mit schönen Seemuscheln und anderen Meeresprodukten berühmt. Jedes Haus der sehr steilen Haupt-



Bronzestatue des Daibutsu in Kamakura.

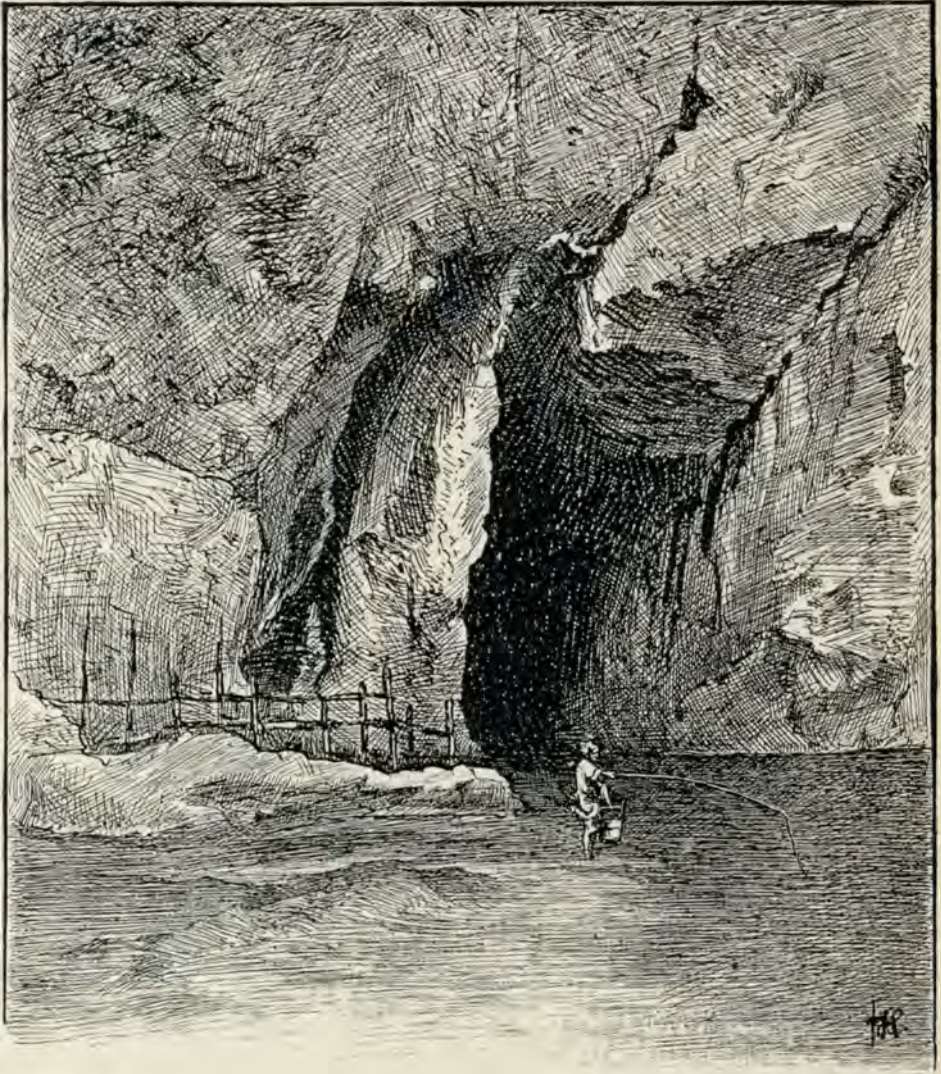


Der Daibutsu in Kamakura von hinten gesehen.

straße enthält einen Muschelladen. Eine Merkwürdigkeit ist der wie eine Reihfeder aussehende Glaschwamm (*Hyalonema Sieboldi*), der allein bei der nahen Insel Oshima gefunden wird. Auch die große Lazaemuschel findet man dort, die von den Japanern als besondere Delikatesse betrachtet und in Stücken samt der Schale über glühenden Kohlen geschmort wird. Mir war nach dem Genuße, als ob ich ein halbes Dutzend Gummibändchen verschluckt hätte.

An vielen Stellen der Insel, besonders von dem Plateau aus, hat man bezaubernde Blicke auf die Yokohama-Bay und das Hakonegebirge dahinter im duftigen Nebelschleier. Theehäuschen mit schattigen Lauben liegen dicht am Abhang wie Vogelnester an einem Felsen. Fast senkrecht fällt die wildromantische, zerklüftete Südseite Enoshimas gegen das Meer ab. In die Felsen gehauene Stufen führen zu dem 500 bis 600 Fuß tieferen unwirklichen Gestade, auf dessen äußerster Spitze eine Steinslaterne einsam steht, von krallenden Wellen umbrandet. Hoch aufspritzend stürzen die ungestümen Wogen des Ozeans mit ihren schaumigen Kämmen heran, als wollten sie es ertragen, die höchsten Felsenriffe zu packen, die sich ihrer Berührung zu entringen scheinen. Über einen an die Felswand angeklebten Brückenpfad steigt man in die ungefähr 120 m tiefe, beim Eingang über 30 Fuß hohe Felsgrotte, die mit Hunderten von Lichtern erleuchtet sich immer mehr verengt und so niedrig wird, daß man nur mühsam mit gebücktem Körper weiterkriechen kann. Am Ende stehen mehrere Altärchen, deren einer der Göttin Benten geweiht ist, die der Grotte ihren Namen gegeben hat.

An diese geheimnisvolle Stätte knüpft sich folgende Mythe: In uralter, sagenhafter Zeit hauste in der Gegend der heutigen Felschlucht ein gefürchteter Drache, der die Kinder des dem Festlande zunächst gelegenen Dorfes Kosshigoe verschlang. Da erschien im 6. Jahrhundert unter einem gewaltigen Erdbeben die



Eingang zur Bentengrotte in Enoshima.

Göttin Benten in den Wolken, gerade über dem Platze, den das Scheusal bewohnte. Mit einem Mal hob sich das Eiland aus den Wassern. Die Göttin ließ sich auf die dem Meer entstiegene



Straße in Enoshima.

Insel herab, heiratete den Drachen und bekehrte ihn für immer von seinem mörderischen Gelüst.

Sonnverbrannte bronzefarbene Fischergestalten bevölkerten den Strand, als ich die Schlucht verließ. Von einem Riff aus sprangen sie in die schäumende Flut und tauchten mit bewundernswerter Geschicklichkeit nach Münzen, die man hineinwarf. Als ich das schroffe Plateau wieder erklimm, stieß mir ein Tempelchen auf, wo an Schnüren oder auf Bambusstäben zahlreiche Fähnchen mit den Adressen der Spender flatterten, nicht sowohl dem frommen Kultus als der Reklame für berechnende Theehauswirte gewidmet.

Die Sonne stand im Zenith und spiegelte sich auf der vom Winde leicht gekräuselten Wasserfläche, so daß sie wie von Milliarden Diamanten, das Auge blendend, glitzerte. Uralte mächtige Pinien wuchsen wagerecht aus dem wie eine Felsenmauer in das Meer fallenden Abhang heraus und schienen sich mit ihren gewaltigen, vielverzweigten Kronen über den Meerespiegel schützend herabzuneigen. Stolze Falken kreisten in den Lüften, indem sie bald sich niederstreckend die Schaumkämme der Wogen zu berühren schienen, bald wieder in freiem, unbeschränktem Flug der Sonne zuschwebten.

* * *

Am nächsten Tage wollte ich Tokyo verlassen und kehrte also früh dorthin zurück, um dem Uyenosee, der gerade in seinem Festgewand prangte, Ade zu jagen. Zweimal des Jahres bildet dies Gewässer, das ungefähr die Größe des inneren Alsterbassins von Hamburg hat, das Entzücken aller japanischen Naturfreunde: im Frühjahr zur Zeit der Kirschblüte, und im Hochsommer, wenn seine Fläche mit Lotosblumen bedeckt ist.

Dem Festland durch einen schmalen Damm verbunden, erhebt sich aus dem See eine reizende Insel mit einem alten Tempel

der Göttin Benten. Der Japaner jagt im höchsten Entzücken von einem Mädchen, sie sei schön wie Benten. Doch auch als Beschützerin der Musik, als heilige Cäcilie, verehrt er die Göttin und stellt sie oft auf einer Biwa (chinesischen Laute) spielend dar.

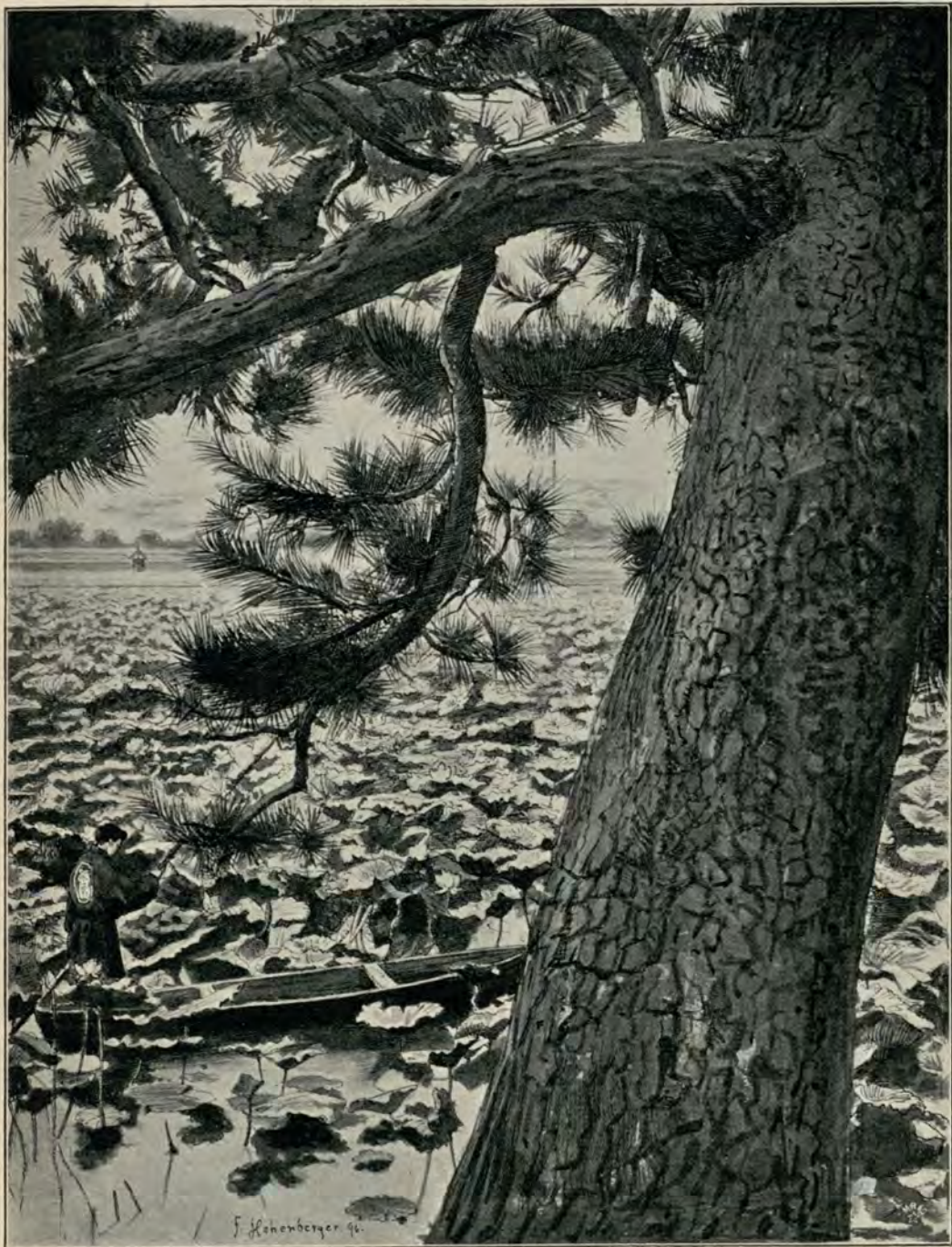
Eine Gesellschaft von Musikfreunden hat ihr denn auch hier ein Denkmal gestiftet. Zwischen hohem Bambusgestrüpp erhebt sich in der Nähe ihres Tempelchens ein tischförmiger Steinaltar, auf dem eine 3 m hohe Biwa aus Bronze steht. Die goldene Inschrift besagt:

„Die Göttin Benten ist die vollkommene Weisheit, die vollendete Kunst. Gebete zu dieser Göttin verleihen jede Gabe, die man erfleht. Betet um Weisheit, um Reichtum, um Glück — es wird euch gewährt werden. Betet um Schutz vor Krankheit — ihr werdet beschirmt sein. Erfleht Geschicklichkeit, Vollkommenheit in der Kunst — sie wird euch gegeben werden. Da die Göttin Benten auch Patronin der Musik ist, so wurden wir Musiker immerdar von ihr behütet, und dankbar für ihre Weisheit, ihr Wohlwollen, weihen wir ihr diese Biwa, auf daß unsere Kinder und Kindeskinde stets unter dem Schutz ihrer Macht und Güte stehen mögen. — September, im 19. Jahre Meiji.*) Gewidmet von der Gesellschaft zur Verehrung Bentens und zur Förderung der Musik.“

Neben dem Altar auf dem Boden ragt eine große bronzene Lotosblume, aus deren Kelch der Biwa-Schläger wie ein Staubfaden zu wachsen scheint. Unter dem Altar liegen, von strebjamen Biwaspielerinnen verehrt, Duzende solcher Saitenschläger, teils aus Bein, teils aus Holz in der Form eines 6 Zoll langen, flachen Stemmweizens.

Von einem hübschen Pfahlbau erfreute ich mich des herrlichen Ausblickes, und ein Glücksfall erlaubte mir, in einem kleinen

*) D. i. 1886. Meiji, die Regierungsperiode des jetzigen Mikado.



Uyenossee in Tokyo.

Rahn den See zu befahren, was sonst, da er dem Kaiser gehört, streng untersagt ist.

Der weitaus größte Teil der Wasserfläche war mit Schlingpflanzen, die weiße Sternblüten trugen, so dicht bedeckt, daß sie eine feste Masse bildeten. Wie im Wald aus moosigem Untergrunde die Bäume emporragen, so wuchsen hier aus dem Geschling die Lotosblumen mit ihren breiten Blättern hervor, die geräumigen Opferschalen glichen und, von dünnen langhalsigen Stielen getragen, beim leisesten Windstoß sich rhythmisch bewegten. Platens Ghajel kam mir in den Sinn: „Im Wasser wogt die Lilie, die blanke, hin und her . . . Es wiegt ihr Haupt ein lieblicher Gedanke hin und her“, und ich dachte an Heines Lotoslieder.

Nur mühsam trieb mein Bootsmann mit einer Stange den Rahn durch den schaukelnden Flor, in dem Blatt an Blatt wie Welle an Welle sich schloß und jede Bewegung sich ins Unendliche fortzupflanzen schien.

Auf den Boden ausgestreckt, hatte ich mein Ohr an die Wand des Schiffes gepreßt. So vernahm ich, wie die Stimmen von Wassergeistern, deutlich das Glucksen der Wogen, das Anschlagen der Lotosstiele gegen das Holz, das Schleifen der Blätter, die mein Fahrzeug zu lieblosen und festzuhalten schienen. In der Mitte ließ ich halten und vergaß bald ganz die Anwesenheit des schweigsamen Bootsmanns während des wundervollen Sonnenuntergangs, bis mich dumpfe Töne aus meiner Traumwelt weckten. Ein Pilger hatte auf der nahen Benteninsel zwei Schläge gegen die großen Gongs geführt.

Als ich die Augen aufschlug, erblickte ich nun das Blättermeer auch im Silberglanz des Mondes; tausend Lichter der Häuserreihe, die in weiter Ferne den See von einer Seite einschließt, wetteiferten mit dem Himmel.

Ein mächtiger Wind erhob sich. Das Lotosdickicht geriet in ein Wogen. Es erklang wie ein feierlicher Chor.



In dunklen Wassern sah ich halbverfaulte Lotosblätter schwimmen, gleich unreinen Elementen abgestoßen aus dem weißen Reigen.

Sacht ruderte mich der Fährmann zu der heiligen Benteninsel, wo mich ein seltsames Schauspiel empfing. Im Schein des Mondes, der durch die Blätter des Buschwerks drang, betete inbrünstig ein Mädchen vor der geweihten Biwa. Was sie von der holden Göttin ersuchte, vernahm ich nicht. War es die Kunst des Lautenspiels, war es Schönheit oder war es Liebe?





Von der japanischen Poeterei.

Vor mancher Gottähnlichkeit kann dem Menschen bange werden. Mich dürfte zum Beispiel niemand bereden, ein Ni-ō zu werden, wie sie stets zu zweien als Hüter unter den Außenthoren der Buddhatempel stehen. Diese fragenhaften, dämonisch wild dreinschauenden Götter — ursprünglich sollen es die indischen Gottheiten Brahma und Karayana sein —, die uns auf den ersten Blick erschrecken, sind doch die gutmütigsten Burschen von der Welt.

Als ich vor einigen Tagen nach dem vielbesungenen, aus zahllosen Abbildungen bekannten, auch historisch berühmten Bimasee fuhr, besuchte ich als schönsten Punkt das alte buddhistische Kloster Ishiyama-dera (Steinbergkloster), das auf einem Hügel liegt. Rechts und links am Eingang stand in vergitterten Nischen ein holzgeschnitzter Ni-ō, davor Andächtige gesenkten Hauptes. Auf einmal änderte sich die Scene. Die eben noch so ehrfürchtigen Pilger rollten beschriebene Papierstreifen zu

Kügelchen zusammen und spuckten sie mit aller Macht den Göttern ins Gesicht, oder wohin es sonst traf. Auf diesen Geschossen waren allerlei Wünsche verzeichnet; blieben sie an dem Standbild kleben, so gingen die Beter frohen Herzens von dannen, denn nun unterlag es keinem Zweifel mehr, daß der Ni-ō das ihm vorgebrachte Anliegen nicht vergessen werde!

Am Ende einer prächtigen Hornallee, hinter dem Thor, liegt als Brunnen ein wasserspeiender Drache. Von dort klettert man eine steile Treppe hinan, die in ein Plateau mündet, wo zwischen gigantischen schwarzen Felsblöcken im freien Naturgarten der buddhistischen Mönche größere und kleinere Tempelgebäude zerstreut liegen. Viele Sträucher sind über und über mit Papierknoten behängt. Man sagte mir, daß, wer dies Knüpfen mit einer Hand zuwege bringe, ein ungetrübtes Eheglück finde. Nach den vollen Sträuchern zu urteilen, müßte es in Japan lauter glückliche Ehen geben, und doch kommen wohl nirgends so viele Scheidungen vor als hier zu Lande.

Etwas weiter links oben erhebt sich an einem Abhang auf Pfeilern der Hondo, der der Barmherzigkeitsgöttin Kwanon geweihte Haupttempel, den von drei Seiten ein Bambushain umschließt. An den Säulen hängen Kimbō (Gebetsräder zum Drehen), die den Pilger reinigen und der Waschung vor seiner Andacht entheben; die Wände zwischen den massiven rohen Holzsäulen sind allenthalben mit Botivtafeln geschmückt und mit Rollen, deren Aufhängen soviel gilt wie ein mündliches Gebet. Auch an langen Papierstreifen ist kein Mangel, die als eine Art Visitenkarten die Namen und Adressen der Pilger enthalten. Auf den Bambusmatten lagen schlafende Waller, die Füße kreuzweis gegen die Decke gestreckt; eine Stellung die gerade nicht sehr andächtig und inbrünstig aussah. Andere schüttelten eine an starker Eisenkette befestigte fußhohe Messingbüchse, um durch eine kleine Öffnung Metallstäbchen herauszuziehen.

Diese trugen Einschnitte, und eine Tafel an der Säule darüber zeigte an, was die Zahl der Kerben bedeute. Sie enthielt nämlich in Silbenschrift (Katakana) zwölf japanische Sinngedichte, für jedes Stäbchen ein anderes, und es war interessant, von den Gesichtern der Beteiligten den Eindruck abzulesen, den die Sprüche auf sie machten.

Mein Dolmetsch übersezte mir die Sprüche ins Englische. Sie lauten:

1. Wenn du zu Gott betest mit reinem und gerechtem Herzen, so wirst du beschützt sein.
2. Wenn du jeden Morgen und Abend betest, so wirst du endlich erhört werden.
3. Sei gütig und treu gegen jedermann, das Licht des Glückes wird dich alsdann bescheinen.
4. Warte mehr auf morgen, als auf heute; verschieb nicht, was du heute begonnen, auf morgen.
5. Wenn du etwas zu erbitten hast, so ermüde nicht in deinem Flehen, du wirst endlich gewiß erhört werden.
6. Halte dich in Nöten an deine Mitmenschen, der Tag des Glückes wird auch wiederkehren.
7. Sobald du zu beten beginnst, stehst du unter Gottes Schutz.
8. Sei nicht zu ungestüm; wenn dein Frühling kommt, wird dein Glück erblühen.
9. Wenn du im Unglück bist, so bete, und du wirst im Gebet glücklich sein.
10. Wenn du auch alles hast, auf die Jugend mußt du im Alter doch verzichten.
11. Wenn du auch heute erst keimst, morgen wirst du eine Blume in der Blüte sein.
12. Der Himmel ist blau, Gott wohnt darin; sei getrost: ein Weg steht dir offen, ihn zu erreichen.

Diese letzte Nummer bedeutet für den, der das entsprechende Stäbchen zieht, besonderes Glück.

Ein Tempelwächter blies mittags von der Veranda auf einer großen Muschel ins Thal hinab; für mich ein Scheide-signal, da ich noch vieles vorhatte.

Hoch oben bietet die Tsuki-mi-no Chin (wörtlich die „mond-anstaunende Laube“) den schönsten Überblick. Vermag ich mich auch nicht für die Schönheiten des Biwasees so zu begeistern wie die Pietät der Japaner, die dort jeden Stein angedichtet haben, so waren doch die grünen Buchten, die fernen Berge und der dem See entströmende Fluß reizvoll genug.

Die „mondanstaunende Laube“ fand ich von einem Japaner besetzt, der in stiller Betrachtung der Natur darsaß und auf einem Streifen etwas niederschrieb: ohne Zweifel ein neues Gedicht auf den Wivasee. Wir wurden bald bekannt und wechselten die Karten; er entpuppte sich als Hosutsuji Masao, ein Poet aus Kyoto. Ich bat ihn, zum Tiffin mein Gast zu sein; er nahm es dankend an und folgte mir aus dem Tempelhain.

Die guten Kulis hatten inzwischen am See, da wo er als „Setagawa“ abfließt, in einem Theehaus das Mittagsmahl gerüstet. Durch die ganz abnormen Regengüsse der letzten vierzehn Tage war alles überschwemmt; der Strom reichte bis dicht ans Haus, so daß man von der Veranda des Erdgeschosses aus ein Schwimmbad nehmen konnte.

Mein Poet war ein stiller Mann, sein Gesicht ohne eine Spur des japanischen Typus, völlig europäisch und, merkwürdig, von ganz verblüffender Ähnlichkeit mit einem Bildnis aus Grillparzers jüngeren Jahren. Wir sprachen viel über die Poesie seiner Heimat.

Die japanische Sprache, viel wohlklingender als die chinesische, ist ein schwaches, unfertiges Werkzeug für große Kunstwerke im modernen Sinn, wo es auf tiefere Gedanken und feinere Schattierungen des Gefühls und der Charakteristik ankommt. Gebildete Japaner, die in das Geistesleben der europäischen Kulturnationen eingedrungen sind und seine Urkunden ihren Landsleuten gern verdolmetschen möchten, empfinden diesen Mangel lebhaft, da sie bei der Vermittlung fremder Begriffe und Motive auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen. Ohne den Nationalstolz würde der fortschrittlich gesinnte Kulturpionier geneigt sein, die englische Sprache als Staats- und Landessprache zu empfehlen. Das Übergangsstadium wäre äußerst mißlich, aber Japan ist das Land der Ausnahmen und Überraschungen, wo das Unwahrscheinliche schon mehr als einmal Ereignis

wurde. Undenkbar erscheint mir also ein solches Dekret von seiten eines radikalen Ministeriums nicht.

Daß das Drama bei den japanischen Schriftstellern und Litteraturfreunden als eine niedrige Gattung gilt, wurde bereits an anderer Stelle erwähnt. Wahre Poesie ist für den Japaner nur die metrische, die allerdings nach unseren Begriffen meist auf einem kindlichen Niveau und in engen Grenzen bleibt. Sie begnügt sich gern mit Akrostichen, Epigrammen und Wortspielen; und diese *petite poésie* hat sich seit den frühesten geschichtlichen Anfängen bis auf den heutigen Tag kaum verändert wie Nippesfiguren der einheimischen Kunst.

So sehr der Japaner allen Neuerungen auf wissenschaftlichem Gebiete zugänglich ist und sie mit Begeisterung ergreift, so entschieden legt er ein Veto gegen jede Reformation seiner Poesie ein; das ist ein heiliger Grund, der von europäischen Ideen nicht beschmutzt werden soll. Toyoma, Professor der Litteratur an der Universität Tokyo, der die Fesseln zu sprengen suchte, scheiterte an dieser Orthodoxie.

Auch der Hof hält streng an den alten Traditionen fest. Vorstand des kaiserlichen Departements für Dichtkunst (Duta dokoro) ist stets ein poeta laureatus, gegenwärtig Takasaki-Jan. In jedem November wird offiziell ein Motiv für Preisgedichte verkündigt, die bis zum nächsten 10. Januar eingereicht werden müssen. Die letzte Aufgabe war: „Das Ministerium zu preisen, in Verbindung mit dem Ozean“. Andre Thematata lauteten: „Gebet für die Dynastie im Schintotempel“, „Das hohe Alter des grünen Bambus“, ferner „Pinien begraben vom Schnee“. Die fünf besten Gedichte werden — dies ist des Poeten höchster Lohn — am 18. Januar dem Kaiserpaar vorgelesen und später mit den vom Mikado und seiner als eine feine Dichterin geltenden Gemahlin selbst abgefaßten Gedichten veröffentlicht. Bis zur Revolution (1868) gab es keinen vornehmeren jungen Mann,

der nicht gedichtet hätte; es gehörte zum guten Ton und erforderte auch nur eine mechanische Gewandtheit. Originalität wurde weder verlangt noch geschätzt: je treuer jemand die Alten kopierte, desto mehr Wissen und Belesenheit befundete er.

Mein Poet bat mich, ihn am nächsten Nachmittag zu besuchen, wo ich dann mancherlei auch über die Unterrichtsmethode Hosutsuji Masao's vernahm, der jetzt zu den acht berühmtesten Poeten Kyotos gehört. Neben ihnen zählt die Stadt 25 Sterne zweiten Ranges.

Die Manier meines neuen Freundes heißt Waka (Wa = Japan, Ka = Poesie) oder Uta und bedient sich des Hirakana, der japanischen Kurrentschrift, im Gegensatz zum Shie (chinesisch „Poesie“), das mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben wird. Wakagedichte bestehen aus 31 Silben; ausnahmsweise nur sind eine oder zwei darüber erlaubt, niemals weniger. Sixt Beckmesser lebt noch in Japan als gestrenger Merker. Der Aufbau besteht aus drei Oberfüßen (Kami=no=ku) oder Stollen zu 5, 7, 5 Silben und aus zwei Unterfüßen als Abgejang (Shimo=no=ku) zu je 7 Silben. Ein Beispiel:

Kore ya kono
Yuku mo kaeru mo
Wakaretie wa
Shi ru mo shiranu mo
Au saka no seki

Das heißt etwa: „Der Unbekannte, der aus fremden Landen hier ist, und der Bürger, der heimwärts zieht, begrüßen sich am Thore von Aū=saka=no=seki, das alle durchschreiten müssen.“ An übermäßigem Tieffinn leidet diese „Dichtung“ gewiß nicht. Da beim Waka keine chinesischen Worte gebraucht werden dürfen und diese nicht bloß für Abstraktes, sondern auch für feinere Nuancen fast unentbehrlich sind, bleibt das Ausdrucksvermögen sehr begrenzt.

Hofutsuji Majao unterweist seine Schüler folgendermaßen in der edlen Dichtkunst: zuerst lernt der Kandidat die reine japanische Sprache (Yamato Kotoba) ohne chinesische Worte*); dann das Tenioha, d. h. die korrekte Schreibung des Hirafana. Nach diesen Vorstudien erhält er einzelne Motive zu Wakas, im Durchschnitt monatlich eines, bestbegabte Schüler auch mehr.

Sogar einen poetischen jour fixe hat mein Poet und zwar am 22. jedes Monats. Da nimmt er die Arbeiten seiner Schüler in Empfang, korrigiert, censiert sie und streut den Samen zu neuen Geistesthaten aus. Das beste Gedicht kommt in ein Buch; rechts steht die Note: die vorzüglichste heißt Shiu („das Beste“), Leistungen zweiten Ranges werden mit zwei senkrechten Strichen, solche dritten Ranges mit einem versehen.

Es giebt aber auch Gedichte, sogenannte Toza, die nicht zu Hause, sondern vor dem Meister ausgebrütet werden.

In der Vorrede zur berühmten alten Sammlung Kokinshū heißt es: „Alles, was du siehst und hörst, kann poetisch gut verwertet werden.“ Das mag theoretisch richtig sein, aber in der Praxis dürfte es kein japanischer Poet wagen.

Bemerkenswert ist, daß nie die Werke eines einzelnen Poeten, sondern stets die Poesien einer ganzen Periode, oder gar mehrerer, als „Anthologie der Ara . . .“ erscheinen. Der Japaner betrachtet die Poesie mehr als das Produkt einer Zeit, als das eines Individuums, und zwar mit Recht, da hier meist einer vom andern abschreibt.

Man-hōshū („Sammlung von Myriaden Blättern“), die

*) Die chinesischen Worte, deren sich die Japaner bedienen, stammen aus ältester Zeit und werden auch ganz anders als von den Chinesen, ja für diese unverständlich, ausgesprochen. Eine Verständigung zwischen dem Japaner und Chinesen ist nur auf schriftlichem Wege, vermittelst chinesischer Zeichen möglich.

erste dieser Anthologien, stammt aus dem 8. Jahrhundert; Kokinshū („Alte und neue Gesänge“), deren Stil für alle späteren Dichter mustergültig blieb, aus dem zehnten. Auf kaiserlichen Befehl wurden dann noch mehr solche Sammlungen veranstaltet, die unter dem Titel Ni-jū-ichi Dai-shū („Anthologie der 21 Regierungen“) erschienen. Diese Gedichte bieten allerdings sehr oft bloße Anrufe und Schlagworte, die eine Scenerie ohne näheren Zusammenhang andeuten.

Die Motive zerfallen in vier Hauptabteilungen: 1. Shiki, den Jahreszeiten, besonders dem Herbst und dem Lenz gewidmet; 2. Sikkai, Stimmungs- oder Reflexionsgedichte; 3. Koika, Liebesgedichte; 4. Jisai, zum Valet an diese Welt. Mein Poet versicherte aber, daß er seine Schüler nicht zur Erotik anleite, die zu aufregend sei und gefühlt werden müsse; auch kämen die Jünglinge im Bedarfsfalle von selbst darauf.

Halm lehrt zwar: „Ein Wunder, ein Geheimnis ist der Kuß; denn, wie des Morgenlandes Weise sagen, die Lippe küßt, wohin das Herz sie neigt.“ Aber das sind Trivialitäten, die sich europäische „Bakisten“ von Goethe bis Friederike Kempner erlaubten und erlauben durften; derjenige japanische Poet jedoch, dem je das Wort „Kuß“ in den Tuschkpinsel käme, würde mit Schimpf und Schande aus der Dichtergilde ausgestoßen werden und kein Landsmann, dessen Herz bei 31 aneinander gereihten Silben höher schlägt, spräche noch ein Wort mit ihm. Denn der Kuß, auch im japanischen Familienleben unbekannt, gilt schlechterdings für un- gemein shocking.

Was die vier Jahreszeiten betrifft, so ist der Herbst die weitaus beliebteste Zeit bei den japanischen Poeten, hingegen der Sommer die litterarische Schonzeit, und wer's halbwegs kann, der unterläßt lieber das Dichten zu dieser Frist.

Bei solch geistverschwendender Thätigkeit wird auch jeder- mann einsehen, daß des Poeten Gehirn dringend der Ruhe

bedarf; es würde ja sonst zu schnell abgebraucht und vor der Zeit erschöpft, und darum wäre es doch schade!

Aber nicht nur des Poeten Phantasie, auch Luna hat ihre Schonzeit, und kein Dichter von Geschmack wird je so stillwidrig handeln, den Mond in einem anderen Monat als im September zu besingen. Dagegen sind Motive reflektierender Art und Abschieds- oder Liebesgedichte an keine Zeit gebunden.

Im Hiyaku-nin-Ishu, den berühmten „100 Gedichten“, sagt z. B. der Didaktiker: „Wenn du immer den geraden Weg gehst, werden keine Beschwerden deinen Lebensweg kreuzen“; die



verliebte junge Dame erklärt: „Seit ich ihn sah und liebe, ist mein Herz voller Gedanken; bevor ich die Liebe kannte, hatte ich nichts, woran ich denken konnte;“ der zum Harakiri verurteilte Samurai (Krieger) klagt anderswo: „Blumen verwelken und sterben eines natürlichen Todes, sie werden nicht hinweggefegt von ungestümen Frühlingsstürmen“.

Die „100 Gedichte“ müssen auch zu einem beliebten Kartenspiel dienen, das die Damen um die Neujahrszeit eifrig pflegen, und wo der Gewinn von dem Zusammenkommen der auf den Blättchen verzeichneten Hälften abhängt.

Der lyrische Kalender bietet etwa folgende Motive: für den Januar: Neujahr, Nebel, Sturm; im Februar: Weiden, Pflaumenblüte; im März: Haru=no=yama (Berge im Lenz), Minneglück; im April: Kirschblüte, Schmetterlinge, Spaziergänge; im Mai: Azaleen, Glycinen, Vergleiche zwischen Liebe und Wasser; im Juni: Wolkenhöhen, Abendstern; im Juli: Kamogawa (Fluß), Regen, Fächer; im August: Johanniskäfer; im September: Mondschein, nachtschwärmende Insekten; im Oktober: Ahorn, fallendes Laub, Vögel, Rehe, Hirsche; im November: Chrysanthemen, Pinien, Freundschaftswünsche auf ein tausendjähriges Leben; im Dezember: Schnee, Jahreswende.

Von größter Wichtigkeit ist das Papier der Wakas und seine Formen, besonders drei: Kaiishi, das sogenannte Taschepapier, das die Poeten früher gefaltet im Schubaek oder im Gürtel stecken hatten; Shikishi, das farbige, Tanjaku, das kurze Stück, Streifen etwa 2 Zoll breit und $1\frac{1}{4}$ Fuß lang. Diese werden am meisten verwandt, während die ersten Sorten mehr bei feierlichen Anlässen und ceremoniellen Rücksichten in Gebrauch sind.

Mein wackerer Poet verehrte mir am nächsten Morgen einige Gedichte in einem großen Umschlag mit bunten Heftfäden, in denen ein Nashi, ein pfeilspitzenartiges, halb rotes, halb goldenes Papier, als Zeichen der Schenkung stak. Der Titel lautete „Gedichte zu besonderer Gelegenheit“.

Man vergißt die Hitze des Sommers beim Wind.

Der Wind bläst so stark, daß er den Bambusvorhang, der außerhalb des Fensters hängt, zerbricht. Wo ist der Sommer? Wir wissen es nicht, da es drinnen so kühl ist.

Weidenbaum am Flußufer.

Der Fluß mit seiner gleichmäßigen Strömung ändert nicht sein Aussehen, doch ein Weidenbaum steht dicht dabei, und der Frühling brachte ihm grüne Blätter; da der Frühling alles mit Grün bekleidete, so erglänzt nun auch der Fluß grün von dem Widerschein der umgebenden Natur.

Reif am Wege.

Ich saß an einem Wintermorgen im Kuruma (Wägelchen). Der Reif lag auf dem Wege so weiß wie Schnee, und selbst im Kuruma fühlte ich die Kälte. Wie muß der Kuruma-ya (der Wagenzieher) erst frieren, der im Froste läuft!

Das Anstaunen des Herbstmondes.

O silberner Herbstmond, du bist mein schöner Freund! Letzte Nacht sah ich im grünen Felde nach dir, doch heute werde ich dich vom Fluß aus bewundern.

Ein Boot im Mondschein (auf einen Fächer geschrieben).

Das Boot schwamm, getragen von der strömenden Flut; wir ruderten der offenen See zu. Doch sieh, da erhob sich auf einmal in weiter Ferne der herrliche Mond hinter der Insel.

Auch eine profaische Skizze hat mir Hosjutsuji Masao gedichtet:

Die Azaleen am Ufer des Disflusses bei Arashiyama.

Wenn die Kirschbäume in Arashiyama blühen, strömt das Volk von allen Seiten herbei; die erregte Menge wirbelt alsdann den Staub der Straße auf, und der klare Disfluß ändert seine schöne Farbe. Da wir das nicht lieben, so meiden wir den Lärm und Staub. Der Lenz verstrich, der Sommer begann zu lächeln, die Ruhe kehrte wieder. Nun waren die Bäume bekleidet mit frischem Grün, alles war so einladend, und so entschlossen wir uns, nach dem Disflusse zu ziehen, um die Azaleen zu beschauen. Wir mieteten ein Boot, der Bootsmann ruderte uns gegen die Strömung. An beiden Ufern sahen wir Bäume aller Art im frischen Schmuck der Blätter. Von dem einen Ufer hing ein mächtiger Fels majestätisch über uns, während am anderen Steinblöcke bescheiden über die Wasserfläche lugten. Die Landschaft wechselte nun immerfort, wir glaubten im Paradiese zu sein. Wir fuhren bei Katagiga = suchi und Oje vorbei; als wir uns aber Mengeiwa näherten, da sahen wir hinter den Felsen im Thaleinschnitt herrliche Azaleen in voller Blüte. Selbst die Kirschbäume, so gefeiert ob ihrer Lieblichkeit, können nicht verglichen werden mit dieser eigenartigen Schönheit und Anziehungskraft. Wir schwelgten in Wonne, an nichts als an das alte Lobgedicht auf das angenehme Wetter denkend: „Obgleich es nicht Abend ist, brennt die Sonne nicht, und doch hängen keine Wolken über uns.“ Aber plötzlich schlug es um, und Regenwolken

bedrohten uns. Obwohl wir gewünscht hätten, bis nach Byobiuma zu fahren, wo es noch viele Azaleen giebt, konnten wir doch nicht länger den Regenströmen trohen; wir entschlossen uns also heimzukehren. Den Bootsmann ließen wir im Boot zurück und eilten rasch am Ufer entlang, nach einem Karuma-ya rufend, damit er uns in Eile nach Hause führe.

Nun will ich offen gestehen, daß im Vergleich zu dieser Novelle Hōjutsūji Masao's Gedichte denn doch aufregender auf mich wirkten. Besonders Nr. 3 „Reif am Wege“ hat etwas ungewöhnlich Erfrischendes. Ich habe diese Glanznummer sogar auswendig gelernt, und oftmals des Tages, wenn ich schweißtriefend in meinem Kimono saß und nach Kühlung lechzte, citierte ich mit Neid im Herzen:

„Wie muß der Kuruma-ya erst frieren, der im Froste läuft!“



Von Japan nach Hongkong.

Ein Ahasver in Ostasien.

„Lieber Kapitän, haben Sie doch die Freundlichkeit, in Hongkong dafür zu sorgen, daß Herr Fabricius vom Lloyd ausgen Singapore dirigiert wird, falls sich nicht bald ein nach Nordborneo abgehendes Schiff findet; denn sonst habe ich ihn, wenn die Kirschbäume blühen, wieder hier in Japan auf dem Hals.“ So sprach vor Abgang des nach Hongkong fahrenden Lloyd dampfers „Hohenzollern“ der ebenso lebenslustige als umfangreiche deutsche Konjulsatsverweiser in K., ein moderner Falstaff.

„Gut; ich will Ihren Auftrag pünktlich bestellen, übernehme aber keine Garantie.“

„A propos, Kapitän, wo ist denn der Zahlmeister? Ich muß ihm ja noch 25 Yen übergeben, die er in Hongkong Herrn Fabricius einhändigen soll; doch beileibe nicht schon in Nagasaki, sonst bleibt der am Ende gleich auf Kiusiu, wo's im Winter wärmer ist, und mit der ersten Frühlingssonne wäre dieser anhängliche Kumpan gewiß wieder bei mir. Ich möchte ihm jetzt ein herzliches Auf Nimmerwiedersehen! nachrufen.“

„Was sucht er denn eigentlich auf Nordborneo? Dort ist ja ein Klima zum Teufelholen!“

„Ach, der hat schon die fünfzig Jahre, die er in Asien, Australien, Amerika umhersehweift, alle Klimate ausgeprobt. Den sicht nichts mehr an. Übrigens war Fabricius dort einmal Arzt auf einer Tabakspantage.“

„Arzt? Ich denke, er war früher Apotheker.“

„Lieber Kapitän, so genau müssen Sie's nicht nehmen; Arzt und Apotheker sind Vettern. Mein Schützling hat überhaupt alle Fakultäten durchlaufen. Und auf Borneo, wo eine Tabakskompagnie den Arzt, um amerikanisch zu reden, mehr zur „Show“ für prunkende humane Prospekte braucht, thut's so ein Dr. Eisenbart auch. Großen Schaden kann er ja schließlich nicht anstiften. Den Elefanten traue ich die Klugheit zu, daß sie instinktiv seine Nähe meiden, und wenn die Wilden das Fieber oder die Dysenterie kriegen, wissen sie selbst am besten, was für Grünzeug sie fressen müssen, um wieder auf die Beine zu kommen. Bleiben also nur die paar europäischen Ausmesser, Aufseher und Beamten; die holt trotz aller Medizin der Teufel, wenn sie nicht schleunigst in ein besseres Klima flüchten. Dr. Fabricius ist ganz der Mann für Borneo, der macht die Sache schon.“

„Sie meinen's gut mit den braven Borneesen.“

„Thu' ich auch, Kapitän, bin ja Gemütsmensch; aber vor allen Dingen liegt mir daran, keine Scherereien mehr mit diesem Herrn zu haben.“

„Nun,“ meinte beruhigend der Kapitän, „wenn der Mann erst einmal in Borneo ist, dann ist er besorgt und aufgehoben und läßt Sie für immer ungeschoren.“

„Das sagen Sie in Ihrer kindlichen Einfalt, lieber Kapitän. Aber wenn ich Sie versichere, daß ich den alten Pflendrehler schon dreimal nach Europa verfrachtet habe und doch immer wieder in Japan auftauchen sah, werden Sie anders rechnen. Den kalten Winter ausgenommen, behagt es ihm ja hier ganz außerordentlich. Borneo, Neu-Guinea, Java, Celebes ist für unsern Fabricius dasselbe, was die Riviera für einen zahmen Europäer, ein angenehmer Winteraufenthalt, nur aus mehrfachen Gründen bedeutend billiger. Erstens schon er dort seine

Garderobe, von der er nur an hohen Festtagen partiellen Gebrauch macht, und dann: Bananen, Mangofrüchte, Kokosnüsse, Reis, sowie irgend eine Bambushütte, kurz, was er zum Leben braucht, das treibt er bald ohne große Mühe auf. Ich sage Ihnen, mein lieber Kapitän, Herr Fabricius ist ein kapitaler Kerl, der kennt die Welt besser als wir und geht nicht unter, verlassen Sie sich darauf.“

„Aber wie kommt er denn immer wieder nach Japan zurück? Das hat denn doch für einen armen Teufel seine Schwierigkeiten.“

„Fabricius überwindet auch die. Einmal kam er zu meinem Erstaunen auf einem Dampfer, der eine Menge Kranker hatte, als Lazaretgehilfe ange schwommen. Ein andermal hatte ihn der Kapitän eines Segelschiffes aus Mitleid mitgenommen, und Herr Fabricius lehrte ihn dafür dankbar an windstillen Tagen aus seiner alchimistischen Küche allerlei Bowlen und Punsch brauen. Der Schüler soll denn auch von den Lektionen nicht selten so angegriffen gewesen sein, daß er den Mast für eine Strickleiter hielt und umgekehrt.“

„Was trieb er denn zuletzt hier?“

„Bis vor kurzem war er im Hospital, sechs Wochen lang; es gefiel ihm augenscheinlich ganz vorzüglich, und ich hatte Mühe ihn wie den Fuchs aus dem warmen Bau herauszutreiben. Vorher verzapfte er zu 40 Sen (etwa 1 Mark) pro Kopf und Monat an 40 Schüler einer japanischen Schule seine Weisheit und hätte sich am Ende damit durchfressen können, wenn er nicht so durstig gewesen wäre. So aber verlegte er sich aufs Pumpen, und als das nicht mehr ging, aufs Anbetteln von Deutschen im Hafen.“

Das Abfahrtsignal machte der Unterhaltung ein Ende. Der um das Wohl des Herrn Fabricius so besorgte J. rief noch dem auf die Kommandobrücke eilenden Kapitän gut berlinisch

nach: „Verjessen Sie man nich, daß der olle Ziftnischer äquatorwärtß jejondest wird.“ Herrn Fabricius aber, den er am Keling des Vorderdeckß lehren jah, wünschte er freundlichst eine glückliche Reise.

Wir kamen bald in die Inland=sea, die von Akashi bis Shimonojeki 240 Meilen mißt. Eine Fahrt durch dies Binnen=



Insel Awaji
in der Inland=sea.

meer, das von der Hauptinsel Hiogo, dem sogenannten japanischen Festlande, und im Süden von den beiden großen Inseln Shikoku und Kyushiu und zahllosen kleinen eingeschlossen wird, ist vielleicht die schönste und abwechslungsreichste Seereise. Die fünf Hauptbecken sind durch Nadas (Wasserstraßen) verbunden und die Inseln davor überaus formenreich.

Rahle, zackige Felsmassen wechseln mit Eilanden, deren phantastische Matjubäume zuweilen wagerecht über die Wasserfläche aus dem Gestein ragen. Lange, bewaldete Gebirgszüge

vulkanischer Formation fesseln das Auge, wenn es auf der Küste der Insel Hiogo oder Shikoku weilt; dann entsteigen den Fluten wieder kegelförmige Inseln, terrassenförmig angebaut, deren Grat von einer Gruppe Pinien gleich einem Federbusch geziert wird.

Wehrmals verengt sich die Inland=sea so sehr, daß sie einen flußartigen Charakter annimmt, ja man glaubt, von allen



Bingo Nada.

Seiten eingeschlossen, die Fahrt müsse nun enden. Doch plötzlich macht der Steamer eine scharfe Biegung, und durch einen natürlichen Kanal gelangt man in ein neues Becken. Fischer=Vschunken und Handelsfahrzeuge beleben die reizenden grünen Buchten; mitunter zeigt sich auf schroffer Höhe, z. B. der Abuto=Insel, ein malerisches, von Niefeln umschlossenes Tempelchen, zu dem in die Felsen gehauene Treppen hinanföhren. Bei Shimonoseki verläßt man die Inland=sea und fährt nun an der Westküste

der Insel Kyushu südwärts, immer neue Inselgruppen im Auge, nach Nagasaki, dem schönsten Hafen Japans.

Es war spät abends, als wir in den von herrlichen Bergwäldern eingerahmten und durch Inseln vom Meer abgesperrten fesselhaften Hafen einfuhren und in weit der von den Holländern benannten Insel Papenberg Anker warfen, von wo während der Christenverfolgung im 17. Jahrhundert Tausende standhafter Bekenner in die See gestürzt wurden.



Hafen von Nagasaki.

Die „Hohenzollern“ blieb über Nacht im Hafen, um Kohlen einzunehmen und Waren auszuladen. Es war die letzte Nacht, die ich angesichts der japanischen Küste erleben sollte, und noch lange blickte ich in der Stille der zauberhaftesten Mondnacht auf dies schöne, seltsame Land.

Der nächste Morgen fand uns auf offener See, wo wir, den Kurs südwestlich nehmend, gegen die Straße von Formosa zu fahren. Gegen Abend durchflamten zahllose Blitze ununterbrochen das Firmament, die Luft erdröhnte von Donner-

schlägen, indes die weißen Wellenköpfe der vom Schiffskiel aufgewühlten Fluten spukhaft leuchteten.

Dazwischen klang ein kindliches Gewimmer von 30 Rehen, die dort in käfigartigen Kisten immer je zwei auf dem Borderdeck standen, um über Hongkong nach Canton zu gehen. Dort werden auf dem Markt neben geschlachteten Mäpffen und Spizen, Matten und Katzen auch diese edlen Tiere feilgeboden, wie ich es selbst mit Abscheu gesehen habe.

„Die armen netten Tiere!“ sagte auf einmal eine tiefe Stimme neben mir. Unwillkürlich sah ich mich nach dem Sprecher um, es war Herr Fabricius. Auf den ersten Blick hätte man ihn für einen alten Naturforscher gehalten. Seine hohe Gestalt trug er noch ganz aufrecht; nur ab und zu sank er ein wenig in sich zusammen. Ein langer, roter, schon stark ergrauernder Bart umrahmte sein intelligentes Gesicht. Die graugrünen, großen Augen lugten etwas verschwommen und müde durch eine goldene Brille, die auf der Wurzel seiner kräftigen, aber etwas platt abfallenden Nase ruhte.

„Wenn ich mich nicht irre, so sind Sie Herr Fabricius?“

„Sawohl, mein Herr, ich heiße Fabricius.“

„Sie rauchen gewiß; darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten?“

„Sehr gerne, denn Rauchen ist vielleicht das einzige, was ich auf der Welt nicht entbehren kann.“

Während er das Kraut ansteckte, hatte ich Muße, seine ganze Erscheinung, die von einer schätigen Eleganz war, zu mustern. Das Prachtstück war ein langer perlgrauer Paletot, dessen Kragenklappen mit ebensolcher Seide ausgeschlagen waren. Der breitkrämpige steife Hut wies allerdings Spuren eines längeren Gebrauches auf, doch war er, das bedenklich schillernde Band abgerechnet, viel passabler als die breite, zu einem Matrosenknoten geschlungene, einstmals weiße Kravatte. Die schwarzblaue Weste, die gestreifte Hose, Strümpfe und Pantoffeln

konnten sich noch sehen lassen. Stiefel trug er nie an Bord; ob aus Bequemlichkeit oder Mangel, erfuhr ich nicht. Für sein Alter besaß Herr Fabricius, der ja schon 50 Jahre die Welt durchstrich, eine beneidenswerte Elastizität und Widerstandsfähigkeit; er war eine von den Gummiballnaturen, die das Schicksal hundertmal niederwerfen kann, die aber immer wieder aufspringen, bis endlich der Ball doch ein Loch bekommt und liegen bleibt. Auf meine diskrete Frage befannte er sich zu 70 Jahren und klagte dann über die Kälte in den lustigen Wohnungen, die ihn südwärts treibe, und über die letzte Krankheit, fügte aber hinzu, seine schlimmste Zeit, nämlich von 1844 bis 1859, liege weit hinter ihm. Ein Mann, der im hohen Alter fast wie ein Schöbling reiste, mußte freilich damals Grauenhaftes erlebt haben, wenn er seinen jetzigen Zustand erträglich fand. Ich bat um näheren Aufschluß, den er willig gab.

„Es war in Indien. Im Jahre 1844 ließ ich mich als Pharmaceut und Chirurg von der ostindischen Compagnie engagieren, bei der ich bis zu ihrer Auflösung im November 1858 verblieb. Herr, was ich da an Not und Elend miterleben mußte, das hat mich abgestumpft gegen alle Schicksalsschläge der Zukunft. Alle Seuchen, alle Qualen, das Verdursten wie das Verhungern lernte ich in der furchtbarsten Gestalt kennen. Wer nach einem so vollgerüttelten Maß des Leidens nicht stirbt, der ist so ziemlich hieb- und stichfest gegen alles, was ihm sonst noch zustoßen mag.“

„Und nachher, da kam's besser? Wohin gingen Sie später?“

„Nach Puebla in Mexiko verschlug mich mein Schicksal. Dort wirkte ich acht Jahre lang als Arzt und Apotheker und gründete mir auch eine Familie; es schien, als sollte ich entschädigt werden, aber alles war Trug, wie der Boden, auf dem ich lebte. Ein Erdbeben machte mich, der ich drei Häuser und eine Apotheke besaß, binnen einer halben Stunde zum Bettler,

und von den Meinen blieb nur das jüngste Mädchen. Da zog ich wieder nach Nien: und von nun an hielt mich das Glück nicht mehr zum Narren; nicht einmal zum Scheine bot es mir mehr die Hand, und dafür bin ich ihm eigentlich dankbar.“

Aus den weiteren Erzählungen ging hervor, daß er späterhin in China und Japan Apotheken besessen, in Australien, im malayischen Archipel kuriert und mediziniert, daß es aber nirgends mehr geklappt hatte; sei es, weil die Leute nicht genug von seinen Arzneien schluckten, sei es, daß er gar

mit höllischen Latwergen
In diesen Thälern, diesen Bergen
Weit schlimmer als die Pest getobt,

wie weiland in deutschen Gauen Dr. Faust senior und junior.

Auf meine Einreden über seine wetterharte Kraft wiederholte er das Bekenntnis völliger Resignation, die weder Hoffnungen noch Täuschungen mehr kenne. Wir schwiegen lang, bis uns ein Signal aus dem Brüten weckte.

Ich nahm den abgerissenen Faden auf, sprach von der mehrtägigen gemeinsamen Fahrt, von meiner Erwartung unterwegs mehr aus seinem Wanderleben zu hören, von Hongkong, wo er gewiß einige Zeit auf den Anschluß nach Borneo warten müsse und vermutlich alte Bekannte treffen werde.

„Ich kenne niemand mehr, aber“ — er stockte und fuhr sich mit der Hand über die Stirn — „ich habe dort eine Tochter — —“

Da wurde unsere Unterhaltung plötzlich abgebrochen, denn der mir von früheren Seereisen gut bekannte erste Offizier nahm mich unter den Arm und entführte mich dem Gesichtskreise des Herrn Fabricius, dem ich auf morgen Lebewohl sagte.

Im Navigationszimmer des Kommandodecks bei Wein und Cigarren angelangt, sprach der gemüthliche Seebär: „Entschuldigen Sie, daß ich Sie von diesem alten Bummelr weggeleotst habe,

aber für Ihre Börse ist es zweifellos besser, wenn Sie die Bekanntschaft nicht weiter kultivieren.“

„Ihre Fürsorge für meine Finanzen ist geradezu rührend, doch der alte Knabe interessiert mich, und mit 5, wenn's hoch kommt 10 Dollars wird dieser Verkehr nicht zu teuer bezahlt. Zudem ist Herr Fabricius unstreitig ein bedauernswerter armer alter Teufel, dem etwas Reisegeld gut thut.“

„Na, wenn der alte Löwe erst Blut geleckt hat, werden Sie ihn in Hongkong nicht mehr los. Dem ist nicht zu helfen. Wir Seeleute sind ja keine Unmenschen; aber in diesem Falle thun Sie entschieden besser, Ihr Geld zu behalten, anstatt sich dafür schwarz und blau anlügen zu lassen.“

„Sie thun dem Manne wohl Unrecht. Wenn er auch heruntergekommen ist, so macht er mir doch nicht den Eindruck eines Schwindlers oder Betrügers.“

„Aber ich bitte Sie“, unterbrach mich mein Gefährte, „ein Mensch, der sich nicht schämt zu betteln, der hat keine Ehre im Leibe. Ein anständiger Kerl schießt sich nieder, ehe er das thut; und mich hat die Beobachtung zu vieler brüchiger Existenzen von Ihrem Optimismus gründlich kuriert.“

Ich bestritt seine harte Generalisation und wollte individuell von Fall zu Fall entschieden wissen, als das Hinzutreten eines Dritten unserem lebhaften Gespräch eine andere Wendung gab. Aber die Versicherungen des trefflichen Lieutenants wirkten immerhin so stark in mir nach, daß ich am nächsten Morgen, um nicht „den Dummen abzugeben“, Herrn Fabricius auf Deck nur wortlos grüßte.

Eines schönen Nachmittags fuhren wir bei brennender Sonnenhitze zwischen unzähligen Dschunken und Sampangs, auf denen sich das Leben vieler tausend Chinesen von der Wiege bis zur Bahre abspielt, in den Hafen von Hongkong (d. h. „guter Hafen“) ein, den drittgrößten der Welt.

Von der Halbinsel Kowloon mit ihren riesigen Docks wird man in Dampfbaracken nach der Insel Hongkong und der Stadt Victoria hinüber befördert, deren steil amphitheatralisch aufsteigende Straßen, überragt vom Victoria Peak, imposant wirken.

Das bis heute unübertroffene Kolonisationsgenie der britischen Nation dürfte in keiner anderen Ansiedelung der Krone Englands so glänzend zu Tage treten wie auf Hongkong; denn binnen 50 Jahren haben die Engländer aus einem völlig kahlen, von mörderischen Piraten umzingelten, höchst ungesunden Felsen-eilande nicht nur ein Paradies, sondern einen der ersten Welt-handelsplätze geschaffen.

Durch die mir von früheren Besuchen her wohlbekannte Stadt schlendernd, kam ich in das den Berg aufsteigende Chinesenviertel, wo mehrere Monate hindurch bis zum Herbst die Pest fürchterlich gewütet und Tausende dahingerafft hatte; kein Wunder, wenn man bedenkt, daß in vielen Häusern die verfaulten Matten der Wohnräume unter den neuen schichtenweis liegen blieben. Der englische Gouverneur machte schließlich kurzen Prozeß, indem er den verseuchten Stadtteil gründlich desinfizieren und durch Mauern absperrern ließ, so daß ihn kein Mensch mehr betreten, geschweige denn bewohnen durfte. Von diesem unheimlichen Schlachtfeld des Würgengels eilte ich zur Queensroad, der Hauptverkehrsstraße, hinab, wo in und vor den großen Kaufläden ein bewegtes Treiben herrschte. Bezopfte Sänfenträger in schönen Livreen, ähnlich denen der Gondoliers der reichen Patrizier Venedigs, schossen geschäftig hin und her oder harrten vor den Klubs und Stores ihrer Herren.

Auch ich setzte mich in eine Sänfte und kam, die Queensroad in östlicher Richtung verfolgend, an den Parade- und Cricketgründen vorbei, in etwa einer halben Stunde zum Morrison Hill, durch den ein tiefer Einschnitt für die breite und wohlgepflegte Chaussee gezogen ist. Jenseits dieses Hügels zieht sich die

Straße bergab; man erreicht in wenigen Minuten das Happy valley. Auf seiner westlichen Seite und an dem föhrenbedeckten Abhang liegen die verschiedenen nichtchinesischen Friedhöfe, indes die Thalsohle von dem rasenbedeckten Rennplatz des Jockeyklubs ausgefüllt ist, den Hongkong natürlich wie jede englische Kolonie besitzt.



Zuerst erreicht man den muhammedanischen Friedhof, neben dem der katholische, vorwiegend von den Mitgliedern der großen Portugiesenkolonie benutzte Begräbnisplatz liegt. Diese Portugiesen sind nach Hongkong von ihrer 40 Meilen westlich gelegenen Kolonie Macao übergesiedelt, als der Handel dort immer mehr und mehr herunterkam und fast ganz in die Hände der Chinesen fiel. Unter den Portugiesen sind viele Mischlinge; ganz rein haben sich die wenigsten Familien erhalten. Man nennt daher alle Mischlinge, auch wenn kein portugiesisches Blut in ihren Adern rollt, einfach „Portugiesen“, und wie sie im Leben von den Engländern nicht als ebenbürtig und gesellschaftsfähig zugelassen werden, so bleiben sie auch im Tode getrennt.

Ein Besuch in dem reizend gelegenen Macao, das mit seinen Ruas, Plazas, Traversas, seinen zahlreichen Pfaffen, seiner Kathedrale, den wie auf Malta verschleierten Frauen,

feinen öden, melancholischen Straßen, aus deren Pflasterfugen das Gras wächst, mit den Barockfassaden seiner Patrizierhäuser an sicilianische Städtchen erinnert, lehrt deutlich, daß es mit der kurzlebigen Weltmacht der Portugiesen für immer zu Ende ist. Nur das Genie des Camoëns, der von 1563 bis 1569 in Macao lebte und hier an den „Lusiaden“ dichtete, erhält den alten Glanz. In einer pittoresken Grotte des bischöflichen Parkes steht seine Büste, in deren Sockel Verse aus seiner Meister-schöpfung eingegraben sind.

Auch der portugiesische Friedhof im Happy valley macht, wie die ganze Nation, einen verfallenen Eindruck und entspricht daher viel mehr einer Stätte des Todes als der einem großen herrlichen Tropenpark gleichende englische daneben. Einfache, würdige Massendenkmäler für die in Aufständen oder von Piraten Ermordeten, für Opfer der See und der Seuchen liegen in den Gräberstraßen zwischen den Familiengrüften zerstreut. Aber die Gartenkunst hat alles aufgeboten, um den Schauplatz der Verwesung in einen Zauberhain umzuschaffen.

Herrliche Ficus-, Magnolien- und Mangobäume wechseln mit rotblühenden Akazien, Fächer- und Kokospalmen; Lianen winden sich um Kampher- oder Zimmetbäume; neben wunderschönen Brotfrucht-bäumen wiegen mächtige Bambus leis ihr Haupt, während den Hügel meist schwarzgrüne Föhren bedecken. Die Gräber selbst werden umschlungen oder überschattet von den Wedeln tropischer Riesenfarren, von Schlehdorn, Hibiscus-sträuchern, von blühenden Bougainville, von Rhododendron, Camelien, Casuar und anderen Bäumen und eingefast von feurigen, langstieligen Lilien, straußensfederartig gefräufelten Chrysanthemem und duftigen Rosen.

Endlich gelangte ich in einen Bezirk, wo — so schien es mir auf den ersten Blick — „die Vergessenen“ lagen. Dies Gräberfeld wurde umgegraben, um Platz für Nachrückende zu

schaffen; doch da gerade Sonntag war, ruhte die Arbeit. Ausgerissene Kreuze, längst vergilbte Blumenkränze, verwäschene Inschriften auf den halb umgestürzten Grabsteinen, kurz, alle Zeichen des Vergessens boten sich dar, wohin man spähte; auch Knochenreste lagen umher. Ich schlug einen Pfad ein, der das Gräberfeld durchzog. Eine unheimliche Ruhe herrschte um mich her. Zwei türkisfarbige Falter waren die einzigen Lebewesen. Da sah ich, etwa zehn Schritte entfernt, einen Hut am Boden, und zwischen einem mächtigen Busch über einer Gruft lugten die Füße eines Mannes hervor. Näher tretend fand ich Herrn Fabricius auf dem Grabe sitzen, den Kopf in die Hände vergraben, die Ellenbogen aufs Knie gestemmt. Zu Häupten des Gruftkreuzes lag ein kleiner frischer Blumenstrauß.

Mich zwang es, diesen Mann, dem ich ein Unrecht abzubitten hatte, anzusprechen.

„Herr Fabricius“, sprach ich leise, „ist Ihnen etwa unwohl geworden; wie kommen Sie überhaupt hierher?“ Erst jetzt sah er mich an, mit geröteten Augen.

„Ja, freilich bin ich hier“, entgegnete er bitter mit bebender Stimme, „ich sag’ es Ihnen ja schon früher einmal, daß ich hier eine Tochter hätte.“

Als er diese Worte mühsam hervorgestoßen hatte, verbarg er abermals sein Gesicht in den Händen und kümmerte sich nicht weiter um mich. Nun wußte ich, daß dem Greis, der alle Hoffnung dahinten gelassen hatte, die Qual des Nichtvergessens geblieben war, und der scheinbar gegen alle Schmerzen Abgestumpfte noch litt und stöhnte.

„Verzeihen Sie, Herr Fabricius“, stammelte ich verlegen, „daß ich Sie in ihrer Trauer gestört habe, aber ich verstand damals Ihre Bemerkung über eine Tochter nicht. Wir wurden gerade in unserem Gespräch unterbrochen, was ich nun tief beklage.“ — Es erfolgte keine Antwort. Jene Zurückhaltung hatte

ihn gekränkt; ihm nun an diesem Grab eine Unterstützung anzubieten, durfte ich nicht wagen, und so verließ ich ihn sacht.

Im Weggehen konnte ich nur den Namen „Hella“ auf der Grabplatte lesen; die dem Wege zugekehrte Seitenwand enthielt die gemeißelten Worte: „Ertrunken an Bord des Dreimasters Esperanza den 22. August 18.. in der Straße von Formosa.“ Die zweite Hälfte der Jahreszahl war vom Regen verwaschen und unleserlich geworden.

Mir war nach alledem sehr übel zu Mute, und ich ging streng mit meiner Schuld gegen ein hartgeprüftes Menschenkind ins Gericht.

* * *

Von der Höhe des Bergabhanges, an dem sich diese Totenstadt aufbaute, sah ich, bevor ich mich entschloß, an Bord des Schiffes zu gehen, das mich heimwärts führen sollte, noch einmal auf das Thal und die Bay, die, gleich einem Bilde von einem Rahmen föhrenbedeckter Berge eingeschlossen, vor mir lag.

Von meiner Wanderung müde geworden, setzte ich mich auf einen Grabstein. Die Sonne ging zur Neige, sie hatte ihr Tageswerk gethan, doch noch einmal erglänzte sie in voller Schöne.

Gleich düstigen Schleiern zogen die Wolken in rascher Reihe geisterhaft, bald orangerot, violett, smaragdgrün, dann wieder rosa, schwefelgelb, zuletzt perlmutterfarben über den Horizont. Ein langwährendes Dämmern, wie es der nordischen Natur eigen, ist der tropischen fremd; sie verpufft ein Brillantfeuerwerk von märchenhafter Pracht, von blendenden Effekten in wenigen Minuten und vergeudet rasch ihre Kräfte, bis ihr plötzlich der Atem ausgeht. Scheinbar lebt sie sich schnell aus, um doch bald zu neuem Glanz zu erwachen.

* * *

Die Nacht, die Schwester des Todes, hatte ihre dunklen Schwingen über Land und See gebreitet. Vom Gestade kühlte eine leichte Brise, aus dem Meer heraufgesandt wie ein Gruß an die Vielen, die hier als seine Opfer ruhen, meine pochenden Schläfen. Tiefer Seelenfriede lag über dieser ebenso weihvollen als berauschend schönen Todesstätte!

Leise berührte etwas meine Schulter. Ein Wächter störte mich aus meinen Träumereien auf. Seiner freundlichen Aufforderung folgend, stieg ich den Hügelhang hinab, dem Ausgange zu. Wohin auch mein Auge spähte, es konnte nur ein Glühen und Blühen in dem geheimnisvollen Reiche, das mich umgab, erblicken, doch keinen Menschen fand es mehr.

Selbst Herr Fabricius hatte seine Tochter schon verlassen. Ich war der Letzte im „glücklichen Thale“.





JAPAN

Verzeichnis japanischer Ausdrücke.

- Amma**(=jan): Masseur.
Amados: Bretter, die des Nachts zum Schutz gegen Diebe vor die Terrassen der Häuser in Falzen eingeschoben werden.
Ascha: Japanischer Omnibus.
Benten: Göttin der Schönheit, der Liebe, wird aber auch als Beschützerin der Musik verehrt.
Binzuru-sama: heilkräft. Gottheit.
Biwa: Japanische Laute (4-saitig).
Biyoubu: Bemalte Klappschirme in der Art von spanischen Wänden.
Bonfest: Entspricht d. Allerseelenfest d. Katholiken, wird im Juli gefeiert.
Chanoya: Feierliche Thee-gesellschaft.
Daimio: Eigentlich Dai-miyō („großer Name“), Bezeichnung für Repräsentanten des Feudaladels.
Doma: Theaterparfett, s. S. 184.
Doura: Schlagbeden.
Fusuma: Papierene Schiebewände, s. S. 73.
Furo: Badewanne.
Gaku: Eingerahmtes Wandbild.
Gamelang: Javaisches Orchester, meist bestehend aus Glocken und Klappinstrumenten.
Geisha: Tänzerin.
Getas: Holzsandalen.
Gidayu: Sängerin, s. S. 195 f.
Giozi: Kampfswart b. d. Ringspielen.
Gohai: s. S. 281 Anmerkung.
Gongs: Große Metallscheiben, als Schlagbeden vor und in den Tempeln an Stelle d. Glocken verwandt.
Hachiman: Kriegsgott.
Haifuki: Aschenbecher, meist aus einem Stück Bambus verfertigt.
Hana: Blume, a. Bezeichnung f. Blumengeld(Trinkgeld) in Theehäusern.
Hanamichi: „Blumensweg“, Teil der japanischen Bühne, s. S. 184.
Hanajara: Eine Art Gimmel, bestehend aus einer durchbrochenen Metallplatte; wird in buddhistischen Tempeln verwandt.
Harakiri: Bauchaufschlitzen, s. S. 180 Anmerkung.
Hashi: Eßtäbchen.
Hibachi: Feuerbeden.
Hinoki: Sonnenpresse.
Hioshige: Schlaghölzer (aus Reakholz), die gegeneinander geschlagen werden; in Tempeln und Theatern gebraucht.
Hirakana: Die japan. Kurrentschrift.
Jatwo: Religion des Teufels. So wurde das Christentum von den Feinden desselben benannt.
Jinrikisha: Zweiräderiges Wägelchen zum Personentransport, von Kulis gezogen.
Jnaho: weiße geschälte Stäbe, v. denen gekrümmelte Späne herabhängen; gelten bei den Ainos als Hausgottheiten.
Jodo: s. S. 48.
Kagura: Heiliger Tanz, der bei Festen auf den eigens dazu errichteten Bühnen in den shintoistischen Tempelanlagen aufgeführt wird.
Kakemono: Japanisches Rollbild.
Kakko: Der vierte Bootsmann bei dem Kormoranfang, so genannt nach dem Bambusinstrument, mit dem er die Vögel anseuert.
Katakana: Die japan. Silbenschrift.
Kemans: Metallscheiben mit durchbrochener und gravierter Arbeit; schmücken die Innenwände der buddhistischen Tempel.
Kesan: Buddhistischer Priestermantel aus Seidenbrokat, s. S. 49.
Kimono: Hauptkleidungsstück der japanischen Männer und Frauen.
Kitano Tenjin: Berühmter Staatsmann d. 9. Jahrhunderts, der später zu einer Gottheit erhoben wurde.

- Koku:** Zweifaltige Violine.
Koto: Eine Art Zither (13-faltig).
Kura: Vorrathshaus der Ainos.
Kurombo: f. S. 192.
Kuruma=ya: Wagenzieher.
Kwan: Jap. Gewicht (8¹/₄ Pfd. engl.).
Kwanon: Göttin d. Barmherzigkeit.
Kakura: Kopfschmel, f. S. 187.
Maru=bato: Banner, die in buddhi-
 stischen Tempeln von der Decke
 herabhängen, f. S. 45.
Mekate: Nebenfrau.
Mikoshi: Shintoistische Götter-
 schreine, f. S. 127—28.
Mino: Aus Binsenstroh geflochtener
 Regenmantel.
Miya: „Verehrungswürdiges Haus“,
 Bezeichnung für Shintotempel.
Moksha oder **Moxa:** f. S. 48.
Moku=geyo: Tempelinstrument,
 f. S. 265 Anm.
Mokugio: Schellenförmige Holz-
 trommel, wird in buddhistischen
 Tempeln verwandt.
Mosu: Kopfbedeckung der buddhi-
 stischen Priester, f. S. 50.
Mesjan: Kellnerin.
Nio: Götterbilder, die stets zu Zweien
 vor den Außenthoren der buddhi-
 stischen Tempel als Schutzgott-
 heiten stehen.
Obi: Gürtel, der den Kimono um
 den Leib zusammenhält.
Ofuda: Ablatzettel, f. S. 134.
Oheio: „Guten Tag!“
Oshime: Strohkranz, f. S. 148.
Ramma: Geschnitztes Relief.
Rappa: Posaune.
Ri: Kleinste jap. Kupferm. (ca. ¹/₃ Pfg.).
Ritsu=kuan: Kleine Flöte.
Ronin: Herrenloser Krieger, f. S.
 179, A.
Sajiki: Platz im Zuschauerraum des
 japanischen Theaters, f. S. 183 f.
Safaki: Den Shintogöttern hl. Baum.
Safe: Reiszwein.
Sakura: Japanischer Kirschbaum,
 Prunus pseudo-cerasus.
Samisen: Dreifaltige Guitarre.
Sampang: Ruderbarke.
Samurai: Krieger.
San: „Herr“, auch „Frau“ und
 „Fräulein“; wird jedem japanischen
 Namen angehängt.
Sen: Jap. Kupfermünze (ca. 2¹/₂ Pfg.).
Shitamiro: Herold.
Shogun: „Feldherr“; die Shogune
 waren Jahrhunderte hindurch (bis
 1868) die eigentl. Herrscher Japans.
Shoji: Schiebewände, die auf der
 nach der Straße oder dem Garten
 zu gelegenen Seite des japanischen
 Hauses die Stelle der Fenster ver-
 treten, f. S. 74.
Shyo=no=koto: 13-faltige Zither.
Sumotori: Ringer.
Sujuribako: Tischbeden.
Tabako=bon: Gestell für Rauch-
 requisiten.
Taiko: Trommelschläger.
Takodoma: Platz im Zuschauerraum
 des japan. Theaters (die Logenreihe
 unterhalb der Sajiki), f. S. 184.
Tatami: Matten, die den Boden
 der Zimmer bedecken.
Tenin: Engel des buddhistischen
 Himmels.
Tera: d. h. buddhistischer Tempel.
Tiffin: Mahlzeit; entsprechend dem
 englischen lunch.
Tokonoma: Alkovenartiges Gelaß
 im japanischen Haus, dient zur
 Schaustellung von Vasen, Kafe-
 monos und anderen Ziergegen-
 ständen.
Tori: Galgenförmiges Thor vor dem
 Eingang zu den Shintotempeln.
Tos: Verschiebbare Holzwände; ver-
 treten in Japan die Stelle der
 Zimmerwände.
Tsuitate: Auf Füßen stehende be-
 malte Schirme, in der Art unserer
 Ofenständer.
Tsujumi: Klopftrommel.
Yadoya: Gasthaus.
Yen: Jap. Silbermünze (ca. Mk. 2.40).
Yoroya: Freudenhaus.
Yoshiwara: Freudenhaus-Viertel.



4366



Straße in Enoshima.